peDOCS
Open Access Erziehungswissenschaften

DIPF

Fuchs, Max

Strukturmerkmale der Moderne und die Pädagogik. Überlegungen zum Verhältnis von Gesellschaft und Subjekt

Wuppertal 2024, 315 S.

Quellenangabe/ Reference:
Fuchs, Max: Strukturmerkmale der Moderne und die Pädagogik. Überlegungen zum Verhältnis von Gesellschaft und Subjekt. Wuppertal 2024, 315 S. - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-317971 - DOI: 10.25656/01:31797

https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-317971
https://doi.org/10.25656/01:31797

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.
This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Max Fuchs

Strukturmerkmale der Moderne und die Pädagogik

Überlegungen zum Verhältnis von Gesellschaft und Subjekt

Prof. Dr. Max Fuchs

Völklinger Str. 19

42285 Wuppertal

https://max-fuchs.de

Wuppertal 2024

Inhaltsverzeichnis

Vorwort *4*

Einleitung *6*

Teil 1: Konzeptionen der Moderne und ihre charakteristischen Merkmale *10*

1. Was ist die Moderne? Eine erste Annäherung 10

2. Die Moderne - Theorien und Narrative 32

3. Charakteristika der Moderne 40

Zwischenbemerkung: Zur Rolle und Funktion von Menschenbildern *46*

Teil 2: Pädagogik und die Moderne: Beispiel Aufklärung *52*

A. Zur Entwicklung der Rahmenbedingungen der Aufklärung *52*

4. Zur Entstehung des rationalen Denkens in der (europäischen) Antike 55

5. Vom Mittelalter zur Neuzeit: Die zunehmende Bedeutung von Individualität 61

6. Der Humanismus der Renaissance 79

7. Aufbruch in die Moderne in der Frühen Neuzeit 99

8. Zur Entwicklung des Kapitalismus 106

9. Der moderne (europäische) Staat entsteht 121

10. Pädagogisches Denken 137

B. Die Aufklärung 142

11. Was ist „Aufklärung“? 142

12. Zur ökonomischen Situation im 18. Jahrhundert 155

13. Zum gesellschaftlichen Wandel 164

14. Zur kulturellen Entwicklung 169

15. Das pädagogische Denken 178

Teil 3: Pädagogik und die Strukturmerkmale der Moderne: Die heutige Gesellschaft 183

16. Wann begann die Gegenwart? 185

17. Epochaltypische Schlüsselprobleme und Subjektformen in der gesellschaftlichen Transformation 195

18. Pädagogisches Denken I und der Diskurs der Moderne 206

A. Überblick 206

B. Hinweise zur Rolle von Strukturmerkmalen der Moderne in der Pädagogik 212

19. Pädagogisches Denken II: Zur Diskussion einzelner Merkmale 219

A. Vernunft, Wissenschaft, Technik 220

B. Kapitalismus, Kommodifizierung und ökonomische Bildung 236

C. Das Subjekt und seine Bildung 251

D. Pädagogik in internationaler Perspektive – einige Hinweise 258

Schlussbemerkungen 275

Literatur 280

Vorwort

Gleichgültig, von welchem Konzept von „Moderne“ man ausgeht, dürfte es unstrittig sein, dass die entsprechend verstandene „Moderne“ als prozesshaft gesehen werden muss. Es geht um Veränderungen und Transformationen, um Strukturwandel und immer wieder auch um Revolutionen. So stehen bei vielen Autor*innen, die sich mit der Moderne befassen und die versuchen, zu einer präziseren Klärung dessen zu gelangen, was man darunter zu verstehen hat, unterschiedliche Revolutionen an ihrem Beginn. Es handelt sich um politische Revolutionen etwa in England, Amerika oder Frankreich, um ökonomische und wissenschaftliche Revolutionen und nicht zuletzt um die Industrielle Revolution in Europa.

Auf solche Debatten wird der vorliegende Text eingehen müssen. Doch steht im Vordergrund die Frage, wie die Menschen, die entsprechende Wandlungsprozesse gestalten oder zumindest erdulden müssen, mit der sich verändernden Situation umgehen. Dabei gibt es eine große Einigkeit darüber, dass es insbesondere in der „Moderne“, gleichgültig, wie man sie von anderen Zeitabschnitten abgrenzt, zu einer Beschleunigung des gesellschaftlichen Wandels gekommen ist. Dies ist zurzeit deshalb aktuell, weil viele Menschen davon überzeugt sind, wieder in einer Zeit eines gravierenden gesellschaftlichen Wandels zu leben. Stichworte sind Digitalisierung, Umweltzerstörung, Klimawandel, neue Kriege und politische Verschiebungen in eine antidemokratische Richtung.

Man muss dabei davon ausgehen, dass es eine gewisse Passung zwischen der jeweiligen gesellschaftlichen Ordnung und den individuellen Dispositionen und Kompetenzen der Menschen, die in dieser Ordnung leben, geben muss. Verändern sich die Strukturmerkmale der Gesellschaft, dann wird dies zwangsläufig eine Veränderung der Persönlichkeitsstrukturen der betroffenen Menschen notwendig machen. Hierbei kommen Pädagogik und erziehungswissenschaftliche Reflexion ins Spiel, denn es geht um Prozesse des Lernens, des Umlernens und auch das Verlernens. Gerade letzteres ist nicht leicht, da Dispositionen und Kenntnisse betroffen sind, die sich offensichtlich eine längere Zeit bei der Gestaltung des individuellen Überlebensprozesses bewährt haben. Es ist daher nicht nur zu erkunden, um welche Veränderungsprozesse es sich handelt, welche neuen Strukturmerkmale sich in der sich entwickelnden Gesellschaft ergeben und welche neuen Dispositionen und Kenntnisse daher benötigt werden: Es betrifft auch die Frage, welche Haltung der Einzelne gegenüber solchen Veränderungsnotwendigkeiten einnimmt. Wie

sehen also individuelle und gesellschaftliche Lernprozesse aus, auf welche Weise erfolgen solche Prozesse (formal, nonformal, informell), welche Möglichkeiten der Akzeptanz oder auch des Widerstandes sind gegeben und werden genutzt?

All diese Fragen sind zudem verbunden mit ethisch-moralischen Fragen der Bewertung der Veränderungsprozesse. Zum einen geht es hierbei um die Frage, inwieweit stattfindende oder vorgesehene Veränderungen dem Überleben der Menschen zuträglich sind, zum anderen muss man sich mit der sich in den letzten Jahrzehnten verschärfenden Kritik an der Moderne auseinandersetzen, die zudem oft mit einer Kritik an einem unterstellten Eurozentrismus verbunden ist.

Im ersten Teil dieser Untersuchung versuche ich, aus der Fülle unterschiedlichster Vorschläge zum Verständnis der „Moderne“ eine für die spezifische Fragestellung dieses Textes tragfähige Konzeption zu entwickeln. Dabei steht nicht nur eine nahezu unüberschaubare Menge an Literatur aus unterschiedlichen Disziplinen, Regionen und Interessenslagen zur Verfügung, ich kann auch auf eine mehrjährige eigene Bearbeitung dieser Problematik zurückgreifen. Das Ziel dieses Teiles besteht darin, eine weitgehend unstrittige Liste an charakteristischen Merkmalen der „Moderne“ zu erarbeiten.

Im zweiten Teil werden einige dieser Merkmale, die ich für besonders relevant halte, herausgegriffen und in ihrer Genese und in ihrem Geltungsbereich untersucht. Hierbei geht es insbesondere darum, einen immer noch verbreiteten eurozentrischen Blick zu vermeiden.

Der dritte Teil befasst sich mit der Frage, wie die oben angesprochenen Prozesse des Lernens, des Umlernens und des Verlernens im Hinblick auf die im zweiten Teil diskutierten charakteristischen Merkmale stattfinden.

Die vorliegende Arbeit verwendet einige (z. T. überarbeitete) frühere Texte zur Entwicklung der Moderne.

Einleitung

Von der Pädagogik und insbesondere von pädagogischen Institutionen wird erwartet, dass sie den einzelnen Menschen dazu befähigen, sein eigenes Projekt des guten Lebens zu realisieren (vgl. Fuchs 2019). Es geht dabei um die Entwicklung der Persönlichkeit, so wie es als Ziel pädagogischer Bemühungen etwa in den Zielparagrafen des Kinder und Jugendhilfegesetzes (KJHG) oder der verschiedenen Schulgesetze der Länder steht. Hierbei ist zu berücksichtigen, dass der Mensch zwar sein Leben selbst leben muss – und hierfür bestimmte Kompetenzen benötigt –, dass diese Lebensbewältigung und Lebensgestaltung jedoch stets in sozialen Kontexten geschieht und von Ressourcen abhängig ist, die die Gesellschaft bereitstellt (bzw. bereitstellen sollte).

Individualität entsteht dabei nicht bloß in sozialen Kontexten, diese sind vielmehr grundlegende Bedingung für einen erfolgreichen Individualisierungsprozess. Man spricht von der „Gesellschaftlichkeit des Individuums“ (Holzkamp 1978). Individualisierung und Sozialisierung sind also zusammengehörige zwei Seiten derselben Medaille. Ebenso wie das Individuum auf entsprechende gesellschaftliche Rahmenbedingungen angewiesen ist, ist die Gesellschaft darauf angewiesen, dass die Menschen, die in ihr leben, sie tragen.

Dabei kann man nicht davon ausgehen, dass sich die Interessen des Einzelnen und die Interessen der Gesellschaft immer decken. Zum einen sind die unterschiedlichen Interessen der vielen Einzelnen zu berücksichtigen, die nicht unbedingt im Einklang miteinander stehen. Zum andern ist ein charakteristisches Merkmal moderner Gesellschaften ihre immer weitergehende Ausdifferenzierung in Teilbereiche, die jeweils eigene Interessen und Ziele verfolgen und gemäß unterschiedlicher Handlungsprinzipien funktionieren. Der Erziehungswissenschaftler Helmut Fend (2006) hat vor diesem Hintergrund auf der Basis der funktionalistischen Gesellschaftstheorie des amerikanischen Soziologen Talcott Parsons mit seiner Unterscheidung von vier Subsystemen der Gesellschaft am Beispiel der Schule die folgenden gesellschaftlichen Funktionserwartungen unterschieden: So erwartet die Wirtschaft die Entwicklung geeigneter Qualifikationen, das Subsystem der Politik erwartet die Legitimation der jeweiligen politischen Ordnung, im Hinblick auf die Gemeinschaft geht es um Selektion und Allokation und bei dem Subsystem Kultur wird erwartet, dass ein Beitrag zur Enkulturation des Einzelnen geleistet wird.

Bei diesem theoretischen Modell ergeben sich einige Spannungen. So ist bei jedem einzelnen der vier Subsysteme damit zu rechnen, dass daraus sehr unterschiedliche Erwartungen an das Bildungssystem formuliert werden. Es ist auch mit grundsätzlichen Unterschieden zwischen den Funktionserwartungen aus den unterschiedlichen Subsystemen zu rechnen. Nicht zuletzt muss man berücksichtigen, dass es neben gesellschaftlichen Funktionserwartungen auch das Ziel der Persönlichkeitsentwicklung gibt. Letzteres spielt gerade im modernen Gesellschaften eine entscheidende Rolle, da eine ihrer Grundlagen die Idee einer autonomen Persönlichkeit ist. Versteht man Autonomie als Selbstbestimmung in Freiheit (Vgl. Gerhardt 1999), so zeigt sich sofort das Spannungsverhältnis zu gesellschaftlichen Funktionserwartungen, die man auch als Form der Fremdbestimmung interpretieren kann.

Ausgehend von dem strukturfunktionalistischen Modell von Fend muss man davon ausgehen, dass es in pädagogischen Prozessen nicht um eine kritiklose Anpassung an jeweilige gesellschaftliche Funktionserwartungen geht, sondern dass der Einzelne auch in die Lage versetzt werden muss, in eine kritisch-reflexive Distanz zu diesen Erwartungen gehen zu können. Das Problem hierbei besteht darin, dass jeder Einzelne auch bei einer kritischen Haltung gegenüber gesellschaftlichen Erwartungen die Funktionsprinzipien der Gesellschaft, in der er lebt, kennen und beherrschen muss.

In diesem Zusammenhang ist zu berücksichtigen, dass sich gesellschaftliche Funktionserwartungen zu Menschen- und Weltbildern verdichten, die einen normativen Rahmen für die Debatten über geeignete Maßnahmen der „Formung der Subjekte“ darstellen. Der Erziehungswissenschaftler Hermann Veith (2003) hat den Wandel von Menschenbildern und entsprechenden pädagogischen Zielvorstellungen in der Neuzeit seit 1500 untersucht und hierbei die Korrelationen mit Entwicklungen in der Politik oder in der Wirtschaft aufgezeigt.

So spricht man etwa im Hinblick auf die entstehende bürgerliche Gesellschaft von bürgerlichen Tugenden (etwa Fleiß, Disziplin, Ordnung, Pünktlichkeit, Sauberkeit etc.; siehe Münch 1984), die für ein erfolgreiches Handeln des Einzelnen nötig sind. Veiths Studie zeigt zudem, dass bei der Untersuchung des Zusammenhangs von Gesellschaft und Einzelnem in den letzten 500 Jahren (bezogen auf Europa) unterschiedliche Prozesse und Themen berücksichtigt werden müssen und Zusammenhänge zwischen diesen aufzuzeigen sind. So

geht es etwa um Interdependenzen zwischen der Entwicklung der (europäischen) Moderne, der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft, der Entwicklung des Kapitalismus, der Entwicklung der politischen und Staatstheorie, der Industrialisierung und der industriellen Revolution, der Entwicklung der Naturwissenschaften und der Philosophie etc., und dies unter Berücksichtigung der Verbindung mit und Beziehungen zu Entwicklungen in anderen Weltregionen. Man wird also danach fragen müssen, welche der Entwicklungen spezifisch für die Moderne und allein ihr zuzuordnen sind. Zudem muss man Diskurse und Debatten auf der theoretischen (und ideologischen) Ebene von realen Entwicklungen unterscheiden.

Interessant sind in dieser Hinsicht Epochenschwellen, also Zeiten, in denen es zu gravierenden Veränderungen in einzelnen Bereichen der Gesellschaft oder vielleicht sogar in der Gesellschaft insgesamt gekommen ist. Ein Vergleich solcher Situationen in der Geschichte ist möglicherweise auch deshalb aufschlussreich, weil viele Wissenschaftler*innen die heutige Situation als Epochenumbruch oder zumindest als gravierende gesellschaftliche Transformation interpretieren. Zum Zweck der Untersuchung dieser spannungsvollen Verhältnisse ist eine Reihe wissenschaftlicher Disziplinen, neben den unterschiedlichen Sparten der Erziehungswissenschaft etwa die Sozialisationsforschung, entstanden.

Der vorliegende Text befasst sich mit einigen Aspekten dieses komplexen Zusammenhangs zwischen Einzelnem und Gesellschaft. So geht es als erstes darum, etwas genauer unsere Gegenwartsgesellschaft zu beschreiben. Als erste grobe Charakterisierung nehme ich hierzu den Begriff der (europäischen) Moderne und stelle einige ihrer grundlegenden Strukturprinzipien zusammen. Ein wichtiger Aspekt besteht in der Gefahr einer eurozentrischen Sichtweise. „Eurozentrismus“ bedeutet hierbei nicht bloß eine Konzentration auf eine bestimmte Region, sondern vielmehr eine Bewertung der Entwicklungen in dieser Region in einer Weise, die diese als vorbildlich und als Maßstab für Entwicklungen in anderen Regionen der Welt auffasst. Gegen eine solche, durchaus immer noch vorzufindende Sichtweise gibt es in vielen wissenschaftlichen Disziplinen Gegenbewegungen. So spricht man etwa in der Geschichtswissenschaft von einer Globalgeschichte, die die europäische Entwicklung in Beziehung zu anderen Entwicklungen setzt und hierbei der Aufforderung des indischen Historikers Dipesh Chakrabarty folgt, ‚Europa zu provinzialisieren‘ (siehe etwa Conrad 2013 sowie Conrad u. a. 2013). Vor diesem Hintergrund sollen einige charakteristische Merkmale der Moderne wie Fortschritt, Vernunft,

autonome Persönlichkeit etc. im Hinblick auf ihre Genese und ihren Geltungsbereich beschrieben werden.

In zwei weiteren Teilen dieser Arbeit stellt sich die Frage, ob und wie individuelle Aneignungsprozesse stattfinden und gestaltet werden können, in denen solche gesellschaftlichen Strukturmerkmale zu individuellen Dispositionen werden. Man kann diese Fragestellung zumindest auf zweierlei Weise angehen. Zum einen kann man fragen, inwieweit Konzeptionen der Moderne den Aspekt der individuellen Aneignung gesellschaftlicher Strukturprinzipien thematisieren. Man kann auch danach fragen, inwieweit in pädagogischen Konzeptionen (und Strukturen) die besonderen Bedingungen der Moderne reflektiert werden.

In meiner Auseinandersetzung mit den genannten Problemen spielt der Aspekt der historischen Entwicklung eine wichtige Rolle. Bei der Suche nach entsprechenden Darstellungen der politischen, sozialen, kulturellen und ökonomischen Entwicklung zeigt sich schnell, dass nicht-westliche Entwicklungen – außer in entsprechenden Spezialstudien – kaum berücksichtigt werden. Eine Fokussierung auf Europa ist dabei immer wieder mit einer eurozentrischen Perspektive verbunden, die westliche Entwicklungswege als anzustrebendes Muster für Entwicklungen außerhalb des Westens nimmt. Dies wird in aktuellen post- und dekolonialen Studien kritisch diskutiert. Es geht in diesen Studien um Diskriminierung, Rassismus und asymmetrische Verhältnisse zwischen Nord und Süd. Die vorliegende Arbeit befasst sich vor diesem Hintergrund mit einem Problem, das Knobloch/Drerup (2022, 9 f.) wie folgt beschreiben:

„Normativ allzu eindeutige, durch einen eher ambivalenzfreien und unreflektierten politischen Moralismus geprägte Positionierungen und Kritiken, die sich sowohl auf Seiten post- und dekolonialer Theorie als auch auf Seiten ihrer Kritiker finden, dürften einer differenzierten und sachlichen Klärung der relevanten Problemlagen jedenfalls kaum zuträglich sein. Hierzu zählen etwa essentialisierende Globaldiagnosen über ‚den Westen' (…), die oftmals mit problematischen, ‚losen Äquivalenzketten (praktische Vernunft = Fortschrittsnarrativ = Imperialismus) (…) operieren und so von der dann selbst als eurozentrisch qualifizierbaren Sichtweise ausgehen, bestimmte ‚dem Westen' zugeschriebene Merkmale (Vernunft, Säkularismus etc.) und Rationalisierungsprozesse ‚seien an einen geographischen und kulturellen Kontext gebunden' (…)."

Es geht daher – bei aller Akzeptanz der zu diskutierenden Probleme – u. a. um geeignete Forschungsmethoden (Stichwort „epistemische Gewalt" und um das Verhältnis von Moral und Wissenschaft.

Teil 1: Konzeptionen der Moderne und ihre charakteristischen Merkmale

1. Was ist die Moderne? Eine erste Annäherung

Zugangsweisen und Zeitdiagnosen

Eine erste Überlegung zur Verdeutlichung dessen, was „die Moderne“ ist, könnte darauf hinauslaufen, sie mit „Kapitalismus“, bürgerlicher Gesellschaft oder Europa gleichzusetzen, so wie es oft – etwa bei vielen Kritikern der Moderne (vgl. Fuchs 2024) – geschieht. Sicherlich wird man zugestehen, dass jedes der genannten Phänomene für sich untersucht werden kann (und dies auch in den letzten Jahren mit großer Energie geschehen ist; siehe etwa Fuchs 2024a für einen Überblick).

Man kann zudem auf den Historiker Thomas Nipperdey verweisen, der in seiner kleinen Schrift „Wie das Bürgertum die Moderne fand“ (1988) nicht bloß gute Gründe für diese Parallelisierung angibt, sondern zudem diese parallele Entwicklung am Beispiel der Genese des spezifisch deutschen Kunstsystems aufzeigt. Immerhin hat man durch diese kurze Überlegungen schon einiges an Erkenntnissen gewonnen: Es gibt unterschiedliche Disziplinen, die sich um die „Moderne“ und ihre Diagnose kümmern (Soziologie und Geschichte, aber auch Philosophie, Kunst und Kulturwissenschaften, Politologe und andere; siehe das Handbuch Jaeger/Knöbl/Schneider 2015).

Die verschiedenen genannten Disziplinen, die sich um die Moderne kümmern, sorgen allerdings auch für einige Verwirrung, denn die Verständnisweisen von „Moderne“ reichen allein in ihrer Datierung unterschiedlich weit: Die einen identifizieren mit der Moderne die Neuzeit, für andere beginnt sie erst im 20. Jahrhundert. Immerhin: Wer von „Moderne“ spricht, will diese Zeit absetzen von anderen Zeiten, hat also ein spezifisches Verständnis von Epochen, von historischen Abläufen, und oft genug ist dies verbunden mit normativen Bewertungen etwa im Hinblick auf Fortschritt, Verbesserung des Menschengeschlecht oder der „Perfectibilität“. Zwar gab es schon in der Antike berühmte Historiker, die ihre Gegenwart in Beziehung zu anderen Zeiten (und ihre Region in Beziehung zu anderen Regionen) setzen, doch wird dieses spezifische Verständnis von historischer Zeit Giambattista Vico (1668-1744) zugesprochen. Wir befinden uns damit im Vorfeld der Aufklärung, was insofern folgerichtig ist, als „Aufklärung“ oft genug als weiteres Synonym für „Moderne“ verwendet wird (siehe Thoma 2015).

Nun ist die Moderne auch kritisch mit sich selbst. Dies heißt insbesondere, dass es immer wieder gewichtige Versuche gegeben hat, das Deutungsmonopol der westlichen Moderne zu brechen. Insbesondere haben Soziologen wie Simmel, Eisenstadt, Touraine oder Asnason (vgl. Knöbl 2001) die Vormacht der Max Weberschen Deutung der Moderne angegriffen. Max Webers Theorie der Moderne basiert auf der Durchsetzung vor allem von Rationalität, von rationaler Lebensführung, von Rechenhaftigkeit und von Individualität und Kapitalismus. Dagegen, so die genannten Autoren, muss man heute vielmehr von „multiple modernities" sprechen, da die frühere Sowjetunion oder Japan zwar moderne Staaten seien, aber nicht in das lineare Entwicklungsmodell von Max Weber passen. Dieses, so andere Kritiker, hat insbesondere in seiner Weiterentwicklung in der „Modernisierungstheorie" eher Schaden angerichtet als Erkenntnisse geliefert, weil es über viele Jahrzehnte – etwa in der Entwicklungspolitik – nur einen einzigen Entwicklungspfad für die „Entwicklungsländer" zugelassen habe (vgl. Wehling 1992; Cooper 2012, Fuchs 2021a und).
Wird die gesellschaftliche Entwicklung inzwischen zwar nicht mehr so geradlinig und wünschenswert in vielen soziologischen Theorien gesehen, so gilt nach wie vor das Erleben von Veränderung als wichtigstes Kennzeichen heutigen Lebens:

„Sozialer Wandel bestimmt das Lebensgefühl des modernen Menschen, des Menschen der Neuzeit, aber schon seit Jahrhunderten. Renaissance, Humanismus und Aufklärung, industrielle, technische und wissenschaftliche Revolution, historisch wachsende bürgerliche, politische und soziale Rechte, eine progressiv durchgesetzte Partizipation und Emanzipation immer größerer Bevölkerungsteile, die Säkularisierung der Gesellschaft und die Individualisierung von Lebensweise und Werten haben den Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit (Kant) des Lebens in traditionalen Lebensformen bewirkt. Der Mensch fühlt sich als Herr oder auch Opfer einer bewegten Geschichte." (Weymann 1998, S.119).

So werden prägnant viele Zuschreibungen der Moderne gesammelt, zunächst scheinbar unbeeindruckt von der oben angeführten Kritik an eben solchen Vorstellungen von „Moderne". Doch setzt Weymann dieses Zitat fort mit der Frage danach, ob das beschriebene Lebensgefühl des Wandels wirklich so neu ist oder sich nicht vielmehr schon bei den Griechen („alles fließt") Vorläufer finden lassen.

Die „Moderne“ war jedoch immer schon mehr als eine bloß neutrale oder pragmatische Zeiteinteilung. Immer schon schwangen erhebliche Werturteile mit: Die europäische Moderne war – ganz selbstverständlich – über Jahrhunderte das Maß aller Dinge (v. a. für die Europäer*innen selbst), demgegenüber Kulturen in anderen Teilen der Welt nur nachrangig sein konnten. Die „Modernen“ setzten sich ab von den Alten, weil sie glaubten, vieles besser zu machen. „Modern“ ist, wer auf der Höhe der Zeit ist, sodass in dieser Hinsicht „Tradition“ der Gegenbegriff ist.

Allerdings gab es schon früh auch in Europa explizit Gegenpositionen: Zum einen maß man die reale Gegenwart an den Versprechungen der Moderne (Freiheit, Individualität, Wohlstand usw.). Man kritisierte allerdings auch diese Ziele selbst, weil man ein verkürztes (rationalistisches) Menschenbild vermutete und in einer zu starken Vernunftorientierung Wesentliches am Menschsein zurückgedrängt sah. Beide Ansätze der Kritik, die nicht erfüllten Versprechungen und die Prinzipien selbst, vor allem die Behauptung ihrer universellen Gültigkeit, sind heute noch aktuell (siehe Fuchs 2024).

Die Romantik gilt als große Gegenbewegung zur Vernunftorientierung der Aufklärung, aber auch als Kritik an der Moderne in Bezug auf Triebverzicht, Gewaltförmigkeit, Domestizierung des Innenlebens, die Hineinverlagerung äußerer Zwänge in das Individuum (Freud, Foucault, Elias). Und auch die Überwindung des Mythos wurde als „Verlust“ beklagt. Im Zuge der Postmoderne und des Poststrukturalismus kamen daher alle diese Topoi wieder zum Vorschein, deren Verlust man beklagte und der „Vernunft“ zur Last legte (Körper, Sinnlichkeit, Emotionalität, das Individuelle, Phantasie usw.).

Vieles allerdings, was man im Zuge der Durchsetzung der Moderne zunächst als ihr spezifisches Kennzeichen identifizierte (Fragmentierung, die Individualisierung, Kontingenz) – ganz so, wie es Simmel im Anschluss an Baudelaire als Denker und Dichter der Moderne in seinen essayhaften Analysen des Großstadtlebens mit seiner Fremdheit, Mode, alltäglichen Ästhetik und der neuen Sozialfigur des Flaneurs getan hat – hat man in den neunziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts eher unter die Rubrik „Postmoderne“ einsortiert. Die Moderne – ein unvollendetes Projekt (Habermas), die Postmoderne dann in einem grandiosen Selbst-Missverständnis nichts anderes als die Moderne, die zu sich selbst findet?

Die Künste spielen eine wichtige Rolle bei diesen Fragen. Baudelaire beschreibt in einer Studie des Malers Constantin Guy „Modernität“ als Lebensgefühl. Immer wieder ist es die

Frage nach diesem spezifischen Lebensgefühl, der individuellen Welt- und Selbstwahrnehmung, die Frage nach dem Sinn, die in Diagnosen der Moderne gestellt wird.

Die meisten Anthropologen stimmen Ernst Cassirer (1990) zu, wenn er die Spezifik des Mensch-Seins in seinem Umgang mit Symbolen sieht: Der Mensch braucht Sinnhaftigkeit, sucht nach Bedeutungen, konstruiert ständig die Welt, in der er lebt. Suche nach Sinn, Suche nach Bedeutungen, Suche nach Orientierung und damit: Deutung von sich und der Welt sind ständige Aufgabe des Menschen. Dies ist das entscheidende Kriterium: dass der Mensch im Zuge der Erfahrung, dass die Welt machbar ist, die Unsicherheit dieses Machens und damit seiner Existenz erfährt. Er weiß auch nicht, in welche Richtung sich die Welt bewegen wird. Der Preis seiner Freiheit, seiner Loslösung von bislang unhinterfragten Deutungsinstanzen bringt die Last einer ständigen Aufgabe zur Deutung seiner Existenz mit sich.
Allerdings schafft sich der (moderne) Mensch zahlreiche Instanzen, die ihm hierbei helfen: Es entsteht eine spezifische Öffentlichkeit mit einem System von Medien, die er zu Rate ziehen kann. Nach wie vor gibt es Religionen, aber eben auch die Künste und die Wissenschaften. Zur Selbst-Auslegung der Gesellschaft erfindet er sogar neue Wissenschaften: Geisteswissenschaften, Kulturwissenschaften, die Soziologie, eine der Welt zugewandte Philosophie. Das Angebot an Deutungsangeboten ist wiederum so groß, dass er schon wieder Entscheidungshilfen braucht, welches Angebot er nutzen soll. Denn rein individuelle Sinndeutungen, für die man keine Partner findet, taugen wenig: Sinnfindung und Deutung sind immer auch soziale Prozesse. Deshalb gehen die Bürger ins Theater, ins Museum, ins Konzert, um unter Gleichgesinnten Deutungsangebote prüfen und sich ihrer Sicht auf sich und die Welt vergewissern zu können.
Die Suche nach Gewissheit treibt dabei durchaus eigenartige Blüten. Inzwischen wird heftig die Theorie einer reinen Vernunft-Orientierung des Menschen bestritten. Mythen sind ebenso gefragt wie esoterische Deutungsimporte. Auch die rationalen Wissenschaften vernachlässigen gerne die eigentlich für die Moderne typische Pluralität und bieten universelle Einheitslösungen an. Dies gilt nicht zuletzt für die Beschreibungen der Moderne selbst: lineare Modernisierungstheorien und Theorien des sozialen Wandels sterben nicht aus, obwohl die Kritik daran massiv ist.
Man kann also auch und gerade Zeit-Diagnosen zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen machen und sie etwa nach fachwissenschaftlicher Zuordnung, ihrer Nähe

zu empirischen Realitäten bzw. nach ihrem spekulativen Anteil, nach der Art und Richtung ihrer politischen Orientierung etc. unterscheiden. Allerdings ist Zeitdiagnose nicht unbedingt ein anerkanntes Geschäft:

„Kaum ein theoretisches Unternehmen wird heute voreiliger und unbesonnener betrieben als das der Zeitdiagnose. Es vergeht kein Jahr mehr, ohne dass nicht eine neue Formel entstanden ist, mit der die veränderten Charakterzüge unserer Gesellschaft auf einen einzigen Begriff gebracht werden sollen: war es zunächst die allgemeine Tendenz zum „Wertewandel", so bald danach die „Postmoderne", kurz darauf die „Risikogesellschaft" und heute schließlich die „Erlebnisgesellschaft", die an die Stelle von Industriegesellschaft, Kapitalismus oder Moderne getreten sein sollten. Einige dieser soziologischen Leitformeln konnten sich stärker im sozialen Alltagsbewusstsein verankern, andere schwächer; einige sind mit großem Erfolg in die Arenen der kulturellen Öffentlichkeit eingeflossen, andere haben gar auf die Programmatik der politischen Parteien Einfluss zu nehmen vermocht. Aber keine von ihnen hat die anschließende Phase der gewissenhaften empirischen Überprüfung unbeschadet überstanden. Sie alle haben sich schnell als Produkte einer Überverallgemeinerung von gesellschaftlichen Entwicklungen erwiesen, die nur eine beschränkte Reichweite, sei es in historischer, sei es in sozialer Hinsicht, besitzen."

Am weitesten in einer seriösen Erforschung von Zeit-Diagnosen dürfte dabei die Soziologie gekommen sein – was allerdings nicht weiter verwundert, da diese Disziplin mit dem Zweck der Selbst-Auslegung der bürgerlichen Klassengesellschaft begründet worden ist und Selbstreflexivität ein Bestandteil aller entwickelten soziologischen Theorien ist. Diese Situation hat den Vorteil, dass es eine ganze Reihe von Überblicks-Publikationen gibt, die die Orientierung erleichtern (Schimmank/Volkmann 2000, Volkmann/Schimmank 2002, Kneer/Nassehi 1997). Die beiden Bände von Schimmank/Volkmann stellen soziologische Gegenwartsdiagnosen aus den 80er und 90er Jahren des letzten Jahrhunderts aus Deutschland, Frankreich, Großbritannien und den USA vor. Interessant sind in unserem Zusammenhang die Überlegungen der Herausgeber bzw. von Walter Reese-Schäfer (in Band 2) zu möglichen Typologien von Zeitdiagnosen. So weisen sie auf die begrenzte „Haltbarkeitsdauer" der Zeitdiagnosen hin, was daherkommt, dass sich die Gesellschaft weiterentwickelt und ganz neue Problemlagen entstehen bzw. relevant werden (z. B. Umweltzerstörung). Allerdings werden manche Diagnosen oft genug auch dann zu Klassikern, wenn ihre Ausformulierung bereits einige Jahre zurückliegt, und dies trotz ihrer scheinbar nicht mehr vorhandenen Passfähigkeit. Dies geschieht etwa dann, wenn Leitmotive erneut aufgegriffen werden. So wurde etwa eine Verbindung zwischen der Diagnose von Beck und den klassischen Texten von Simmel im Hinblick auf die

Individualisierungsthese hergestellt. Allerdings ist auch dies ein häufiger Befund: dass aktuelle Zeitdiagnosen oft nichts anderes tun, als altbekannte Themen und Befunde zu wiederholen.
So resümierte der Soziologe M. R. Lepsius eine der ambitioniertesten Tagungen der letzten Jahrzehnte (Modernität und Barbarei; Miller/Soeffner 1996), bei der die gesamte damalige soziologischen Prominenz auftrat: keine grundsätzlich neuen Sichtweisen und Erkenntnisse, vielmehr ein Aufgreifen von Ansätzen, die bereits 150 Jahre früher formuliert wurden. Seine Schlussfolgerung lautete daher: Die Soziologie solle den Versuch aufgeben, Diagnose, Sinnstiftung und Deutung betreiben zu wollen und sich vielmehr auf die präzise und empirisch gehaltvolle Analyse kleinerer Fragestellungen konzentrieren (a.a.O., 359ff.)
Neben Soziologie sind auch Philosophie, Literatur, Journalismus, Kunst, Geschichtswissenschaft und andere Disziplinen an der Aufgabe der Zeitdiagnose beteiligt. Allerdings ist bereits im engeren Feld der Soziologie die Konkurrenz ausgesprochen groß (die oben genannten Sammelwerke stellen – entgegen dem Vorschlag von Lepsius – etwa 30 bis 40 gut ausgeführte Theorien vor, deren Zahl sich inzwischen noch vermehrt hat).

Man kann die Diagnosen im Hinblick darauf unterscheiden, wo sie ihren Schwerpunkt setzen und das Hauptkennzeichen der Gesellschaft sehen (Technikentwicklung, soziale Bindungen, Situation des Einzelnen, kultureller Wandel etc.). Sie liegen oft in ihrer Abstraktionsstufe zwischen allgemeinsten Bestimmungen der Moderne und sehr konkreten, empiriegesättigten Darstellungen einzelner Gesellschaften oder auch nur Teilen davon. Die empirischen Bezüge sind durchaus verschieden, der spekulative Anteil daher unterschiedlich hoch. Einige Zeit-Diagnosen sind resistent gegenüber der Empirie. Der Anteil an Werturteilen ist oft hoch, so dass die von Popper gesetzten Standards an Wertfreiheit unterlaufen werden. Dies gilt, wie der Philosoph Röttgers in Volkmann/Schimmank 2002 zeigt, vor allem im Hinblick auf anthropologische Grundannahmen.
Diesen Ansatz einer Gewinnung einer Typologie von Diagnosen führt Reese-Schäfer fort. Ein erster Weg ist der Vergleich der Kerntopoi aktueller Diagnosen mit denjenigen der Klassiker. Er findet vier Möglichkeiten:

- Anknüpfungen an Motiven, etwa bei der Thematisierung von Anomie oder Desintegration (traditionalistische Diagnostik)

- Verkehrung ins Gegenteil, z. B. Individualisierung statt Massengesellschaft (Innovations-Diagnostik)
- Verlust eines Motivs (z. B. die nicht mehr gestellte Webersche Frage nach dem Fachmenschentum)
- Aufkommen neuer Topoi (z. B. autopoietische Systeme).

Es gibt oft genug den Gedanken des Aufstiegs und Abstiegs von Gesellschaften und Kulturen (Spengler, Kennedy, Acemoglu/Robinson). Verbreitet ist der Topos der Überforderung des Menschen (sowohl bei den Klassikern, aber auch aktuell z. B. bei Sennett). Reese-Schäfer fragt nach ideengeschichtlichen Hintergründen, stellt also eine Beziehung zur Philosophie (oder – wie etwa bei Evolutionstheorien – zu Naturwissenschaften) her.
Als globalen Trend in aktuellen Diagnosen sieht Reese-Schäfer die Behauptung eines Epochenwechsels von der klassischen Moderne zur „Postmoderne".

Neben soziologischen Zeit-Diagnosen sind philosophische Ansätze zu berücksichtigen (die Unterscheidung ist häufig schwer, da etwa bei Habermas und anderen die Zuordnung zu Disziplinen kaum möglich ist). Oswald Spengler, Friedrich Georg Jünger oder Karl Mannheim sind zwar eher vergessen, können aber jederzeit reaktualisiert werden. Ortega y Gasset, Horkheimer/Adorno, Husserl, Plessner, Simmel: sie alle haben aus philosophischer Sicht Zeitdeutungen vorgelegt, die inzwischen Klassikerstatus haben („einsame Masse", „verspätete Nation"; vgl. auch Konersmann 2001).
Auch der Wandel darin, welche Disziplinen als anerkannte Leitdisziplinen für die Selbst-Auslegung der Gesellschaft dienen sollen und genutzt werden, ist relevant für die geistige Situation einer Zeit. Man erinnere sich an den Siegeszug der Kybernetik, an die immer wieder auftauchende Attraktivität ökonomischer Modelle, an die Evolutions-Theorien. Aktuell gelangen die Neuro-Wissenschaften in den Rang einer Leitdisziplin.

Am heftigsten ringen zurzeit die Kulturwissenschaften um Anerkennung, da sie – ebenso wie die Soziologie – Zeitdiagnose nicht bloß als Nebenerwerb, sondern als Hauptgeschäft betreiben müssen:
„Die Kulturwissenschaften befinden sich momentan in einer ambivalenten Lage. Einerseits gewinnen sie zunehmendes Gewicht für die Prozesse der kulturellen Deutung und Orientierung gegenwärtiger Gesellschaften, nicht zuletzt im Kontext interkultureller

Verständigung in einer globalisierten Welt. Andererseits ist ihr fachliches, theoretisches und methodisches Selbstverständnis keineswegs hinreichend geklärt.“, – so beginnt das dreibändige Handbuch der Kulturwissenschaften (Jaeger/Liebsch 2004).

Im Hinblick auf die „Meinungsführerschaft“ in den Kulturwissenschaften dürften die Literaturwissenschaften gut im Geschäft sein, z. B. wenn man Einführungsbände (z. B. Hansen) betrachtet; dies gilt insbesondere für den angelsächsischen Kulturdiskurs (Eagleton, Steiner, Jameson) und dort vor allem für den Postkolonialismus (siehe Fuchs 2024b).
Nicht zuletzt sind es die Künstler*innen und hier vor allem die Schriftsteller*innen, die ihren Beitrag zur Zeit-Deutung leisten. Sie tun es in ihren Werken, die oft genug als „Schlüsselromane“ ihrer Zeit betrachtet werden (Musil, Kafka, Brecht, Dickens, Baudelaire, Balzac).
Schriftsteller äußern sich allerdings auch oft genug nicht-literarisch – mit unterschiedlichem Erfolg. Besonders in Frankreich gab es mit Zola, Sartre oder Bourdieu Intellektuelle, die einen anerkannten Platz in der öffentlichen Diskussion hatten.
Eher selten sind es Künstler aus anderen Kunstsparten (wie etwa Beuys), die eine den Schriftstellern vergleichbare Rolle spielen. Hier gilt dann doch eher die Aufforderung: Bilde Künstler! Rede nicht! (Goethe)
Künste und Künstler kommunizieren über ihre Werke mit der Gesellschaft, was immerhin zur Folge hat, dass Heerscharen von Fachdisziplinen, Philosophen und Feuilletonisten diese Werke auch im Hinblick auf ihren zeitdiagnostischen Gehalt analysieren und deuten.

Ein kurzer Steckbrief der Moderne

Im letzten Abschnitt wurde gezeigt, dass es sehr unterschiedliche, jeweils fachspezifische Deutungsversuche der Gegenwart gibt. Um einen Eindruck zu vermitteln, wie diese Einzeluntersuchungen jeweils einzuordnen sind, will ich in diesem Abschnitt ein Rahmenmodell von „Moderne“ skizzieren.

Wegweisend sind bis heute die Studien von Max Weber, der auf der Suche nach den geistig-normativen Grundlagen des Kapitalismus (das ist bei ihm die Moderne) den Protestantismus,

vor allem den Protestantismus Calvinistischer Prägung ausmachte. Diese Studien haben vielfältige Fortführungen gefunden und die Geschichtstheorie, die Religions- und Wissenssoziologie, die Theorien des sozialen Wandels beeinflusst. Insbesondere hat sein Freund Troeltsch diese Studien – ganz in Webers Sinne – vertieft (vgl. Fuchs 2000, Kapitel 2).
Ein verbreitetes Bild der Entwicklung der Moderne könnte aussehen wie folgt:
Zunächst einmal ist eine Abgrenzung zwischen geistiger Moderne (Beginn im 16. Jahrhundert: linearer Zeitbegriff, Gedanke der individuellen Freiheit, Krisenhaftigkeit, Säkularisierung, Fortschrittsidee), politischer Moderne (im Laufe des 18. Jahrhunderts entstanden; zweckorientierte Gestaltung von Wirtschaft und Staat, politischer Liberalismus, Gewaltenteilung, demokratische Elemente) und gesellschaftlicher Moderne (Ausdifferenzierung der gesellschaftlichen Subsysteme, Verschwinden des Ständischen) sinnvoll.
Nun wird es niemanden verwundern, dass auch diese – zugegeben grobe – Differenzierung des Begriffs der Moderne nicht unumstritten ist. Vielmehr ist die Frage nach der Relevanz des Epochenwechsels in den verschiedenen historischen Disziplinen und dann natürlich die zeitliche Festsetzung der unterschiedlichen Epochen ständiges Diskussion- und sogar Streitthema. Band 1 des Handbuches der Kulturwissenschaften (Jaeger/Liebsch 2004) befasst sich (in Kapitel 6) ausführlich mit dieser Frage und unterteilt das Kapitel eher traditionell in archaische Gesellschaften, Hochkulturen (Ägypten, China), klassische Antike, Mittelalter und Neuzeit (allerdings jeweils mit Problematisierungen dieser Untergliederung). Gerade der Abschnitt über die Neuzeit (Verfasser: Friedrich Jaeger) enthält kritische Reflexionen zum Epochenbegriff. Denn erst in der Neuzeit entsteht ein selbstreflexives Zeit- und Geschichtsbewusstsein. Im Hinblick auf unsere Fragestellung ist die Auseinandersetzung mit der Gleichsetzung Neuzeit = Moderne interessant. Der Position, beides beginne um 1500, wird die sich offenbar in der Geschichtswissenschaft zunehmend Anhänger findende Position entgegengestellt, die die Neuzeit als Vorgeschichte der Moderne betrachtet und die die Moderne zur Gegenwart zählt, die mit der Doppelrevolution Mitte des 19. Jahrhunderts (in Europa) beginne. Folge ist zwar, die Einheitlichkeit eines „langen 19. Jahrhunderts“ aufzugeben, die Zeit zwischen 1850 und 1880 als Übergangsperiode zu betrachten, in der sich die Grundlagen der Moderne herausbildeten. Die zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts sind dann als „eigentliche“ oder „klassische“ Moderne zu betrachten.

Dies ermöglicht dann aber, die allmähliche Herausbildung moderner Lebensformen und struktureller Bedingungen der Moderne in längeren Zeiträumen zu verfolgen:

„Prozesse der Urbanisierung und der Professionalisierung; Tendenzen der Kapitalkonzentration und der Herausbildung neuer innerbetrieblicher Organisationsformen und Unternehmensstrukturen; ein neues, durch kritische Untertöne geprägtes kulturelles Selbstverständnis der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Deutungs- und Interpretationseliten; die Genese einer imperialistischen Konstellation, die sich im Ersten Weltkrieg auf katastrophale Weise entlud; die Entstehung des Sozial- und Interventionsstaates; der Aufstieg der Frauenbewegung; eine neue Stufe von Verkehr und Kommunikation durch Eisenbahnbau und die Massenpresse (..)“ (Ebd., 522).

Jaeger sieht weitere Vorteile einer solchen Auffassung vom Ende der Neuzeit mit dem Beginn der Moderne: eine veränderte europäische Selbstdeutung, eine Sensibilisierung für unterschiedliche Entwicklungswege und Modernisierungs-Pfade, die außereuropäische Kulturen und Gesellschaften gegangen sind (etwa im Sinne der multiple modernities, vgl. Knöbl 2001 sowie Jaeger u. a. 2015). Insbesondere erleichtere ein solches Vorgehen eine verstärkte Rückbesinnung auf die der Moderne eigenen Gewaltrisiken.
Gerade der letzte Punkt ist dabei vielen Selbstbeschreibungen der Moderne eine Herausforderung und ein Problem: die nicht domestizierte Tendenz zur Gewalt. Ursprünglich gehörte die Herstellung von Frieden zu den zentralen Versprechungen der Moderne. Fortschritte glaubte man etwa dadurch erzielt zu haben, dass sich mit dem modernen Staat das Gewaltmonopol des Staates durchsetzte. Doch kommen Studien zu dem Ergebnis, dass die Gewalt insgesamt keineswegs reduziert wurde, so dass dieser Widerspruch zwischen Friedensversprechungen und realer Gewaltförmigkeit des Alltags eine zentrale Herausforderung für die Bewertung der Moderne ist. Baumann sprach in diesem Zusammenhang von der „Ambivalenz der Moderne“.
Eine weitgehend akzeptierte Antwort lautet heute:

„Das Projekt der Moderne erfüllt sich genau darin, dass sich die Moderne ihres Potenzials an Barbarei bewusst wird und in ihrem Zivilisationprozeß zu überwinden trachtet“. (Miller/Soeffner 1996, 18).
An geistigen Prinzipien unterscheiden verschiedene Autoren Rationalisierung der Kultur, Individualisierung des Lebens, Domestizierung der Natur und Differenzierung in der Gesellschaft (van der Loo/van Reijen 1990).

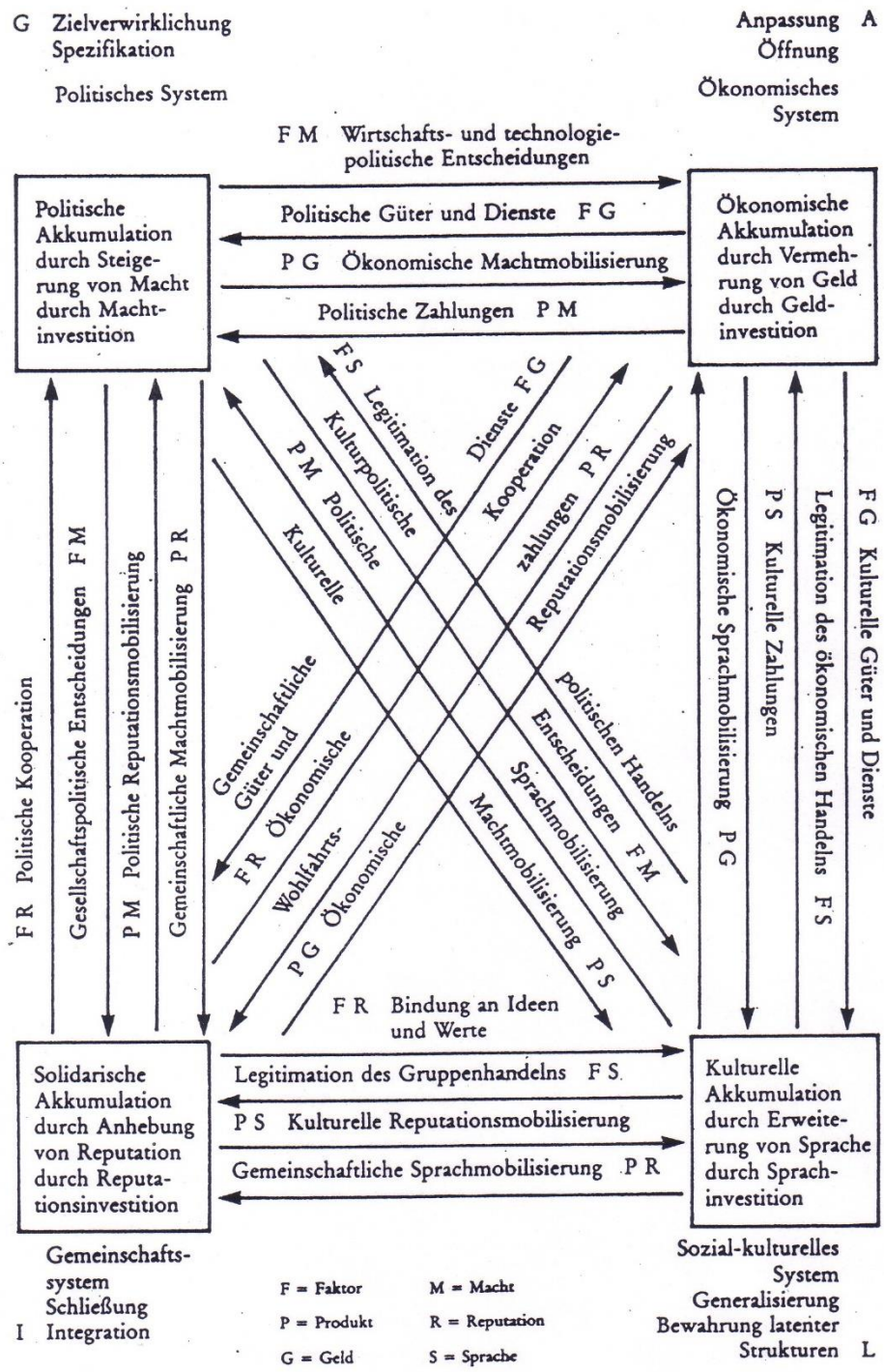
Max Weber bringt den Gedanken der methodisch-rationalen Lebensführung ins Spiel. Zudem sind Sachlichkeit und Säkularisierung wichtige Prinzipien.

Es ist bereits in diesen Etikettierungen das berühmte AGIL-Schema erkennbar, das Parsons aus seiner Lektüre von Weber, aber auch der anderen Klassiker der Soziologie (Tönnies, Durkheim) entwickelt hat (Abb. 1). Dieses Schema enthält natürlich schon eine erhebliche Theoretisierung der „Moderne“, es ist allerdings hilfreich gerade bei dem Anliegen dieses Textes, da es eine Sortierhilfe in Bereiche (Subsysteme) liefert, die nunmehr gesondert im Hinblick auf unsere Fragestellung nach zentralen Gegenständen der Deutung, aber auch nach der Herkunft der Orientierungs- und der Deutungsvorschläge untersucht werden können.

Im AGIL-Schema ist es das Kultursystem (L), das als Sinn- und Deutungsinstanz dem Rest der Gesellschaft, dem Deutungs-Objekt (Wirtschaft: A; Politik: G; Soziales: I), gegenübersteht. Allerdings werden Deutungs-Vorschläge auch danach zu unterscheiden sein, dass sie jeweils ein anderes System als „Leitsystem“ für die Gesamtgesellschaft sehen. Beispiel: die Ökonomie wird als das maßgebliche Subsystem nicht nur von der marxistischen Gesellschaftslehre und Geschichts-Theorie („historischer Materialismus“), sondern auch von Ansätzen gesehen, die von der Industrie- oder Dienstleistungsgesellschaft sprechen. Auch die aktuellen politisch-ökonomischen Theorien des Fordismus bzw. Postfordismus sind dort angesiedelt.

Die Rede von der Individualisierung und Pluralisierung oder die Multi-Options-Gesellschaft sind im Sub-System Soziales angesiedelt. Auch das Subsystem Kultur liefert eine Anzahl von Gesellschaftsdiagnosen: Kulturpessimismus, Erlebnisgesellschaft, Säkularisierungsthese, Theorien des Wertewandels, die Wissens- und Informationsgesellschaft

Abb. 1



Es ist vermutlich sofort plausibel, dass eine „Informationsgesellschaft“ andere Anforderungen an den Einzelnen stellt als die Industriegesellschaft. Das Subjekt mit seinen Kompetenzen spielt daher in (fast) allen Theorien der Moderne eine wichtige Rolle, zumal die Betonung des Individuums bzw. des Subjekts (vgl. Fuchs 2001 und 2012) ohnehin ein Charakteristikum der Moderne ist.

Dass es sich hierbei in den meisten Fällen um ein leidendes und vulnerables Subjekt handelt, habe ich bereits oben erwähnt. Die Versprechungen der Moderne, die die Realität immer wieder frustriert hat, haben viel mit der Freiheit (oder Unfreiheit) des entscheidungsmächtigen Subjekts zu tun. So kennzeichnet etwa Wahl (1989) diese Versprechungen wie folgt (siehe Abb.).

Die Kritiken an der Moderne haben daher unterschiedliche Schwerpunkte:

- Einseitigkeiten in der Entwicklung der menschlichen Psyche (eindimensionale Entwicklung der Kognition, Unterdrückung der Sinnlichkeit und des Naturanteils des Menschen, Verkümmerung der Fantasie; die Moderne gilt als eine Zeit der Kälte)
- eine politische Ordnung, die eine demokratische Partizipation nur vorgegaukelt und selbst im besten Fall bloß eine formale Demokratie ist
- eine Vielzahl an Kulturverfallsdiagnosen, auf die noch zurückzukommen sein wird.
- Zerstörungsannahmen über das Soziale (Pathologien des Sozialen, Anomie)

Es ist ganz nützlich, einige Beispiele für die je spartenspezifischen Selbstreflexionen der Moderne zu geben. Dabei ist zu berücksichtigen, dass fast jeder neue Vorschlag einer Analyse oder Deutung der Gegenwart eine Auseinandersetzung mit bislang vorliegenden Alternativen enthält, wobei deren Unzulänglichkeit die Motivation lieferte, den aktuell unterbreiteten neuen Vorschlag zu entwickeln. Dies gilt insbesondere für die inzwischen zahlreich gewordenen Ansätze aus dem diffusen Feld der „Postmoderne“, die selbstredend die Selbstbeschreibungen der Moderne nur kritisch sehen können.

Abb. 2: Die Versprechungen der Moderne

(1)	(2)	(3)
Mythos der Moderne Modernes Menschen-, Familien-, Gesellschaftsbild, – „Verheißung“ –	Realität der Moderne Realisierte Aspekte gesellschaftlicher Modernisierung	Individuelle Erfahrungen von gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen

Selbstbewusstes, autonomes Individuum	• Freisetzung von traditionellen sozialer und kultureller Bindungen • Inklusion größerer Bevölkerungsgruppen bez. Bürger-, Menschenrechten etc. • Individualisierung von Biographien, Lebensansprüchen, Rollengestaltung • Subjektivierung der Selbstthematisierung, Ich- Kult	• Selbst- vs. Fremdbestimmung der eigenen Person • Anerkennung vs. Missachtung der eigenen Individualität • Entwicklung pos. oder neg. Selbstbewusstseins, Selbstwerts
Liebesbegründete, individualisiert-partnerschaftliche, autonome Familie	Familiale Lebenspraxis im Spannungsfeld von • bürgerlichem Familienmodell • Individualisierung der Familienmitglieder • Auseinandersetzung mit gesell. Umwelt der Familie (Wirtschaft, Schule etc.) • Ungleich verteilte Ressourcen der Familie	• Individuelle Autonomie vs. Heteronomie in Familie • Familiale Autonomie vs. Heteronomie in Gesellschaft • Liebe vs. Routine, Konflikte • Partnerschaft vs. Patriarchat • Anerkennung vs. Missachtung der Individualität
„Fortschritt“ in • Wissenschaft • Technik • Wirtschaft	• Wissenskomplexität und Pluralisierung • techn. Rationalisierung	

• Kultur • Ethik • Recht • Gesellschaft • Politik	• Wirtschaftswachstum, Wohlstandsmehrung und Arbeitslosigkeit • kulturelle Differenzierung, Säkularisierung, Pluralisierung • Leistungsprinzip, Aufstiegsmotivation, Pluralismus • Universalisierung des Rechts, • Komplexität des Rechts • Differenzierung in Subsysteme und Lebensformen • wachsende Komplexität und Mediatisierung • Egalisierungstrends vs. Hierarchifizierung • Demokratisierung vs. politische Partizipationsgrenzen etc.	• Aufklärung und Verwirrung • Entlastung vs. Anforderungen • Hebung des Lebensstandards, Arbeitslosigkeit • ungelöste Sinnfragen • Erfahrung der Grenzen des Leistungsprinzips, Normverwirrung • zunehmende Individualrechte • Verwirrung durch Rechtskomplexität • Autonomisierung der Lebensgestaltung • komplex. Sozialbeziehungen • soziale Ungleichheitserfahrung (Geschlecht, Schichten) • politische Partizipation vs. Ohnmacht etc.

		Quelle: Wahl 1989; 164

Auch ambitionierte Gesamtentwürfe einer Theorie der Moderne enthalten oft genug derartige kritische Auseinandersetzung. Solche gesellschaftstheoretischen Gesamtentwürfe gibt es in Deutschland etwa von Luhmann und Münch in der Tradition von Parsons, es gibt sie von Habermas im Kontext der Kritischen Theorie, von Beck und Giddens, von Bourdieu oder Touraine in Frankreich; Hardt und Negri sind Autoren eines neuen, interdisziplinären marxistischen Projektes der Welterklärung; die Studien von Castell sind ambitionierte empirisch gesättigte Welttheorien. Arm ist unser Geistesleben also nicht an Deutungs-Angeboten, wobei von den vielen, eher journalistischen Angeboten noch gar nicht die Rede war.

Es sind viele (alle?) Kulturmächte zu dem Zweck der Selbst- und Weltauslegung entwickelt worden. Ernst Cassirer liefert etwa nicht nur eine philosophische Weltdeutung mit seiner Kulturphilosophie: Er belegt mit ihr zugleich auch, warum der Mensch eine solche Deutung braucht. Die Begründung: Der Mensch muss Ordnung in das erlebte Chaos der Welt bringen. Ein erster Schritt war dabei die Erfindung von Götternamen und -familien, deren Mitglieder bestimmte Zuständigkeiten für die Ereignisse des menschlichen Lebens hatten. Götter hatten Namen, so dass man mit diesen die Ereignisse benennen konnte, für die die Götter „zuständig“ waren. Sie dienten der Vergegenwärtigung und vielleicht sogar der Beeinflussung des Schicksals. Cassirer unterscheidet neben dem Mythos eine ganze Reihe solcher symbolischer Formen, mit denen der Mensch, nachdem er die Entwicklungsstufe von Menschlichkeit erreicht hat, sein Leben zunehmend bewusst selbst in die Hand nimmt und es zu führen beginnt (im Sinne von Plessner).

Der Mythos wird dabei in seiner Welterklärungsfunktion ergänzt durch Religion, Kunst und Wissenschaft. Die Künste erfüllten hierbei insofern eine wichtige Funktion, als sie ästhetisch-expressiv Persönlichkeitsbereiche ansprachen, die andere symbolische Formen weniger gut erreichten. Diese Selbst- und Weltauslegung begleitet den Menschen von Anfang an – ganz im Sinne der Kulturdefinition von Max Weber, der den Menschen als Wesen mit einem Bedarf an Sinn und Bedeutung beschreibt.

Philosophie, so Hegel, ist ihre Welt in Begriffen gefasst, also Sinn-Deutung und Orientierung. Im 19. Jahrhundert entwickelt sich mit der bürgerlichen Klassengesellschaft die Soziologie als weiteres spezielles System der Welt- Auslegung, so dass sich Literatur, (Natur-)Wissenschaften und Soziologie sogar um das Deutungsrecht streiten müssen (Lepenies).
In philosophischer Hinsicht mag man sich an die einflussreiche Studie „Der philosophische Diskurs der Moderne“ von Jürgen Habermas erinnern, in der er erstmals ausführlich auf die französische philosophische Postmoderne reagiert und die Theorien der Moderne von Hegel über Nietzsche, Weber, Heidegger, über Foucault, Derrida, Lyotard bis zu Luhmann Revue passieren lässt und einen durchaus provokanten Sortiervorschlag für die verschiedenen Moderne-Kritiken unterbreitet: diese seien lediglich Spielarten des Konservativismus. Sehr viel wohlwollender geht der Philosoph Wolfgang Welsch in seinem Bestseller „Unsere postmoderne Moderne“ auf die Moderne-Kritik der verschiedenen Postmoderne-Ansätze ein, wobei er insbesondere der bei Habermas chronisch vernachlässigten Ästhetik eine wichtige Rolle zubilligt.
Seine Analyse endet mit der (inzwischen umfassend ausgearbeiteten) Konzeption einer „transversalen Vernunft“ (Welsch 1996), mit der er eine neue Synthese von Moral, Ästhetik und Vernunft (im engeren Sinne) versucht.
Die soziologischen Modernisierungstheorien, die in den fünfziger und sechziger Jahren vor allem in den USA im Anschluss an Parsons entwickelt worden sind, haben vieles, was man Ideologien der Moderne vorwirft, auf die Spitze getrieben: Resistenz gegen Empirie, lineare Vorstellungen von Entwicklung, Verabsolutierung des westlichen Entwicklungspfades etc. Die Kritik dieser – allerdings bis heute einflussreichen und lebendigen – Moderne-Diagnose (und -apologie) von Peter Wehling (1992) zeigt daher die Fragilität dieser Grundannahmen allzu optimistischer Zuschreibungen an die Moderne. So zeigt Wehling, dass und wie die Annahme der Rationalität, der Universalität, der alleinigen Gültigkeit des westlichen Modernisierungspfades immer auch schon innerhalb der Soziologie heftig attackiert wurden, etwa von Benjamin, Marcuse, Lefèbvre. Er zeigt, dass die genannten Autoren eine explizite und vermutlich realitätsnähere Alternative zur Weberschen Theorie der Moderne formuliert haben, wobei sich jedoch das Webersche Verständnis durchgesetzt hat. Es ist fast paradox, dass diese Theoretiker der Moderne heute geradezu als Vorläufer der Postmoderne gelten, was letztlich eher ein Selbst-Missverständnis dieser Postmoderne ist. Es ist vielmehr davon

auszugehen, dass die Postmoderne dasjenige Stadium der Moderne markiert, in der diese endgültig ein Bewusstsein ihrer selbst gewinnt (Abb.)

Bürgerliche und nachbürgerliche Gesellschaft

BÜRGERLICHE GESELLSCHAFT	NACHBÜRGERLICHE GESELLSCHAFT
Das Soziale	
Öffentlichkeit und Privates	Das Private wird öffentlich
Konventionen zählen	Konventionen zerfallen
wenige stabile Werte	Pluralisierung der Werte
Askese und Triebkontrolle	Hedonismus
Individualitätsform der Bürger (als bourgeois und citoyen)	
	Der Dandy, der Manager, der Bohemien
Hierarchie	Egalitarismus
stabiles Selbst	Patchwork-Identität
Das Politische	
bürgerliche parlamentarische Demokratie	Massendemokratie
Die Wirtschaft	
Beruf	Job
Mangelbewirtschaftung, Güterknappheit	massenhafte Güterversorgung
Nationale Volkswirtschaften	globalisierte Wirtschaft
Industrie	Dienstleistung
Die Kultur	
Selbstzucht, Pflicht	Selbstverwirklichung, Selbstbestimmung
Das Ethische	Das Ästhetische, die Oberfläche
Vernunft	Ästhetik, Gefühl
Synthese	Kombinatorik von Vielem
Kontinuität	Diskontinuität
Leidenschaft	Zerstreuung
Bildung	Selbstverwirklichung
das Appolinische	das Dionysische
Formalismus, klassische Moderne	das Bruchstückhafte

Quelle: Kondylis 1991

Beeindruckend in ihrer Materialfülle, aber deutlich an einer Weber-Parsonsschen Sicht auf die Moderne orientiert ist die zweibändige Darstellung der Genese vierer „Kulturen der Moderne“ (Frankreich, Deutschland, England und USA) von Münch (1986), die zeigt, wie sich die vier identifizierten Strukturprinzipien der (westlichen) Moderne, nämlich Aktivismus, Rationalismus, Individualismus und Universalismus, jeweils unterschiedlich in den vier genannten Ländern entwickelt haben.

Die Künste bzw. die Kunstwissenschaften haben auch insofern einen Beitrag zur Definition der Moderne geleistet, als viele allgemeine (europäische) Epochen-Bezeichnungen sich an Stilepochen (vor allem der Bildenden Kunst) orientieren. Allerdings ist die zeitliche Abgrenzung etwa der „Klassischen Moderne“ jeweils in Literatur, Musik, Theater oder bildender Kunst durchaus verschieden. Immerhin wird an Stil-Entwicklungen gesellschaftliche Entwicklung als Ganzes besonders deutlich.
Viele Veränderungen in den Künsten haben deutliche Verbindungen zu anderen gesellschaftlichen Veränderungsprozessen: der Kubismus zur neuen Physik, der Surrealismus zur Psychoanalyse, um nur zwei Beispiele für enge Zusammenhänge zu nennen.
Die Künste werden immer wieder eher in die Nähe von Opponenten von Max Weber gebracht (z.B. Simmel), die eine besondere und offenbar größere ästhetische Affinität als Weber haben. Das soll jedoch nicht den Eindruck erwecken, als ob Weber mit seiner Rationalisierungsthese die Kunstentwicklungen nicht berücksichtigte. Das Gegenteil ist der Fall. Zu der Textsammlung „Wirtschaft und Gesellschaft“ gehörte etwa in ihren ersten Auflagen eine – später gesondert publizierte – Musik-Soziologie. Zu erinnern ist auch an das (immer wieder thematisierte und als Muster einer eurozentrischen Geschichtsinterpretation verstandene) Vorwort seines vermutlich einflussreichsten Buches (zur protestantischen Ethik), wo er schreibt:

„Ähnlich in der Kunst. Das musikalische Gehör war bei anderen Völkern anscheinend eher feiner entwickelt als heute bei uns; jedenfalls nicht minder fein. Polyphonie in verschiedener Art war weithin über die Erde verbreitet, Zusammenwirken einer Mehrheit von Instrumenten und auch das Diskantieren findet sich anderwärts. Alle Tonintervalle waren auch anderwärts berechnet und bekannt. Aber rationale harmonische Musik: – sowohl Kontrapunktik wie Akkordharmonik, – Bildung des Tonmaterials zu auf der Basis der Dreiklänge mit der harmonischen Terz, unsere, nicht distanzmäßig, sondern in rationaler

Form seit der Renaissance harmonisch gedeutete Chromantik und Enharmonik, unser Orchester mit seinem Streichquartett als Kern und der Organisation des Ensembles der Bläser, der Generalbass, unsere Notenschrift (die erst das Komponieren und Üben moderner Tonwerke, also ihre ganze Dauerexistenz überhaupt, ermöglicht), unsere Sonaten, Symphonien, Opern, – obwohl es Programmusik, Tonmalerei, Tonalteration und Chromatik als Ausdrucksmittel in den verschiedensten Musiken gab, – und als Mittel zu dem alle unsere Grundinstrumente: Orgel, Klavier, Violine: dies alles gab es nur im Okzident.
Spitzbogen hat es als Dekorationsmittel auch anderwärts, in der Antike und in Asien, gegeben; angeblich war auch das Spitzbogen-Kreuzgewölbe im Orient nicht unbekannt. Aber die rationale Verwendung des gotischen Gewölbes als Mittel der Schubverteilung und der Überwölbung beliebig geformter Räume und, vor allem, als konstruktives Prinzip großer Monumentalbauten und Grundlage eines die Skulptur und Malerei ein beziehende Stils, wie sie das Mittelalter schuf, fehlen anderweitig. Ebenso aber fehlt, obwohl die technischen Grundlagen dem Orient entnommen waren, jene Lösung des Kuppelproblems und jene Art von „klassischer“ Rationalisierung der gesamten Kunst - in der Malerei durch rationale Verwendung der Linear- und Luftperspektive - welche die Renaissance bei uns schuf.“ (Weber 2000, 8)

2. Die Moderne – Theorien und Narrative

Verflechtungen

Im letzten Kapitel wurde darauf hingewiesen, dass die Auseinandersetzung damit, was „Moderne“ bedeutet, ein wichtiger Teil der Selbstreflexion einer modernen Gesellschaft ist, dass aber die Auseinandersetzungen und Theorienbildungen, die sich aus dieser Selbstreflexion ergeben, ausgesprochen kontrovers verlaufen. Dies bezieht sich auf zeitliche Festlegungen, auf unterschiedliche disziplinäre Zugänge und auf die Frage, ob man in den verschiedenen Regionen der Welt auch von einer „Moderne“ sprechen kann, was dies jeweils bedeutet und in welcher Beziehung diese Verständnisweisen von Moderne zur europäischen Moderne stehen.

Das „Handbuch Moderneforschung“ (Jaeger/Knöbl/Schneider 2015) geht von einer Pluralität der Moderne-Konzeptionen aus und stellt Artikel vor, die sich zum einen auf Regionen (Afrika, arabische Welt, China, Japan, Lateinamerika, muslimisches Südasien, Russland und Osteuropa) beziehen und zum anderen finden sich Artikel, die Moderne-Konzeptionen in einzelnen Wissenschaftsdisziplinen behandeln (Architektur, Ästhetik, Ethnologie, Film-, Geschichts-, Musik-, Rechts-, Religions- und Theaterwissenschaft, Theologie, Soziologie, Philosophie, jüdische Studien und all dies in einer historischen Perspektive:

„Die Frage nach Periodisierung, Strukturen, Zielen, Pfaden und Prozessen der Moderne mündet in eine Vielzahl von konzeptionellen Erweiterungen, Nuancierungen und alternativen Entwürfen (…).“ (1)

Eine vereinheitlichende Definition wird in diesem Handbuch vermieden, doch immerhin wird festgestellt:

„Die Abgrenzung gegenüber der Vergangenheit verbindet alle Modernedebatten und -begriffe, während die Frage nach dem Zeithorizont der jeweiligen Akteure und Debattenträger zu den offenen Forschungsperspektiven gehört, die sich aus der Lektüre des Handbuchs ergeben.“ (14)

Eine erste Verwirrung ergibt sich oft, wenn man versucht, Begriffe und Entwicklungen, die man als zusammengehörig betrachtet, zueinander in Beziehung zu setzen und voneinander abzugrenzen. Es geht um Begriffe wie Neuzeit, bürgerliche Gesellschaft, Kapitalismus,

Industrialisierung und Industrielle Revolution sowie Moderne. Bei der Auseinandersetzung mit diesen Begrifflichkeiten muss man sehen, dass sie einen europäischen Fokus haben. Um zu vermeiden, dass sich daraus eine eurozentrische Sichtweise ergibt, wird man berücksichtigen müssen, wie eng die jeweils erfassten Entwicklungen mit Entwicklungen in anderen Regionen der Welt verbunden waren und von ihnen beeinflusst wurden. In Bezug auf die europäische Neuzeit gehen viele Autor*innen (in Kenntnis der Kritik an einer solchen Epochenunterteilung) davon aus, dass die Neuzeit auf das Mittelalter folgt, wobei die Renaissance entweder zum Spätmittelalter oder zur Frühen Neuzeit gerechnet wird. Der Jahrhundertwechsel 1500 ist in diesem Zusammenhang ein sinnvolles Datum, da in dieser Zeit Ereignisse stattfanden, die eine weltweite Wirkung entfaltet haben (Buchdruck, Bauernkrieg, Reformation, die Fahrten von Kolumbus und anderen etc.). All diese Entwicklungen haben damit zu tun, dass sich neue Perspektiven im Bereich der Welt- und Selbstverhältnisse ergaben. Auch wenn dies zunächst einmal nur kleinere Gesellschaftsgruppen betraf und entsprechende Diskurse Intellektuellendiskurse waren, so hatten die genannten Ereignisse mittelfristig Folgen für immer mehr Menschen.

Ein Vorschlag, die oben genannten, eng miteinander zusammenhängenden Entwicklungen und Begriffe in eine Beziehung zueinander zu bringen, könnte wie folgt aussehen. So kann die Neuzeit als Epoche verstanden werden, die mit dem genannten Jahrhundertwechsel 1500 beginnt. Innerhalb dieses Zeitraums entwickelte sich – und dies bezogen auf Europa – eine Stärkung der bürgerlichen Gesellschaft verbunden mit der Entwicklung einer kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Das System des Feudalismus, die Stände und Gilden verschwanden allmählich.

Der steigende Einfluss bürgerlicher Schichten hing eng mit der Entwicklung der Städte zusammen, die bereits im Mittelalter begann („urbane Revolution“). Dies wiederum war mit einem sich entwickelnden überregionalen Handel verbunden. Marco Polo dürfte die berühmteste Person in diesem Zusammenhang sein. Die Erkundungen der Regionen außerhalb Europas hatten zwar auch Neugierde auf Fremdes und Forschungsinteressen als Grundlage, zentrale Motive (verbunden mit der Bereitschaft, die notwendigen Mittel bereitzustellen) waren jedoch politischer und ökonomischer Natur: Man wollte neue Regionen in den eigenen Machtbereich einordnen und diese zugleich ökonomisch nutzen. Man kann diese Entwicklung daher nicht betrachten, ohne Kolonialismus und Sklaverei zu thematisieren. Beides, Kolonialismus und Sklaverei, gab es dabei schon immer und in allen

Regionen der Welt. So ist der transatlantische Sklavenhandel von seiner Größenordnung her durchaus mit dem pazifischen Sklavenhandel, der in sich in arabischer Hand befand, vergleichbar. Doch hat die Dreiecksbeziehung zwischen Afrika, den beiden Amerikas und Europa eine besondere Bedeutung, weil hierbei ein wesentlicher Beitrag zur „ursprünglichen Akkumulation“ (Karl Marx) geleistet wurde, nämlich der Bereitstellung der notwendigen Mittel für die Erstausstattung der entstehenden industriellen Gesellschaft. Man sieht zudem in den amerikanischen Baumwollplantagen und ihrer Organisationsform Vorläufer des entstehenden Fabriksystems.

Viele Elemente, die man der Neuzeit zurechnet, haben zeitlich ihre Ursprünge im Mittelalter oder wurden aus anderen Regionen importiert (siehe den nächsten Teil). Bei der Konzentration auf Europa darf man auch nicht vergessen, dass es bedeutende Imperien außerhalb von Europa gegeben hat. Burbank/Cooper (2012) nennen unter anderem die folgenden Imperien: China, die Mogulreiche, das osmanische Imperium, Byzanz, die großen Reiche der asiatischen Reitervölker. Man muss allerdings sehen, dass in den letzten Jahrhunderten europäische und westliche Mächte erheblich an Einfluss gewonnen, sodass die Rede von einer (meist erzwungenen) Europäisierung nicht falsch ist (vgl. Brückmann 1993). Wenn Jürgen Osterhammel (2011) in seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts von einer „Verwandlung der Welt“ spricht, dann hat diese Verwandlung eindeutig europäische Ursachen. Insbesondere entstand im Laufe des 19. Jahrhunderts nach dem Sieg über die Armeen Napoleons das britische Empire, das um die Jahrhundertwende 1900 einen großen Teil der Welt erfasste. Im 20. Jahrhundert waren es die USA und die Sowjetunion, die ihren weltweiten Einfluss geltend machten. Gegenwärtig muss man davon ausgehen, dass diese klassischen Weltmächte an Einfluss verlieren und China auf dem Weg ist, seine vormalige Spitzenposition wiederzuerlangen. Die Bedeutung Chinas wurde letztlich durch die umfassenden Studien des englischen Historikers John Needham (1979) aufgezeigt.

Der Historiker Reinhard Wendt (2007) zeigt in seinem Buch „Vom Kolonialismus zur Globalisierung“, wie intensiv die Beziehungen zwischen dem Globalen Norden und dem Globalen Süden – und dies in beide Richtungen – waren. Es geht ihm um das agierende und rezipierende Europa, also insbesondere darum, dass innereuropäische Entwicklungen nicht verstanden werden können, wenn man diese Wechselwirkungen mit außereuropäischen Entwicklungen nicht berücksichtigt (siehe auch Frankopan 2019).

Im Rahmen der europäischen Geschichte muss man bei der Betrachtung der Neuzeit und der Entwicklungen, die sich in dieser Zeit ergeben haben, zudem das mittelalterliche Erbe berücksichtigen. Man spricht von einer mittelalterlichen Industriellen Revolution, man denke an die frühe Urbanisierung verbunden mit dem Aufkommen eines einflussreicher werdenden Bürgertums. Es gab revolutionäre technischen Entwicklungen auch und gerade in der Landwirtschaft (Mühle, schwerer Eisenpflug, Dreifelderwirtschaft, Kummet etc.), man spricht von einer Protoindustrialisierung etwa in der Baumwoll- und Textilindustrie mit einem Zentrum in Italien. In Städten entstanden Handelskompanien wie die Hanse mit weitreichenden weltweiten Handelsbeziehungen. Auch die wissenschaftlich-technische Revolution, die später einen großen Einfluss auf das politische, ökonomische und kulturelle Denken und eine entsprechende Gestaltung der Welt hatte, hätte nicht ohne die – vor allem arabischen – Philosophen des Mittelalters und ihrer Vorarbeit stattfinden können. Man reflektierte über das Verhältnis von Glauben und Wissen, man entwickelte erste Ideen eines experimentellen Vorgehens in den Naturwissenschaften und stellte Überlegungen für alternative Kosmologien auf. Auch die Künste erlebten eine Blüte etwa in der Literatur, in der Musik und in der Architektur (siehe aus einer Fülle an Literatur etwa Moore 2001, Le Goff 2004 oder Fried 2012).

Zur theoretischen Reflexion der Moderne

Selbstreflexion und vor allem: kritische Selbstreflexion kann als ein wichtiges Strukturelement der Moderne gesehen werden. Es gibt gerade im 18. Jahrhundert in der Zeit der Aufklärung die unter Intellektuellen weit verbreitete Überzeugung, dass mithilfe der neu entwickelten Methoden in den Naturwissenschaften und der Mathematik die Gesellschaft zum Besseren entwickelt werden kann. Insbesondere bedeutet dies, dass das Leben des Einzelnen besser werden sollte.

Vor diesem Hintergrund ist es plausibel, dass auch der pädagogische Diskurs im 18. Jahrhundert einen Höhepunkt erreicht, wobei das Motiv des Fortschritts und der Verbesserung („Perfectibilität“) eine wichtige Rolle spielt. Die Moderne wird allerdings auch begleitet von kritischen Positionierungen, die nicht nur bezweifeln, dass sich Fortschritt in der Realität zu ergeben wird, wie es die Protagonisten der Moderne und der Aufklärung formulierten, sondern dass die Grundideen der Moderne wie etwa Vernunft, Fortschritt und

Autonomie problematisch sind. Der Genfer Philosoph Jean-Jacques Rousseau dürfte in der Mitte des 18. Jahrhunderts zu den prominentesten Autoren gehört haben, die eine solche kritische Position vertraten.
Rousseau hat zahlreiche Nachfolger*innen gefunden, die unterschiedliche Aspekte der Moderne kritisierten. Es gab einflussreiche kritische Strömungen wie die Romantik, wichtige Philosophen des 19. Jahrhunderts wie Schopenhauer oder Nietzsche, die Kulturkritiker und kulturkritischen sozialen Bewegungen rund um die Jahrhundertwende 1900 bis hin zu den Vertretern postmoderner Positionen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts: Alle hatten ihre Probleme sowohl mit der Realisierung der Ziele der Moderne als auch mit der Begründung der Ziele selbst. In den letzten Jahren sind es Vertreter*innen der post- und dekolonialen Studien, die diese kritische Tradition mit großer Vehemenz fortsetzen (vgl. Fuchs 2024). Hier geht es vor allen Dingen um den engen Zusammenhang der europäischen Moderne und ihrer Grundprinzipien mit Macht, Herrschaft, Ausbeutung, Kolonialismus, Sklaverei und Rassismus. Prominente Autor*innen, die sich nicht diesem Feld zurechnen, teilen zwar die Berechtigung der Kritik und leisten selbst Beiträge zu einer kritischen Sicht, halten aber viele Positionen im post- und dekolonialen Diskurs für überzogen. Dies gilt selbst für einzelne Vertreter*innen dieses Diskurses selbst, wenn etwa die indischstämmige Politikwissenschaftlerin Nikita Dhawan im Anschluss an Gayatri Chakravorty Spivak davon spricht, das ‚Beste der Aufklärung bewahren zu sollen'. Denn die grundlegenden Gedanken der Emanzipation und Freiheit, die Repräsentanten des Aufklärungsdenkens entwickelt haben, waren und sind auch die geistigen Grundlagen vieler Befreiungsbewegungen.

Als ein wichtiger Vertreter einer kritischen Moderneanalyse, der allerdings mit der Radikalität einzelner Positionen aus dem post- und dekolonialen Bereich nicht übereinstimmt, ist der Soziologe Peter Wagner. Peter Wagner hat (zusammen mit Kolleg*innen aus seinen unterschiedlichen Arbeitskontexten in Florenz, Barcelona und anderswo) in den letzten Jahren einige viel rezipierte Studien zu einer neuen soziologischen Theorie der Moderne vorgelegt. Leitlinien seiner Analyse sind zum einen die Berücksichtigung globaler Kontexte, in denen die europäische Moderne entstanden ist, wobei europäische Mächte in realer und geistiger Hinsicht von diesen außereuropäischen Einflüssen profitiert haben. Ein zweiter Grundgedanke, der im letzten Abschnitt bereits beschrieben worden ist, besteht darin, die Wurzeln und Entstehungsbedingungen der

europäischen Moderne nicht nur in der europäischen Neuzeit zu suchen, sondern die vielfältigen Einflüsse der Antike und des Mittelalters zu berücksichtigen. Fortschritt, ein heute in einer heftigen Kritik stehendes Grundkonzept der Moderne, das Wagner allerdings nicht aufgeben will, wird mehrdimensional untersucht, nämlich als ökonomischer, politischer, sozialer und kultureller, vor allem epistemischer Fortschritt. Diese Pluralisierung des Fortschrittsbegriffs führt dazu, dass keine pauschalen Urteile über „Fortschritt" generell gefällt werden, sondern Unterscheidungen getroffen werden können. Diesen Weg der Unterscheidung und Differenzierung hat er bereits in seiner Studie „Soziologie der Moderne" aus dem Jahre 1995 eingenommen, wo er unterschiedliche Phasen der Moderne und der Entwicklung der modernen Gesellschaft unterscheidet, wobei die Übergänge zwischen den verschiedenen Phasen durch Krisen markiert werden. So spricht er von einer restringierten liberalen Moderne, in der bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts wesentliche Grundlagen des „modernen Projekts" (unvollständig, wie er sagt) ausgearbeitet wurden. Es geht etwa um die Konzeption des politischen und philosophischen Liberalismus als Basis für die sich entwickelnde bürgerliche Gesellschaft. Die Grenzen der Umsetzung dieser politischen Leitideen wurden deutlich, als sich mit dem sich entwickelnden Kapitalismus eine Spaltung der Gesellschaft in unterschiedliche Klassen ergab, wobei die Besonderheit darin bestand, dass sich die lohnabhängig Beschäftigten nunmehr als politische Kraft organisierten und artikulierten.

Die Reaktion ist eine „Schließung der Moderne", die Rückkehr zu autoritären Praktiken der Machtausübung. Diese Entwicklungsphase nennt Wagner „organisierte Moderne", die wiederum in einer Krise, dieses Mal in der Wirtschaftskrise der 1970 er Jahre endete. Es bildeten sich fortschrittskritische Strömungen sowohl im Bereich der Zivilgesellschaft als auch im Bereich der politischen Parteien. Auf geistiger Ebene ist es die sogenannte Postmoderne, die Argumente für das Scheitern der Grundideen der bisherigen Moderne zusammenträgt und mit großer Resonanz verbreitet.

Insgesamt werden auf diese Weise Argumente für die zentrale These zusammengetragen, *dass die Moderne weniger europäisch ist als oftmals beschrieben (und kritisiert) wird, dass umgekehrt Europa aber auch weniger modern ist, als Apologeten des Fortschritts immer wieder behaupten*. Letzteres lässt sich daran zeigen, dass die grundlegenden Versprechungen der Moderne (Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit) sowie die Menschenrechte keineswegs in einer Weise umgesetzt worden sind, wie man es im 18.

Jahrhundert erwartet hat. Zudem wird vehement bestritten, dass sich die europäische Moderne aus eigenen Kräften entwickelt hat, vielmehr hätte sie nicht entstehen können, wenn es nicht die vielfältigen Verbindungen mit Regionen außerhalb Europas gegeben hätte. Diese Kritik führt bei Wagner allerdings nicht zu einer rigorosen Ablehnung der Moderne, sondern vielmehr zu der Formulierung der Herausforderung, die Umsetzung der Versprechungen der Moderne anzugehen.
Dabei besteht ein Problem in der Widersprüchlichkeit unterschiedlicher Grundprinzipien. Peter Wagner sagt es weniger deutlich als Günter Dux (2013) in dessen Analyse der modernen Gesellschaft: *Demokratie und Kapitalismus sind nicht miteinander vereinbar.*

Gerade im Hinblick auf die pädagogische Fragestellung dieses Textes sind die Ausführungen von Wagner über eine Veränderung des Menschenbildes interessant, dass nämlich die mit der Eroberung der beiden Amerikas verbundenen Kontakte mit dortigen Bewohnern, mit „neuen Menschen", dazu geführt hat, dass es auch in Europa zu einer verstärkten Selbstreflexion darüber, was Menschsein bedeutet, gekommen ist. Als ein Beispiel gilt die Disputation von Bartholomäus de las Casas mit Vertretern des Königs (Karl V) in Valladolid, in der las Casas den Umgang mit der indigenen Bevölkerung durch die Konquistadoren beklagt und verlangt, auf der Basis der biblischen These von der Gottesebenbildlichkeit des Menschen die Ureinwohner Amerikas als voll- und gleichwertige Menschen anzuerkennen. Die Ausführungen von de las Casas gelten als wichtiger Beitrag zur Formulierung des Konzepts der Menschenwürde und somit als eine Grundlage für die Ausformulierung von Menschenrechten. Straet/Wagner setzen sich zudem mit verbreiteten Narrativen über die europäische Moderne kritisch auseinander:

- Die Rede vom Nationalstaat als wesentlichem Element der europäischen Moderne ist falsch, weil gerade in der Hochzeit des Imperialismus rund um die Jahrhundertwende 1900 die führenden Staaten keine Nationalstaaten, sondern Kolonialmächte waren. Das bedeutet, dass die führenden Weltmächte die üblichen Bedingungen eines Nationalstaates (gemeinsame Sprache und Kultur, ein einheitliches staatstragendes Volk, ein definiertes Staatsgebiet) nicht erfüllten.

- In ökonomischer Hinsicht musste man feststellen, dass es keine selbstregulierenden Märkte gibt und dass vielmehr eine klassengespaltene Gesellschaft entstanden ist, in der eben nicht jeder gleiche Chancen der Teilhabe hat.
- Ebenso wenig ist die These einer Trennung von Religion und Politik zutreffend, auch die Behauptung einer zunehmenden Säkularisierung der Gesellschaft ist nicht zu belegen.
- Auch die Idee einer autonomen Persönlichkeit, die ihr Leben selbstbestimmt und in Freiheit führt, wurde gerade nicht von der gesamten Bevölkerung realisiert, sondern kann bestenfalls bei ökonomischen, politischen oder kulturellen Eliten gefunden werden.

3. Charakteristika der Moderne

Eine erste Zusammenstellung charakteristischer Merkmale

Im vorliegenden Text wurden bereits Merkmale der Moderne genannt. Einige dieser Merkmale finden sich nicht bloß in elaborierten theoretischen Diskursen, für die sich nur eine Minderheit von Menschen interessiert, sondern sie sind Teil der Alltags- und politischen Kommunikation, auch wenn nicht immer explizit der Zusammenhang mit dem Konzept der Moderne erwähnt wird. Dies betrifft zum Beispiel die Klage und Sorge über die Zerstörung unserer Umwelt durch Menschen und Unternehmungen, die sich in ihrer Gier nicht bremsen lassen wollen und gegen die die meisten politischen Parteien nicht energisch genug – oder gar nicht – vorgehen. Es geht dabei um den Raubbau an natürlichen Ressourcen (vgl. Fuchs 2023), wobei es auch in der öffentlichen Kommunikation inzwischen kein Geheimnis mehr ist, dass man es in diesem Bereich mit erheblichen Asymmetrien zu tun hat. So nutzen Länder und Betriebe des Globalen Nordens Menschen und Ressourcen des Globalen Südens und richten dort erhebliche Schäden an.

Mit diesem Problemkomplex sind gleich mehrere Aspekte der Moderne verbunden. So geht es um den Wunsch nach nahezu unbegrenzter *Machbarkeit*, und dies auf der Basis von wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften, die zu deren Realisierung beitragen oder diese sogar erst ermöglichen. Dahinter steckt ein Verständnis von *Vernunft* als (bloß) instrumenteller Vernunft (Horkheimer, ähnlich kritisch schon vorher Husserl), so wie es seit Jahrzehnten von prominenten Philosophen analysiert wurde: Machbarkeit, *Herrschaft* über Mensch und Natur entgegen dem Versprechen auf *Freiheit*, gravierende Ungleichheit entgegen dem Versprechen auf *Gleichheit,* asymmetrische Verhältnisse und gnadenlose Unterdrückung von Menschengruppen und Regionen entgegen dem Versprechen von *Brüderlichkeit/Solidarität*. Begründet wird dieses Vorgehen mit dem Versprechen von *Fortschritt,* ebenfalls ein zentrales Motiv der Moderne.

Die wissensmäßige Basis, die den Erfolg eines solchen Vorgehens ermöglichte, hängt mit Prinzipien der modernen Wissenschaft zusammen, nämlich der Möglichkeit, alle Prozesse und Gegenstände zahlenmäßig erfassen zu können (*Metrisierung und Quantifizierung*; in der neueren Zeit *Datifizierung und Algorithmisierung*), wobei die Mechanik, so wie sie von den Gründervätern der modernen Physik entwickelt wurde, als Modell diente (*Mechanisierung* der Welt).

Eine weitere Basis dieser selbstmörderisch zu nennenden Umgangsweise des Menschen mit sich und der Natur ist die Überzeugung, dass die angewandten Prinzipien universalistischen Charakter haben (*Universalismus*) und unbestreitbar *Wahrheit* für sich in Anspruch nehmen können.

Die rücksichtslose *Dynamik dieses Prozesses* der Unterordnung der Welt, die eng mit der Durchsetzung marktwirtschaftlich-kapitalistischer Prinzipien zusammenhängt, war nur möglich auf der Basis eines spezifischen Konzeptes individuellen *Eigentums* („Besitzindividualismus"), das wiederum durch eine spezifische politische und *Rechtsordnung* abgesichert wurde.

Damit ist eine erste Liste von charakteristischen Merkmal der Moderne zusammengestellt worden, wobei es interessant ist zu bemerken, dass es bei denselben Prinzipien zum Teil überzeugte Anhänger und erbitterte Gegner gibt. Es ist auch deutlich geworden, dass bestimmte kritische Haltungen gegenüber einigen dieser Merkmale dadurch zustande kommen, dass spürbare Fehlentwicklungen und Krisen ihren Grund in einer unbegrenzten Durchsetzung dieser Prinzipien haben. Deutlich wird das etwa bei dem Problem des Umgangs mit der Umwelt, weil dabei die unheilige Allianz eines ungebremsten Kapitalismus mit den weitreichenden Möglichkeiten technisch-wissenschaftlicher Errungenschaften für jedermann sichtbar wird. (Nur zur Ergänzung der Liste, aber ohne Vollständigkeit anzustreben, einige weitere Merkmale: lineare Zeit, bürgerliche Gesellschaft, Nationalstaat, Mobilität, Disziplin, Kontrolle, Wachstum, Säkularisierung, Konsum, Nutzen, Industriosität, Sicherheit, Gewaltmonopol, Souveränität.)

Ordnungsmöglichkeiten

Man kann nun versuchen, die (immer noch unvollständige) Liste der charakteristischen Merkmale in eine gewisse Ordnung zu bringen. Eine erste Möglichkeit besteht in der Nutzung des im Rahmen der modernen Soziologie entwickelten struktur-funktionalistischen Gesellschaftsschemas (Talcott Parsons), das die Subsysteme Wirtschaft, Politik, Soziales und Kultur unterscheidet. Dabei wird man zugleich sehen, dass sich die meisten der genannten Strukturmerkmale auf unterschiedliche Gesellschaftsbereiche beziehen. Ein solches Vorgehen, charakteristische Merkmale der Moderne Subsystemen zuzuordnen, haben von der Loo/van Reijen genutzt, die im Hinblick auf die vier Subsysteme Differenzierung

(Soziales), Rationalisierung (Kultur) Individualisierung (Politik) Und Domestizierung (Wirtschaft) unterscheiden.
Es ließen sich auch weitere Zuordnungen einzelner Merkmale zu verschiedenen Subsystemen vornehmen. So wird Privateigentum (als Grundlage der kapitalistischen Wirtschaft) abgesichert durch Politik und Recht. Wissenschaft, Quantifizierung, Metrisierung und Mechanisierung, die dem Bereich der Kultur zugehörig sind, sind wiederum die Basis für die Erfolge ökonomischen Handelns. Die behauptete Tendenz zur Säkularisierung gehört offensichtlich in den Bereich der Kultur (zu der in soziologischen Theorien neben Religion auch die Wissenschaften und die Künste zählen und deren Schwerpunkt in der kritischen Reflexion dessen besteht, was in den anderen drei Bereichen Wirtschaft, Politik und Soziales geschieht und zugleich Sinnangebote zu machen).
Dieser Prozess hat offensichtlich Einfluss darauf, wie sich das Soziale gestaltet, welche Formen von Integration es gibt und auch welche Konflikte sich möglicherweise innerhalb der Gesellschaft aufgrund der Bezüge auf unterschiedliche Sinnsysteme ergeben. Disziplin ist ein Merkmal der Lohnarbeit im Kapitalismus, die wiederum durch entsprechende rechtliche Regelungen und politische Rahmenbedingungen eingefordert bzw. bei Nichteinhaltung sanktioniert wird.

Die Perspektive des Subjekts

Dies führt zu der für die Pädagogik relevanten Überlegung, dass sich Strukturmerkmale in der Gesellschaft in irgendeiner Form in der Persönlichkeitsstruktur der Mitglieder dieser Gesellschaft finden lassen müssen. Man kann hierbei von einer gewissen Homomorphie (Strukturähnlichkeit) von Weltverhältnissen und Selbstverhältnissen sprechen. *Unterteilt man die „Welt“ wiederum in die soziale Welt, die Kulturwelt und in die Natur, dann ist eine plausible These die, dass es zwischen Naturverhältnissen, Kulturverhältnissen, Gesellschaftsverhältnis und Selbstverhältnissen eine solche Homomorphie geben könnte*.
Im Bereich der Naturverhältnisse hat man in der Naturphilosophie eine Vielzahl unterschiedlichster Verhältnisse zwischen Mensch und Natur unterschieden: leibliche, ästhetische, theoretische, experimentelle, verstehende, erzählende, religiöse, geschlechtliche und haushaltende Verhältnisse (Kirchhoff 2017). Möglich wäre es nun vor dem Hintergrund der vermuteten Homomorphie der vier Felder Natur, Kultur, Gesellschaft

und Selbst zu überprüfen, ob und wie die genannten Verhältnistypen in den Beziehungen des Menschen zu dem jeweiligen Feld möglich sind und welche Funktion sie erfüllen.
Eine weitere Möglichkeit, eine gewisse *Ordnung und Systematik* (auch dies ist ein Grundprinzip der Moderne: die Suche nach und Konstruktion von Ordnungen und deren – oft gewaltsame – Durchsetzung) in die Vielzahl an charakteristischen Merkmale zu bringen, besteht in dem Versuch, Oberbegriffe zu finden, denen sich einzelne Strukturmerkmale zuordnen lassen.

BEWEGUNGSBEGRIFFE: So könnte man unter die Kategorie Bewegungsbegriffe die Strukturmerkmale Fortschritt, Wachstum, Entwicklung, Verbesserung subsumieren, wobei jeder dieser Begriffe sowohl eine Bewegung bezeichnet als auch ein Ziel formuliert (was im Hinblick auf den Einzelnen auch für das Konzept der Bildung gilt).

DOMINANZBEGRIFFE: Eine zweite Kategorie bilden Dominanzbegriffe, Begriffe also, die mit Macht, Herrschaft und Unterdrückung verbunden sind. Auch andere Begriffe wie Diskriminierung, Sklaverei, Machbarkeit, Ordnung und Universalismus lassen sich in diesen Kontext der Über- oder Unterordnung einfügen.

SELBST- und WELTBILDER: Eine dritte Kategorie könnte in Selbst- und Weltbildern bestehen, die für die Moderne charakteristisch zu sein scheinen. Dazu gehört das Konzept der Menschenwürde, der Autonomie und des autonomen Individuums, der Selbstbestimmung, der Wahrheit und Wahrhaftigkeit, des Fleißes und der Rationalität. Solche Selbstbilder dienen zum einen der Selbstbeschreibung, haben immer aber auch den Charakter der Überhöhung des eigenen Selbst und sind in dieser Weise auch als *Ideologien der Moderne* zu verstehen. Im dritten Teil dieser Untersuchung gehe ich darauf ein, inwieweit die jeweilige Pädagogik und das pädagogische Denken diese Strukturmerkmale thematisieren.

Das Subjekt und seine Befindlichkeit spielt im Rahmen der Modernekritik eine entscheidende Rolle. Oft genug war die Beobachtung, dass es dem einzelnen Menschen eben nicht so gut ging, wie es Vertreter*innen der Moderne versprochen haben, Anlass und Auslöser der Kritik. Man kann dies daran erkennen, dass es immer wieder Krisen waren, unter denen die Menschen zu leiden hatten, die zu einem Aufschwung der Modernekritik

geführt haben. Schon früh, nämlich in der Mitte des 18. Jahrhunderts, sah Rousseau das zerstörerische Potential der sich entwickelnden Industrialisierung auf der Basis der modernen Naturwissenschaften. Die Romantik als starke Gegenbewegung zur Aufklärung konnte einige Jahrzehnte später die negativen Folgen der Industrialisierung schon sehr viel besser wahrnehmen: An die Stelle eines versprochenen besseren Lebens traten Zerstörung und Erscheinungen der Entfremdung. Dazu trat die Kritik an einem eindimensionalen Menschenbild bei einigen Vertretern der Aufklärung (so sahen es zumindest die Romantiker), das die Emotionalität und Fantasie der Menschen vernachlässigte.
Man wird später sehen, dass bei aller Berechtigung der Kritik an Fehlentwicklungen in der Moderne Kritiker*innen oft genug eine eindimensionale Karikatur ihres kritisierten Gegners konstruierten, die allerdings den Vorteil hatte, dass sie leichter zu kritisieren war.

Es wurde oben darauf hingewiesen, dass unter anderem der Soziologe Peter Wagner in den 1960er und 1970er Jahren eine Moderne-Etappe an ihr Ende gekommen sah. Gerade in Deutschland war es das Ende der Wachstumsgesellschaft und man war erstmals nach dem Zweiten Weltkrieg mit einer Wirtschaftskrise konfrontiert. Es gab Probleme mit der Ölversorgung, Willy Brandt sprach zudem angesichts der Umweltverschmutzung von dem ‚blauen Himmel über der Ruhr', der wieder herzustellen sei.
Dies ist die Zeit, in der französische Philosophen das Ende der großen Metaerzählungen (Lyotard) proklamierten und sich gegen universalistische Ansprüche – basierend auf dem Monopol der Vernunft als einziger Leitlinie – wandten.
Die aktuelle Modernekritik aus der Perspektive postkolonialer und dekolonialer Studien weist auf die in ehemaligen Kolonialmächten oft vernachlässigte negative Erbschaft und die zahlreichen Verbrechen hin. Es geht um Sklaverei, Rassismus, Unterwerfung und eine nach wie vor bestehende und aufrecht erhaltene Asymmetrie im Verhältnis zwischen den Ländern des Globalen Nordens und des Globalen Südens (vgl. Bales 2001). Der Kolonialismus, so sagen es mit einiger Berechtigung Akteure aus diesem Feld, lebt in anderer Form weiter.
Eine Ursache dafür finden diese Vertreter*innen in den uneingelösten Versprechungen und grundsätzlich in den Prinzipien der Moderne.
All diese Kritik kann man nicht leichtfertig von der Hand weisen, zumal – gerade in Deutschland – eine Aufarbeitung der deutschen Kolonialgeschichte lange Zeit gefehlt hat, sodass die verschiedenen lokalen Initiativen zur Dekolonialisierung der Städte ihre

Berechtigung haben. Denn nach wie vor werden Kasernen, wichtige Straßen und Plätze nach Persönlichkeiten benannt, die sich während der kurzen Kolonialherrschaft Deutschlands rund um die Jahrhundertwende 1900 verschiedener Völkermorde schuldig gemacht haben. Und trotzdem mahnen auch solche Wissenschaftler*innen, die sich selbst kritisch mit der deutschen Geschichte und der Rolle Deutschlands und insgesamt des Westens in dieser Unterdrückungsgeschichte auseinandersetzten, vor Übertreibungen. Beispiele sind hier etwa Jürgen Osterhammel, Sebastian Conrad oder Andreas Eckert (erster führender Vertreter einer Globalgeschichte, die beiden anderen sind renommierte Afrika-Historiker).
Eine überzogene Kritik an der Aufklärung und ihrer Prinzipien wurde etwa von Jürgen Habermas zurückgewiesen, der von einem „unvollendeten Projekt der Moderne“ gesprochen hat. Sehr viel härter war die Kritik des Philosophen Georg Lukacs (1983) an den antirationalistischen Strömungen seit Beginn des 19. Jahrhunderts. Er verwendet den Begriff der „Lebensphilosophie“, spricht von einer „Zerstörung der Vernunft“ (Schelling, Schopenhauer Kierkegaard, Dilthey, die Rassentheoretiker des späten 19. Jahrhunderts, Spengler, Simmel, Heidegger, Jaspers, faschistische Philosophen und problematische Intellektuelle wie Carl Schmitt, Freyer und Spann). Modernekritik im Sinne eines solchen Irrationalismus führte in seinen Augen auf direktem Wege in die Barbarei des Faschismus.

Man hat es also mit zwei konträren Thesen zu tun, bei denen einmal der Irrationalismus und die Antimoderne und zum andern – wie bei dem polnischen Soziologen Zygmunt Baumann – eine zu radikale Umsetzung moderner Prinzipien gleichermaßen nach Auschwitz führen. Mir scheint es daher sinnvoll zu sein, im nächsten Teil genauer zu untersuchen, ob sich die Wagnersche These, Europa sei nie so modern gewesen, wie es geglaubt hat, und die Moderne sei andererseits auch nie so europäisch gewesen, wie behauptet wird, an einzelnen charakteristischen Merkmalen belegen oder widerlegen lässt. Ich begebe mich also auf die Spurensuche nach der Genese ausgewählter charakteristischer Merkmale.

Zwischenüberlegung: Zum Begriff und der Bedeutung von Menschenbildern

Die Rede von einem Menschenbild – oder besser: von Menschenbildern – ist anscheinend nicht unproblematisch. Christoph Ried (2021, 2) spricht im Anschluss an Michael Zichy (2017) davon, dass der Begriff des Menschenbildes ein „Allerweltsbegriff“ sei, der in der Philosophie und den Wissenschaften aufgrund seiner Diffusität und Mehrdeutigkeit eher vermieden werde. Dazu kommt, dass er ebenso wie andere Begriffe wie „Weltanschauung“, „Zeitgeist“ oder „Angst“ in anderen Sprachen kein exaktes Pendant hat (siehe Zichy 2023, 7).

Entgegen diesem Befund lassen sich jedoch gerade in letzter Zeit zahlreiche Schriften finden, die sich mit dem Begriff des Menschenbildes in unterschiedlichsten wissenschaftlichen Disziplinen und Bereichen auseinandersetzen. So gibt es zum einen die profunde Studie von Michaels Zichy (2017). Dieser hat aktuell auch ein „Handbuch Menschenbilder“ (2023) herausgegeben, in dem nicht nur die Rolle von Menschenbildern in den unterschiedlichen philosophischen und wissenschaftlichen Disziplinen beschrieben wird, es werden auch Praxisfelder (Kunst, Literatur, Religion, Medizin, Schule, Therapie, Sport), mögliche Konflikte und anstehende globale Herausforderungen im Hinblick auf die jeweilige Rolle des Menschenbildes detailliert behandelt.

Ähnliches findet sich bereits in der älteren Sammelpublikation Örter (1990), in der ebenfalls „Menschenbilder als implizite oder explizite Leitbilder in den Wissenschaften“ (Teil 1) und Menschenbilder im Hinblick auf „Entwicklungstendenzen in der modernen Gesellschaft“ (Teile 2 und 3) beschrieben werden. Zudem gibt es Spezialstudien, die sich mit dem Menschenbild in politischen Strömungen und Weltanschauungen, in den verschiedenen Religionen und in der Rechtswissenschaft befassen (etwa Häberle 2008). All dies weist darauf hin, dass die These, derzufolge Menschenbilder eine zentrale Rolle in der Auseinandersetzung des Menschen mit sich selbst und mit der (politischen, sozialen, ökonomischen und kulturellen) Welt spielen, zumindest plausibel ist. Michaels Zichy (2023, 8) formuliert (und belegt) im Anschluss an Nietzsche, den er als Urheber des Menschenbildbegriffs identifiziert, drei Thesen:

„(1) Jede und jeder von uns hat und braucht ein Menschenbild: Menschenbilder sind überall.

(2) Menschenbilder bilden das Fundament jeder Gesellschaft – ihrer Ordnung, ihrer Moral, ihres Rechtssystems, ihrer Pädagogik, kurz: Menschenbilder bilden das Zentrum der Kultur.

(3) Menschenbilder sind macht- und wirkungsvoll: Sie bilden den Menschen nicht einfach nur ab, sie bilden ihn mit. Menschenbilder sind konstitutiv für die Art und Weise, wie wir Menschen sind."

Diese drei Thesen, die Zichy in seinen beiden Schriften (2017 und 2023) ausführlich diskutiert, erhalten ihre Plausibilität durch eine erste definitorische Annäherung. Derzufolge sind Menschenbilder ein

„Bündel an Überzeugungen über den Menschen, (und) deswegen zentral, weil sie eben gerade Überzeugungen über den Menschen sind, d.h., es sind Überzeugungen über den zentralen Akteur und den Träger des kulturellen Systems einer Gesellschaft." (2023, 74)

Ein erstes Fazit:

- Menschenbilder existieren in jeder Gesellschaft, zudem wird man in jeder einzelnen Gesellschaft mit verschiedenen Menschenbildern rechnen müssen. Pluralität ist also ein erstes wichtiges Charakteristikum, das zu berücksichtigen ist.
- Menschenbilder beanspruchen, einen Bezug zur Realität zu haben, doch sind sie keineswegs bloß beschreibend und analytisch, sondern sie haben eine starke normative Dimension: Sie formulieren Ziele und Ideale menschlicher Entwicklung.
- Menschenbilder können explizit formuliert worden sein, sie sind aber auch als implizite Grundannahmen in den unterschiedlichsten wissenschaftlichen, philosophischen und Praxisfeldern zu finden. Immer geht es um die berühmte Frage, in der Kant all seine Denkanstrengungen bündelte: „Was ist der Mensch?"

Damit ist zugleich ein Hinweis darauf gegeben, dass es bei aller Relevanz von Menschenbildern in den unterschiedlichsten Bereichen menschlichen Denkens und Handelns insbesondere die Anthropologie ist, die sich mit der Frage nach dem Menschenbild auseinandersetzt. Es geht zum einen um die (wissenschaftliche) Frage danach, was die Natur das Wesen des Menschen ausmacht. Es geht aber auch um die normative Frage, welche Entwicklung des Menschen man aus der jeweiligen weltanschaulichen Position heraus als wünschenswert betrachtet.

Michael Zichy (2023, 15 ff.) sieht die Rolle von Menschenbildern darin, auf die folgenden Fragen Antworten zu geben:

„1. Darüber, wer überhaupt zur Spezies dazu gehört

2. Über fundamentale ontologische Eigenschaften

3. Über die Stellung des Menschen im Kosmos

4. Über ontologische, axiologische und kratologische Differenzen

5. Über die Verfasstheit menschlicher Individualität

6. Über das menschliche Selbst

7. Über menschliche Freiheit

8. Über zentrale menschliche Verhaltensfaktoren

9. Über menschliche Fähigkeiten

10. Über das gute menschliche Leben

11. Über den Grund, warum der Mensch so ist, wie er ist.“

Menschenbilder haben zudem eine Ordnungsfunktion. Es geht dabei nicht bloß um die binäre und problematische Unterscheidung zwischen dem Wir und den Anderen, auch innerhalb des „Wir“ hat man in der Geschichte immer wieder versucht, Unterscheidungen zu treffen. Einige willkürlich ausgesuchte Beispiele:

So gibt es Versuche einer Typisierung von Menschen auf der Basis ihres spezifischen Zugangs zur Welt. Man kann zum Beispiel auf der Basis der Philosophie der symbolischen Formen (Ernst Cassirer) einen politischen, technischen, ästhetischen, ökonomischen, sprachlichen, religiösen, wissenschaftlichen oder mythologischen Zugang zur Welt (und zu sich selbst) unterscheiden.

Ähnlich ist die Typologie von Eduard Spranger (1965), der den theoretischen, ökonomischen, ästhetischen, sozialen, religiösen und den Machtmenschen unterscheidet. Die Soziologie wiederum unterscheidet verschiedene Lebensstile und entsprechende Menschenbilder, die Wirtschaft und insbesondere das Marketing arbeiten mit entsprechenden Typologien.

Eine lange Tradition haben Charakterisierungen des Menschen wie etwa homo ludens, homo faber, homo oeconomicus, animal symbolicum, zoon politikon etc. Es gibt die klassische Temperamentlehre, die den Choleriker, den Sanguiniker, den Melancholiker und den Phlegmatiker unterscheidet (vgl. Fuchs 2012).

Wirksam werden Menschenbilder insbesondere dort, wo sie die Strukturen und Institutionen der Gesellschaft formen. In dieser Hinsicht lässt sich etwa das individualistische Konzept des Menschen identifizieren, das dem westlichen Rechtsdenken und insbesondere den Menschenrechten zu Grunde liegt und das heute aus postkolonialer Sicht kritisiert wird, weil die soziale Dimension menschlicher Entwicklung hierbei zu wenig gesehen wird (siehe Fuchs 2024). In den Bereich solcher Denkanstrengungen gehören auch Versuche, für unterschiedliche Gesellschaften und für unterschiedliche Zeiten Persönlichkeitstypen und Sozialfiguren zu unterscheiden (Fuchs 2012 und 2001).

Die Kritik einer zu starken Betonung von Individualität findet sich auch in der aufschlussreichen Gegenüberstellung eines „westlichen Menschenbildes“ mit einem konservativen christlichen Menschenbild (in Zichy 2023, 21 ff.). Interessant ist diese Gegenüberstellung, weil damit verdeutlicht wird, welche nicht zu vernachlässigende Differenzen und Spannungen es innerhalb derselben Gesellschaft geben kann.

Vor diesem Hintergrund pluraler Ansätze, Menschenbilder zu bestimmen, sind solche Vorschläge interessant, die bei allem Respekt vor der Vielfalt menschlicher Lebensformen und individueller Dispositionen versuchen, Gemeinsamkeiten und Universalien zu finden. Gelingt dies, wäre dies eine Grundlage für einen wünschenswerten Kosmopolitismus, der die Basis dafür bieten könnte, den Wunsch nach einer weltweiten Friedensordnung zu realisieren (Appiah 2009). Der Ethnologe Christoph Antweiler (umfassend in Antweiler 2009, kürzer in seinem Beitrag zu dem „Handbuch Menschenbilder“, hrsg. von Michael Zichy 2023) hat eine umfangreiche Sammlung solcher Universalien vorgelegt, die seine These bestätigen: „Kulturen sind verschieden, aber dennoch kommensurabel“ (ebd., 988).

Vor dem Hintergrund dieser kursorischen Anmerkungen zur Rolle von Menschenbildern wird deutlich, dass Menschenbilder insbesondere in pädagogischen Kontexten eine hohe Relevanz haben, da es die Aufgabe von Pädagogik ist, den Menschen in seiner Entwicklung zu unterstützen, wobei unterschiedlicher Zielvorstellungen und Funktionserwartungen eine Rolle spielen. Christoph Wulf und Jörg Zirfas (2014, 43) beschreiben diesen Sachverhalt so:

„Die Geschichte der Pädagogik lässt sich als eine Geschichte von Menschenbildern verstehen. Diese Geschichte ist eng verbunden mit dem anthropologischen Denken und seinen Begrifflichkeiten. Doch obwohl in der griechischen Antike das Wort „Anthropologie“ nicht vorkommt, sondern lediglich die Begriffe *anthropos* (Mensch) und *logos* (Rede, Darlegung, Vortrag, Gespräch, Beratung, Definition und Vernunft), finden sich Überlegungen zu

Menschenbildern schon in den schriftlich oder auch bildlich überlieferten Mythologien und Philosophien dieses Zeitalters. Pädagogische Menschenbilder stehen dabei einerseits in einer sie fundierenden Beziehung zu den historisch-kulturellen Gegebenheiten wie sie andererseits auch selbst dazu beitragen, den Geist der Zeit zu stabilisieren oder zu verändern."

Pädagogisches Denken und Handeln kann also überhaupt nicht vermeiden, sich mit der Frage auseinanderzusetzen, inwieweit aufgrund der Konstitution des Menschen pädagogische Bemühungen überhaupt erfolgreich sein können und welche Entwicklungsziele anzustreben sind. In jedem pädagogischen Konzept lassen sich daher Menschenbilder identifizieren, die zum Teil implizit hinter den vorgestellten Überlegungen stecken, die zum Teil aber auch explizit benannt werden.

Insbesondere taucht der Gedanke der Parallelität von Welt- und Selbstbildern sowie von Welt- und Selbstverhältnissen dort auf, wo anthropologische und auf die Entwicklung des Individuums bezogene Annahmen mit Vorstellungen darüber korrespondieren, wie die Gesellschaft beschaffen sein soll, in der die Subjekte agieren. Clemens Menze (1993) hat in diesem Sinne eine Sammlung von Texten veröffentlicht, in denen die entsprechenden Vorstellungen vom Menschen und seiner Beziehung zur Gesellschaft am Beispiel prominenter Konzeptionen aufgezeigt werden:

„Zur Frage nach dem Menschsein gehören auch dessen Vorstellungen von Staat und Gesellschaft, Geschichte und Entwicklung, Technik und Kultur, Natur und Geist, Sitte und Recht, Sinn und Wert. Sie sind entweder *reflektiert* oder *implizit* im Menschenbild enthalten. (….). Derartige Vorstellungen, Bilder und Ideen über den Zusammenhang von Mensch und Geschichte, Kultur und Technik, Wissen und Erkennen sind *keine einfachen Abbilder der Wirklichkeit*. Sie enthalten auch Wünsche, Hoffnungen und Sehnsüchte der Menschen, tragen Züge ihrer Planungen und utopischen Gedanken." (Ofenbach in Menze 1993, 7)

Das Spektrum der untersuchten Philosophen und Pädagogen reicht von Seneca über Augustinus, Vertreter der Aufklärung wie Rousseau, Rochow oder Salzmann, über die Konzeptionen von Herder, Humboldt und Schleiermacher bis zu dem Konzept der Früherziehung von Lena und Boris Nikitin in den 1960er Jahren in der Sowjetunion.

Im Kontext des vorliegenden Textes ist die Beschreibung des „normativen Menschenbildes des Westens" von Michael Zichy (in Zichy 2023, 955 ff.) interessant. Er zählt die folgenden Merkmale auf: Homo sapiens als Beschreibung der Großfamilie des Menschen, zu der auch der Mensch des Westens gehört, die besondere Rolle von Individuum und Individualität, so wie sie insbesondere den Menschenrechten zu Grunde liegt, der Gedanke der Gleichheit der

Menschen und das Konzept der Menschenwürde, die Rolle von Selbstbestimmung, moralischem Gewissen und Freiheit, das Ziel der vollen Entfaltung der Persönlichkeit und schließlich die Vorstellung eines Subjektes, das ein Leben in Freiheit selbstbestimmt führt. Wesentliche Merkmale sind in diesem Konzept die Säkularität, insbesondere also die Trennung von Staat und Kirche, sowie der Anspruch auf Universalität.

In den nächsten beiden Teilen werde ich exemplarisch untersuchen, inwieweit Strukturmerkmale der Moderne, so wie sie im letzten Teil thematisiert wurden, von pädagogischen Entwürfen in zwei Epochen, der Aufklärung und der Gegenwart, aufgegriffen und als Ziele von Bildungs- und Erziehungsprozessen verfolgt wurden.

Teil 2: Moderne und Pädagogik: Beispiel Aufklärung

A. Zur Entwicklung der Ausgangsbedingungen der Aufklärung

In diesem Teil der Arbeit steht der Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit im Mittelpunkt. Es handelt sich dabei um einen recht langen Zeitabschnitt (siehe etwa Hammerstein 1996), zumal man kaum über das Mittelalter sprechen kann, ohne Philosophen der griechischen und römischen Antike anzuführen. Dies gilt erst recht für die Renaissance, die ebenfalls in diesem Zeitabschnitt liegt und deren Verdienst es ist, viele Schriften der Antike zugänglich gemacht zu haben.

Es gibt in der europäischen Geschichte keinen Zeitabschnitt, in dem keine wichtigen Wandlungsprozesse stattgefunden haben. Diese finden etwa im Hinblick auf verändernde politische Strukturen statt. Man denke etwa an die Völkerwanderung und die dadurch verursachten Machtverschiebungen, an das Ende des (West- und später des Ost-) Römischen Reiches, an die blutigen Eroberungs- und Missionierungszüge von Karl dem Großen verbunden mit der Karolingischen Renaissance, an die arabischen Eroberungszüge rund um das Mittelmeer. Nicht zuletzt ist die wissenschaftlich-technische Revolution zu berücksichtigen.

Bei der Betrachtung dieser Zeit wird zudem deutlich, dass die üblichen Epochenbezeichnungen wie Antike, Mittelalter, Renaissance, Barock, Aufklärung und insgesamt die Neuzeit zum Teil recht willkürliche Konstruktionen sind, wobei die zeitlichen Zuordnungen sehr stark davon abhängen, welchen Bereich der Gesellschaft (Politik, soziales Zusammenleben, religiöse, philosophische, wissenschaftliche und künstlerische Entwicklungen) man in den Blick nimmt. Die Bewertung der jeweils vorgenommenen Epochenkonstruktionen hat zudem oft weniger mit realen Entwicklungen der jeweiligen Epoche, sondern vielmehr mit der Bewertung der Zeit zu tun, in der die betreffende Epochenkonstruktion vorgenommen wurde.

Sehr deutlich wird dies am Beispiel des Mittelalters. Kurt Flasch schreibt:

„Gerechte Konventionalstrafe sollte jeden treffen, der das Wort „Mittelalter“ in den Mund nimmt, denn fast immer handelt es sich dabei um Irreführung der Öffentlichkeit. In den 1000 Jahren zwischen 500 und 1500 ist in den verschiedenen Weltgegenden zu vielerlei passiert,

als daß man es mit einem einzigen Wort zusammenfassen könnte. In manchen Regionen war „das Mittelalter“ schon zu Ende, als es anderswo erst begann. Was wir haben, sind Einzelereignisse und Landschaften, oft sind es nur Spuren von Ereignissen und Vermutungen darüber. Das Wort „Mittelalter“ löst hingegen pralle Bilder aus: Es zaubert Burgen und Hohenstaufenkaiser vor unseren inneren Sinn, es hebt die Kreuzzüge und den König Artus hervor, es erinnert an Mönche und Nibelungen. Je dichter solche Bilder sind, umso eher führen sie von der Kenntnis des Mittelalters weg; sie fördern Bewunderung oder Verurteilung. Das alles sind Störfaktoren, die das Wort „Mittelalter“ hervorruft: Ich schlage vor, eine gewisse Diät mit dieser Vokabel zu üben.“ (Jeismann 2000, „Das 15. Jahrhundert“, 9)

In der Renaissance und in der Zeit der Aufklärung hatte man die Neigung, die Zeit, die man Mittelalter nannte, sehr stark von der Neuzeit abzusetzen und als dunkel und ohne fortschrittliche Entwicklung zu bewerten, damit die eigene Zeit und damit auch die eigenen Leistungen umso strahlender erscheinen konnten. Auch die positive Wertschätzung des Mittelalters in der Zeit der Romantik hatte weniger mit realen Entwicklungen im Mittelalter zu tun, sondern vielmehr damit, die vorangegangene Zeit der Aufklärung mit der unterstellten Orientierung an Nützlichkeit und abstrakter Vernunft in einen Kontrast zu dem nunmehr als bunt und kreativ aufgefassten Mittelalter zu bringen.

In den letzten Jahren gibt es bei Historikern des Mittelalters erhebliche Bemühungen, zu einem objektiven Urteil über die Zeit zwischen 5oo und 1300 zu gelangen. Man spricht von der „Entstehung des christlichen Europas“ (Peter Brown), von einem beginnenden Prozess der „Modernisierung und der Europäisierung der Welt“ (Martin Tabaczek/Herbert Prokasky), von der „Geburt der modernen Wissenschaft in Europa“ (Paolo Rossi) und der „Entdeckung der Vielfalt in Europa“ (Michael Borgolte). Renommierte Historiker wie etwa Johannes Fried, Arno Borst, Hans-Werner Götz oder Aaron Gurjewitsch zeigen nicht bloß die Lebendigkeit und Kreativität dieser Zeit, man hat zudem entdeckt, dass auch in der Philosophie wesentliche Vorarbeiten geleistet wurden, an die die Größen der Renaissance und vor allem der wissenschaftlichen Revolution später anknüpfen konnten (Jürgen Habermas). Man sprach von „Riesen an Denkkraft und Gelehrsamkeit“ und davon, dass man zwar weiter blicken konnte als die Vorgänger, dies aber nur deshalb möglich war, weil Zwerge auf den Schultern von Riesen dies tun können. Man erinnerte an wesentliche technische Errungenschaften wie Dreifelderwirtschaft, die Erfindung des Kummets, des Eisenpflugs, der Mühle und der mechanischen Uhr, die Wiedererfindung des Schießpulvers oder des Porzellans und nicht zuletzt an die Erfindung des Buchdrucks.

Auch in der pädagogischen Geschichtsschreibung gibt es eine gewachsene Hochschätzung der Errungenschaft dieser Zeit. Heinz-Elmar Tenorth (2000) befasst sich unter der Überschrift „Das Erbe der vormodernen Welt“ mit der Lebensform und dem Bildungsideal der antiken paideia und er weist auf die Korrekturbedürftigkeit vorliegender Bilder des Mittelalters hin, etwa im Hinblick auf die These, dass es so etwas wie Kindheit im Mittelalter gar nicht gegeben habe. Jürgen Habermas setzt sich in seiner philosophiehistorischen Altersschrift ausführlich mit den intellektuellen Leistungen der Scholastik-Philosophen und Theologen auseinander, der Rechtshistoriker Uwe Wesel zeigt, dass es gerade das Konkurrenzverhältnis zwischen römischem (kirchlichen) Recht und weltlichen Recht war, was die Entwicklung in dem Feld des Rechts insgesamt vorangetrieben hat.

Es waren allerdings auch verheerende Katastrophen zu bewältigen, etwa die großen Pestepidemien im 14. Jahrhundert. Diese stehen in enger Verbindung mit den sich ausbreitenden Handelsbeziehungen, quasi einer frühen Form der Globalisierung, die letztlich auch wesentlich zur Entstehung des Frühkapitalismus in Norditalien beigetragen haben.

In den folgenden Kapiteln will ich auf einzelne dieser Entwicklungstendenzen näher eingehen.

4. Zur Entstehung des rationalen Denkens in der (europäischen) Antike

Die homerischen Epen geben der Periode bis zum Ende des 8. Jahrhunderts ihren Namen. Mythos und Religion sind die vorherrschenden Bewusstseinsformen. Auch in der Folgezeit werden sie vorherrschenden Bewusstseinsformen des Volkes bleiben. Zwar entstehen Philosophie und Wissenschaft. Es ist jedoch im Auge zu behalten, dass diese mit ihrer Entstehung natürlich nicht Allgemeinwissen der Bevölkerung werden, als fortgeschrittenes Bewusstsein sind sie jedoch gesamtgesellschaftlich vorhanden.

Die „große Kolonisation“ erreicht Mitte des 8. Jahrhunderts einen Höhepunkt. Sie soll die durch die wachsende Abhängigkeit (Schuldknechtschaft) der kleinen Bauern von der großgrundbesitzenden Stammesaristokratie und durch die Bevölkerungszunahme entstandenen sozialen Spannungen beseitigen und bringt einen erheblichen Aufschwung für Handel und Handwerk mit sich. Geld bestimmt als allgemeines Waren-Äquivalent die Tauschbeziehungen; der Bedarf an Arbeitskräften und die damit ökonomische Bedeutung der Sklavenarbeit steigt, die neu gegründeten Kolonien am Schwarzen Meer und an der Mittelmeerküste werden gemeinsam gegen feindliche Überfälle verteidigt.

Zentrum der politischen Ordnung ist die Volksversammlung, der alle Kolonisten als Polisbürger mit gleichen Rechten und Pflichten angehören. Die alte Adelsgesellschaft genügt immer weniger den neuen sozialökonomischen Verhältnissen: Träger des Fortschritts wird die Kaufmannsklasse, die Polisdemokratie die angemessene politische Organisationsform. Mit zu dem Abbau der Privilegien des Adels trägt auch bei, dass durch das vergleichsweise billig herzustellen der Eisen sein Waffenprivileg gebrochen wird. Die rechtliche Gleichstellung aller Freien, das Treffen politischer Entscheidungen aufgrund rationaler Argumentation, das – damit verbunden – entstehende Selbstbewusstsein (dem die frühgriechische Lyrik Ausdruck verleiht) und Selbstvertrauen, die von den Phönizier übernommene und modifizierte Schrift, die – anders als die Hieroglyphen in Ägypten – der Publikation, dem Öffentlichmachen dient: All dies sind Voraussetzungen für das nun entstehende Neue, für die Entstehung von wissenschaftlicher Mathematik und rationaler Philosophie.

Die „mythische“ Stufe der Bewusstseinsentwicklung ist nach dem vorangegangenen Abschnitt durch ein einheitliches, ungegliedertes Bewusstsein gekennzeichnet. Ästhetisches

und moralisches Bewusstsein, Denken, Wollen und Handeln, Subjekt und Objekt sind auf dieser Entwicklungsstufe miteinander verschmolzen. Menschenbild, Gesellschaftsbild, Natur werden in einem einheitlichen Weltbild zusammengefasst.

Ein individuelles Ich-Bewusstsein als Voraussetzung der Ausbildung eines entwickelten theoretischen Bewusstseins ist erst bei den der Periode der Epen folgenden Zeitabschnitten Lyrik feststellbar. Hesiod bringt bereits Ordnung in die Götterwelt Homers, er ordnet das Chaos zu einem Kosmos. Zudem kann sich das neue Denken auf reichhaltiges Wissen in den verschiedensten Wissensgebieten stützen. Vor allem Babylonier und Ägypter haben enorme mathematische und astronomische Kenntnisse. Allerdings wird kaum zwischen exakten und Näherungslösungen bei mathematischen Aufgaben unterschieden. Es ist auch kein Hinweis auf irgendeine Form eines Beweises bekannt.

In Analogie zu den Verfahren von Krohn (in Böhme u. a. 1977), der die Piagetsche Theorie der Intelligenzentwicklung zur Erklärung der Entstehung der neuzeitlichen Wissenschaft anwendet, könnte man diese Periode als Phase der Ausweitung der Objekterfahrung auffassen. Das Auftauchen von Widersprüchen in Grenzbereichen macht eine Akkumulation der kognitiven Instrumente erforderlich. Neue Schemata entstehen durch reflexive Abstraktion. Die Handlungen werden reflektiert, der menschliche Geist macht sich selbst zum Gegenstand seiner Erkenntnisse, er dringt zu einer Tiefenstruktur von Denken und Sprechen vor. Klix nennt die Griechen daher „Konstrukteure einer kognitiven Meta-Ebene“. Mit diesen neugewonnenen kognitiven Schemata kann durch Assimilation neuer Objekt-Erfahrung gewonnen werden. Dies geschieht – nach einer zeitweilig stagnierenden Entwicklung – im Spätmittelalter. In der Renaissance findet dann eine erneute Umstrukturierung der Erkenntnisschemata statt (vgl. Krohn a.a.O.).

Es ist insbesondere Günter Dux (2000), der sich ebenso wie Krohn der Piagetschen Entwicklungstheorie anschließt, diese aber durch Einbeziehung sozial-kultureller Rahmenbedingungen erweitert. Von besonderem Interesse ist der Ansatz von Dux auch deshalb, weil er als das entscheidende Moment menschlicher Entwicklung die Enkulturation des einzelnen Subjekts, also die Aneignung von gesellschaftlich vorhandenen Fähigkeiten und Fertigkeiten in der Ontogenese des Einzelnen, sieht.

Dies deckt sich mit Ansätzen im Bereich der evolutionären Pädagogik, in der man sich insbesondere auf die auch in anderen Disziplinen hervorgehobene Bedeutung des Lernens bezieht (Scheunpflug 2001).

Auch die philosophische Anthropologie ist in dieser Beziehung hilfreich, insofern man bestimmte anthropologische Grundgesetze für das Lernen formulieren kann:

– Der Mensch ist lernbedürftig.

– Der Mensch ist lernfähig.

– Der Mensch lernt überall und immer.

Auch Forschungen aus dem Bereich der evolutionären Anthropologie zeigen nicht nur die Relevanz dieses Ansatzes, sondern haben in der letzten Zeit zudem zu deutlichen Erkenntnisfortschritten geführt. So ist es insbesondere das Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie in Leipzig mit ihrem Direktor Michael Tomasello, wo durch ideenreiche Forschungsszenarien die Dimensionen menschlicher Persönlichkeit untersucht werden:

„Es gibt aber auch zwei deutlich erkennbare Besonderheiten der menschlichen Kultur, die sie qualitativ einmalig machen. Die erste ist die sogenannte kumulative kulturelle Evolution. Menschliche Artefakte und Verhaltensweisen nehmen im Lauf der Zeit an Komplexität zu… Ein Individuum erfindet ein Artefakt oder eine Vorgehensweise, um eine bestimmte Aufgabe zu lösen, und andere erlernen sie in Kürze. Wenn dann ein weiteres Individuum eine Verbesserung erfindet, übernehmen wiederum in der Regel alle, einschließlich heranwachsende Kinder, die neue, verbesserte Version. Dies führt zu einer Art kulturellem Wagenhebereffekt, bei dem jede Version einer Vorgehensweise so lange im Repertoire der Gruppe erhalten bleibt, bis jemand etwas Neues und Besseres erfindet (...).

Die zweite Besonderheit der menschlichen Kultur, die sie als einzigartig kennzeichnet, ist die Schaffung sozialer Institutionen. Soziale Institutionen bestehen aus einer Reihe von Verhaltensweisen, die durch verschiedene, wechselseitig anerkannte Normen und Regeln bestimmt werden (...).

Beide genannten Besonderheiten der menschlichen Kultur (…) basieren auf einer Reihe von artspezifischen Fähigkeiten und Motivationen zur Kooperation (...).

Ausgestattet mit einer speziellen Art der kulturellen Intelligenz, die artspezifische sozial-kognitive Fähigkeiten und Motivationen zu Zusammenarbeit, Kommunikation, sozialem Lernen und anderen Formen der geteilten Intentionalität umfasst, können Kinder im Laufe

ihres Heranwachsens zunehmend an diesem kooperativen Gruppendenken teilhaben. Diese spezifischen Fähigkeiten entstanden durch Schaffung kultureller Nischen und der damit verbundenen Ko-Evolution von Genen und Kultur (…).“ (Tomasello 2010, 9ff.; siehe aktuell Tomasello 2020)

Die Anwendung der Entwicklungstheorie von Piaget, die unterschiedliche Stufen der kognitiven (und auch moralischen) Entwicklung unterscheidet, hat allerdings zu einer erneuten Kontroverse geführt. Es geht dabei um die These (die auch Dux vertritt), dass nicht überall auf der Welt die Menschen die höchste Stufe der kognitiven Entwicklung erreichen, weil die entsprechenden Lebensbedingungen eine solche Form des Denkens nicht erforderlich machen. In ethnologischer Hinsicht sieht man darin eine Form der Diskriminierung und des Eurozentrismus. Allerdings belegen empirische Studien dieses Faktum (Dux 1990, Dux/Wenzel 1994, Oesterdiekhoff 1997).

Die Vorsokratiker: Allgemeine Charakterisierung

Das vorsokratische Denken sucht erstmals natürliche Ereignisse natürlich zu erklären. In der ionischen Etappe ist Gegenstand die Natur. In der athenischen Etappe wird der Mensch selbst zum Mittelpunkt. Gestützt auf die kognitiven und inhaltlichen Ergebnisse des mythischen Denkens entwickelt sich das rationale Denken.

Chatelêt (1973, Bd. 1, 15 ff.) skizziert die Entwicklung als

– zunehmende Klassifizierung und Säkularisierung der Auffassung vom Menschen,

– Übergang von legendären Beschreibungen und mythischen Genealogien hin zur präzisen Analyse von Landschaften und Sitten,

– zunehmende Verdrängung der Weissagung in der Medizin durch Untersuchung der tatsächlichen Krankheitsursachen,

– Verdrängen der magischen Spekulation aus der Physik zugunsten der Untersuchung der phänomenalen Verhältnisse,

– Demokratisierung der Kunst.

Die Griechen machen Gesetze – wie auch schon Juden und Babylonier vor ihnen – und reflektieren darüber. Bei den Griechen gibt es natürlich Moralvorstellungen – und Reflexionen über Herkunft und Theorie der Moral. Die Griechen machen einen großen Schritt vorwärts in der Entwicklung der Erkenntnisfähigkeit und beginnen, über diese selbst nachzudenken. *Es werden also nicht nur Fähigkeiten weiter entwickelt: Sie werden als solche auch bewusst reflektiert* (als Grundlage für ihre Weiterentwicklung).

Für Klix (1980, 217) ist die größte intellektuelle Leistung des griechischen Denkens

– der Gedanke der Beweisbarkeit von Zusammenhängen in formalen Strukturen,

– das Prinzip des induktiven Schließens als eine Möglichkeit des menschlichen Denkens, durch Explizierung seiner eigenen Regeln neue Erkenntnisse zu gewinnen,

– die Erkenntnis, dass Wesen und Erscheinung nicht zusammenfallen.

Mensch, Gesellschaft und Natur werden zunächst als demselben Strukturgesetz unterworfen gesehen. Dabei ist diese ganzheitliche Betrachtung nicht Ergebnis der Analyse, sondern fruchtbare, spontan aus der unmittelbaren Anschauung gewonnene Hypothese. Es fallen daher Ethik, Gesellschaftstheorie, Ontologie und Erkenntnislehre zunächst zusammen. In allen Bereichen wird das Konstante, das Beständige in der sich ändernden Welt der Erscheinungen gesucht. Aufgrund des für diese Zwecke nicht genügend umfangreichen empirischen Wissens ist allen griechischen Denkern der Hang zur extremen Verallgemeinerung eigen. Dieses und die Tendenz zum Exakten ist für Kurt von Fritz das Kennzeichen griechischen Denkens. Nestle (1975) wiederum zeigt den Weg „Vom Mythos zum Logos“.

Festzuhalten ist, dass wesentliche Fortschritte erzielt werden, als sich das Denken von der unmittelbaren Praxis entfernt. In diesem Zusammenhang ist wohl auch zu sehen, dass das Ziel griechischen Denkens eher die Erklärung als die Prognose ist. Dies bedeutet jedoch nicht, dass sich die neue Denkform im luftleeren Raum entwickelt. Wie jedoch im Einzelnen die Entwicklung dieser Denkform und der Zusammenhang zu sozialen Gegebenheiten zu erklären ist, ist bislang noch ein zu lösendes Problem.

Charakterzug des griechischen Denkens – wie am Beispiel der Mathematik deutlich wird – ist die antiempirische Tendenz zur Theoretizität, zur Abkehr vom Anschaulichen. „Episteme“ ist

zudem Lehr- und Lerngebiet. Veröffentlichung der Ergebnisse erfüllt dabei zwei Funktionen: Demokratisierung und die Möglichkeit der Überprüfung. Dies trägt zur Aufklärung im Sinne der Loslösung von herkömmlichen Traditionen und Autoritäten bei und stellt hohe Anforderungen an die Aussagen: Der Text muss eine Begründung selbst liefern.

Ich fasse zusammen:

Bei den Griechen finden sich eine Tendenz zum Allgemeinen und eine Tendenz zum Genauen. Es wird erkannt, dass Wesen und Erscheinung auseinanderfallen. Daraus ergibt sich eine antiempirische Tendenz: Wesentliches Charakteristikum des griechischen Denkens ist seine Theoretizität. Ferner ist Wesen der griechischen Naturphilosophie der Gedanke der Ganzheit. Gesellschaft, Kosmos, Natur, Mensch: Alles bildet zunächst eine Einheit. Diese Einheit entsteht aus unmittelbarer Anschauung; der Zusammenhang wird nicht nachgewiesen.

Es werden jedoch nicht nur neue Denkformen entwickelt und neue Erkenntnisse gewonnen: Diese werden auch verbreitet. Demokratisierung und Säkularisierung des Wissens, etwa durch Veröffentlichung und Publikmachen der Ergebnisse, gehen einher mit der Entwicklung der Philosophie. Wissenschaft und Bildung gehören – bereits bei Pythagoras – zusammen; allerdings wird nicht ein Wissen vermittelt, das für die Produktion nötig ist, sondern ideologisch und politisch bedeutsames Wissen wird verbreitet. Entmythologisierung ist Charakteristikum dieser Zeit – allerdings erfolgt diesen nicht linear und fortschreitend.

Allerdings sehen Kritiker hier den Beginn eines (unheilvollen) Weges der Durchsetzung von Logozentrismus und Rationalität, der zur Vereinseitigung im Verständnis des Menschen und seiner Beziehung zur Welt (und letztlich zur Zerstörung der Umwelt) führt (vgl. etwa Vietta 2012 oder Toulmin 1994).

5. Vom Mittelalter zur Neuzeit: Die zunehmende Bedeutung von Individualität

Im folgenden Kapitel will ich auf diejenige Periode eingehen, in der das „Individuum“ – durchaus in den Konturen und Facetten, so wie es sich heute darstellt – auf der historischen Bildfläche in Europa erscheint und zunehmend an Bedeutung gewinnt. Es ist der Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit, der sich widersprüchlich und nicht überall in Europa gleichzeitig entfaltet. Es gibt vielmehr erhebliche Ungleichzeitigkeiten, sowohl im Hinblick auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, die reale Individualität in nennenswertem Maßstab erst ermöglichen oder sogar erfordern, als auch im Hinblick auf die geistes- und kulturgeschichtlichen Entwicklungen. Daher erstreckt sich diese Zeit etwa vom 13. Jahrhundert bis ins 17. Jahrhundert. Die unterschiedlichen Disziplinen – Geschichtswissenschaft, Philosophie, Soziologie, Kunstgeschichte – haben unterschiedliche Begrifflichkeiten für diese Zeit entwickelt. Die einen unterscheiden in diesem Zeitraum die Renaissance vom Barock, für andere ist es die beginnende Neuzeit oder Moderne. Mit guten Gründen lässt sich diese Zeit zudem unter einen weiten Begriff der Aufklärung fassen. Ich selber werden in diesen Begriffswirrwarr keine Einheitlichkeit hineinzubringen versuchen, da ich verschiedene fachliche Kontexte benötige und mich daher eher dem jeweils dort vorherrschenden Sprachgebrauch anschließe (vgl. Gall 1993).

Es ist eine Zeit des Ringens des Neuen mit dem Alten: in wirtschaftlicher Hinsicht kämpfen die alten Feudalherren um ihre Privilegien, etwa um den Erhalt der Leibeigenschaft und die Steuerung des Gemeinwesens. Es kämpfen mit dem Kaiser und dem Papst gleich zwei Instanzen um die Zentralgewalt. Gleichzeitig entwickeln sich neue Formen politischer Steuerung in den norditalienischen Stadtstaaten, wo zugleich das politische Denken in Kategorien der Macht schonungslos beschrieben und analysiert wird. Es ist eine Zeit, in der sich mit den Städten und dem Stadtbürgertum neue Vermögen in privater Hand – außerhalb von Adel und Klerus – ansammeln, wo Intellektuelle europaweit eine Gemeinschaft bilden mit einer gemeinsamen Sprache: eine kulturelle „Globalisierung“ (bezogen auf Europa), die durchaus parallel verläuft zu der ökonomischen Globalisierung in dieser Zeit. Es ist eine Zeit der Ausdehnung von Grenzen:

- es wird geographisch der Einflussbereich ausgedehnt, in dem politische und ökonomische Mächte die gesamte Erde zu erobern beginnen;
- innerhalb des eroberten Gebietes werden Ökonomie und Gesellschaft von der Ausbreitung der Ware-Geld-Beziehung erfasst;

- innerhalb der einzelnen Menschen beginnt der Prozess der Zivilisierung im Sinne von Elias, also der Binnenverlagerung äußerer Handlungsnormen;
- die Philosophie und die entstehende Wissenschaft sprengen Grenzen der Theologie; es setzt sich allmählich „Vernunft“ gegen „Glauben“ durch;
- die Künste spiegeln diese Bewegungen der räumlichen und geistigen Entgrenzung nach innen und außen wider, ja bereiten sie vielfach vor.

Die Schicksalhaftigkeit des sozialen Standortes mit einem damit verbundenen und ebenfalls vorgegebenen Lebensverlauf wird angegriffen und zumindest von einigen Menschen gesprengt: *Das eigene Leben wird zu einer individuellen Gestaltungsaufgabe*. Natürlich geschieht dieser Prozess nicht im Gleichklang zwischen Basis und Überbau, zwischen Ökonomie, Kultur und Politik. Mit einiger Berechtigung kann man vielmehr sagen, dass gerade in Deutschland die „Verspätungen“ (im Anschluss an Plessner) bei der Durchsetzung der bürgerlichen Gesellschaft als Gesellschaft von autonomen, verantwortungsbewussten Individuen, die sich gemeinsam auf Regeln einigen, mit denen das Ganze gesteuert werden soll, erheblich waren und erst im 20. Jahrhundert – nach dem Rückfall in die Barbarei – nach dem 2. Weltkrieg einen gewissen Abschluss fanden. Dies geschah also zu einer Zeit, als die bürgerliche Gesellschaft bereits erheblich an ihren Krisen zu kränkeln begann. Zumindest lässt sich mit einiger Plausibilität die These aufstellen, dass Deutschland die heroische Phase des bürgerlichen Emanzipationskampfes im Vergleich zu anderen europäischen Ländern verpasst hat.
Der Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit ist gut untersucht und kann und soll hier nur in einigen, für diese Arbeit wichtigen Aspekten skizziert werden (vgl. etwa Gurjewitsch 1994, Kon 1983; Burke 1986; Heller 1982; Ariès/Duby 1991, v. a. Bd., 2: Vom Feudalzeitalter zur Renaissance; Le Goff 1998; Garin 1996; Elias 1982).

Auf der Ebene der Produktivkräfte ist das Mittelalter ergiebiger als gemeinhin angenommen: Kompass, Mühle, Uhr, Pferdegeschirr, Brillen und Linsen, Schießpulver und Kanonen (vgl. Jonas 1969). Zum Teil handelt es sich hierbei um Nacherfindungen - und später sogar um direkte Übernahmen – von sehr viel früheren chinesischen Erfindungen (Needham 1984). Einfluss auf das Wirtschaftsgeschehen (und die kulturelle Entwicklung) haben die großen Pestepidemien im 14. und 15. Jahrhundert, die die Städte stärker treffen als die ländlichen

Gebiete, was diese wiederum zu einer stärkeren Öffnung gegenüber der verarmten Landbevölkerung veranlasst (Mottek 1968, 173 f).

Im Bergbau (Entwässerung) und in der Verhüttung gibt es erhebliche Fortschritte im Mittelalter, was wiederum die Artillerie und die Ballistik befördert. Die Menschentypen, die Le Goff (1998) für das Mittelalter vorstellt, geben weiteren Aufschluss über die ökonomische und geistige Lage, denn diese Individualitätsformen und Typen sind die Träger des gesellschaftlichen Lebens. Es sind Mönche, Krieger und Ritter, Bauern, Städter, Intellektuelle, Künstler, Kaufmann, Heilige, Außenseiter.

Auf die ökonomische Seite unmittelbar beziehen sich Bauer, Kaufmann und – unter den Städtern subsumiert – Handwerker. „Stadtluft macht frei“ war der Slogan, und er bezog sich darauf, dass die zunehmend mächtiger und selbstbewusster werdenden Städte sich der Macht des (Land-)Adels entzogen. Der „Bürger“, der der bürgerlichen Gesellschaft den Namen sowohl als Bourgeois als auch als Citoyen gibt, ist der *freie* Stadtbürger. „Frei“ meint jedoch nicht losgelöst von sozialen Zwängen. Es gibt vielmehr sehr rigide Organisationsformen, in denen Handwerk und Handel stattfinden, so dass der Handwerker zwar individuell in seinem Haus – als Einheit von Leben und Arbeiten – mit seiner Hausgemeinschaft produziert. Doch tut er dies innerhalb streng normierter Abläufe. Individuelle Reproduktion ist fast bis ins letzte Detail gesellschaftlich vorgegeben. Im Handwerker finden sich bereits in der Individualität seiner Herstellungsprozesse bei noch nicht weit entwickelter Arbeitsteilung – er liefert noch das gesamte Werk ab – die Grundlagen der bürgerlichen Subjektivität: Selbststeuerung, Verinnerlichung gemeinschaftlicher Normen und Werte als Steuerung der individuellen Tätigkeit. Der Gebrauchswert des Projektes prägt den „Ethos“ (!) der Arbeitstätigkeit. Die Nutzung von Naturkräften – etwa beim Werkzeuggebrauch oder bei den einfachen Arbeitsmaschinen – geschieht noch nicht als Anwendung des (in den Naturwissenschaften später entwickelten) Wissens über allgemeine Gesetze, sondern durch punktuelle Anwendung von konkretem (sinnlichen) Erfahrungswissen. Der Körper ist noch weitgehend in die gegenständliche Produktion involviert, weshalb die Sinnlichkeit und Sinnhaftigkeit der Vergegenständlichung von Kompetenz und die Aneignung dieser Kompetenzen im tätigen Umgang – auch im Prozess der (genormten) Weitergabe des Handwerkerwissens an die Lehrlinge und Gesellen im gemeinsamen Haus („oikos“) - unmittelbar erkannt wird.

Doch ist der Handwerker eingebunden in die sich ausbreitende städtische Geldwirtschaft: Er tauscht nicht mehr Produkte gegen andere Produkte, die er zur Lebenserhaltung braucht, sondern produziert – zwar weitgehend auf individuelle Bestellung, doch – für einen mit Geld regulierten Markt. Und dies umso mehr, als die genannten Bestellungen nicht mehr von Privatkunden für einen Eigenbedarf erfolgen, sondern in den ebenfalls entstehenden Prozess des Handels geraten: Der Kaufmann und Händler – und dann auch die entstehende Finanzwelt – werden Teil auch der handwerklichen Produktionsprozesse (Braudel 1986). Damit beginnt jedoch ein weiteres Wirkungsmoment bürgerlicher Subjektivität: In dem Maße, wie für einen abstrakten Markt produziert wird, der Gebrauchswert also nicht mehr von dem späteren Nutzer unmittelbar zurückgemeldet wird, wird der Produktionsprozess *abstrakt*. Und diese Abstraktheit ist nicht der gegenständlichen Tätigkeit der Gebrauchswertproduktion geschuldet, sondern der Tatsache der entstehenden Ware-Geld-Beziehung. Abstraktheit des Tauschwertes stellt einerseits gesellschaftliche Zusammenhänge in einer größeren Wirkungsweite her (Vergesellschaftung), erzieht jedoch gleichzeitig zur Gleichgültigkeit gegenüber dem Produkt.

Es liegt auf der Hand, dass dieser Umgang mit dem Abstrakten des Tauschwertes, der nur noch insofern am Gebrauchswert der Waren interessiert ist, als sich ein Tauschwert daraus realisieren lässt, bei dem *Kaufmann* zum Alltag wird – und in der Finanzwelt, wo die Produkte noch nicht einmal mehr als Waren, sondern nur als geldwerte Positionen in Bilanzen auftauchen, erneut gesteigert wird (vgl. Kuckhermann/Wigger-Kösters 1985, 5.3). Auf der Ebene der Individuen heißt dies: Verinnerlichung hoch-abstrakter moralischer Gesetze, Entwicklung eines Über-Ichs (i. S. von Freud), Entstehung eines Gewissens als innerer Instanz der Verantwortlichkeit für das eigene Handeln (Kittsteiner 1991; Elias 1982).

Es liegt auf der Hand, dass diese Übernahme der Handlungskontrolle durch das Individuum selbst ein äußerst komfortabler Kontrollmechanismus ist, und man kann davon ausgehen, daß sich Wirtschafts- und Gesellschaftssysteme durchaus ihre Individualitätsformen schaffen, die sie zu ihrer Reproduktion brauchen.

Doch überlässt man es – bei allem Vertrauen in die praktizierte Psychologie des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft – nie dem Selbstlauf, ob die Prozesse der systembezogenen Enkulturation und Sozialisation auch gelingen. Es werden vielmehr zahlreiche Instanzen geschaffen, die diese normative Eingliederung des Einzelnen gewährleisten sollen: Die gesellschaftlichen Normen und Anforderungsstrukturen erhalten ihre „Medien“: Neben der

Einflussnahme durch ideologische Mächte (wie etwa die Kirche oder auch die Künste) ist es vor allem das entstehende Erziehungssystem. Ich werde daher später am Beispiel von Comenius eine kleine Fallstudie zu einem hervorragenden Vertreter emanzipatorischer Bildungs- und Erziehungstheorie präsentieren.

Es liegt zudem auf der Hand, dass diese Herauslösung des Individuums aus der mittelalterlichen Kollektivgesellschaft und die gewünschte Verantwortungsübernahme es nötig machen, Formen und Methoden der Introspektion, der Selbstbetrachtung zu entwickeln. Dies geschieht etwa durch die Beichte, es geschieht jedoch auch in den Entwicklungen der Künste, in der der Einzelne nach und nach in den Mittelpunkt rückt. Neu ist an der Kunst der Renaissance, dass dieser Einzelne nicht mehr als Repräsentant eines Typs, sondern als Individuum gesehen wird.

Burckhardt (1958) hat in seiner berühmten Studie über die Kultur der Renaissance Mitte des 19. Jahrhunderts die These von dem ersten Erscheinen von Individualität während der Renaissance aufgestellt. Seither gibt es einen heftigen Streit mit Historikern des Mittelalters darüber, ob und wie weit das Individuum nicht schon im Mittelalter aufgetaucht ist (siehe etwa Gurjewitsch 1986 und 1994). Dieser Streit kann hier nicht entschieden werden, zumal es davon abhängt, wo man die zeitlichen Grenzen setzt (vgl. Aertsen/Speer 1996). Einige Aspekte aus dieser Diskussion greife ich an dieser Stelle jedoch auf, da sie relevant für das Konzept von „Persönlichkeit“ sind.

„Individualität“ (i. S. von Unteilbarkeit) als Eigenschaft, Einzelnes zu sein, ist natürlich keine Erfindung der Renaissance, sondern vielmehr Grundkategorie bereits der antiken Philosophie. Entscheidend für die neuzeitliche Individualität, die sich auf den Menschen bezieht, sind weitere Bestimmungsmerkmale:

Es geht zum einen um die Entdeckung der Innerlichkeit des Menschen, die – reflektiert – wesentlich das „Selbst“ des Individuums ausmacht. Hier liefert die Geschichte der Autobiographie Entscheidendes. Denn inzwischen hat Augustinus seine berühmten „Bekenntnisse“ (bereits vor 400) geschrieben und im Vergleich zu römischen Vorbildern eine neue Stufe bei der Beschreibung emotionaler Qualitäten erreicht (vgl. Misch 1949/1979, Bd. I. 1 und I. 2 sowie Pascal 1965, 34 ff.). Diese Schrift gilt – trotz der umfangreichen biographischen Literatur im Mittelalter – für eine lange Zeit als einzigartig, da nur in ihr der Autor zu der notwendigen *Distanz* zu sich, seinen Erlebnissen und Gefühlen geht (Pascal, ebd., S. 35 f.). Pascal nennt erst wieder Abaelard mit seinem Bericht über seine Kastration

und seiner daher etwas problematischen Liebe zu Heloïse eine Autobiographie in einem ambitionierteren Sinn, nämlich als reflektierenden Versuch, Vergangenes zu verstehen; dies allerdings bereits im 12. Jahrhundert.
Es entwickelt sich im Mittelalter – und zwar als theologische Diskussion (Kobusch 1993) – ein neues Verständnis von „Person". In der antiken Welt war „persona" die Maske des Schauspielers, also gerade das Gegenteil des wahren Selbst. Dies wird im Mittelalter so umgedeutet, dass die moderne Verständnisweise erkennbar wird: die
„Person ist ein Individuum bestimmter Art; sein unterscheidendes Merkmal ist die Vernünftigkeit. Als vernunftbegabtes Wesen hat der Mensch die Möglichkeit der Wahl; er wird nicht einfach durch die Gegenstände zu seiner Handlung bestimmt, sondern ist Herr seiner Handlungen. Die Würde der Personalität ist Freiheit. Daraus geht auch hervor, dass die Person ein moralisches Wesen ist, denn die Grundlage der Moral ist die Freiheit". (Aertsen in Aertsen/ Speer 1996, XVI).

Dies ist jedoch ein Diskurs, der von einer intellektuellen Elite geführt wird – und die Hervorbringung einer solchen Elite ist durchaus eine wichtige Leistung des Mittelalters (vgl. den Artikel „Der Intellektuelle" in Le Goff 1998). Doch hat dies mit der Lebenswelt der Menschen noch wenig zu tun. Denn neben dem Stadtmenschen gibt es den *Bauern* als vorherrschende Lebensform.
Der Bauer außerhalb der Städte ist im Mittelalter weitgehend dem Feudalherrn unterworfen und steht noch außerhalb der sich entwickelnden Ware-Geld-Beziehung. Die Landwirtschaft steht jedoch insofern unter Druck, als sie oft genug die Versorgung der allmählich wachsenden Bevölkerung nicht gewährleisten kann. Hunger, Armut und Elend sind verbreitet, so dass die Geschichte des Alltags im Mittelalter auch als Geschichte der Armut, aber auch der Geschichte der Barmherzigkeit, der Caritas – gerade der Kirche – geschrieben werden kann (vgl. Geremek 1988, Kap. I).

Einige weitere Notizen zum *Welt- und Menschenbild des Mittelalters* (vgl. Gurjewitsch 1980, 1994; so auch in Fuchs 1999, 112 ff.):
Die vorherrschende Form des gesellschaftlichen Bewusstseins des Mittelalters (Gurjewitch 1980) ist das religiöse Bewusstsein. Aus Kritik an der Prasserei der Amtskirche und ihrer Träger bilden sich im 13. Jahrhundert Bettelorden wie etwa die Franziskaner, die einen ursprünglicheren Glauben fordern. Die Kirche geht – etwa durch die Verbotsedikte von 1277 – gegen atheistische Strömungen vor. Das Bewusstsein des Mittelalters wird geprägt durch

den vorherrschenden Bereich der materiellen Produktion, der Landwirtschaft. Gurjewitsch (1980) zeigt dies etwa an Kategorien wie Raum und Zeit: die Zeitvorstellungen sind – entsprechend den Naturrhythmen – zyklisch. Erst später setzt sich, vor allem in den Städten, mit dem Bau von Uhren eine gerichtete, lineare und irreversible Zeitvorstellung durch. Andererseits dient die Uhr als Sinnbild einer autoritätsgesteuerten Einheit (Maurice 1980), in der jeder nur ein kleines Rädchen ist. Man spricht von „religiösem Kollektivismus".

Koyré (1969) bezeichnet den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit als Übergang „Vom geschlossenen Weltbild zum unendlichen Universum". Geschlossen sind etwa die Tauschbeziehungen (Fernhandel wird erst im ausgehenden Mittelalter von größerer Bedeutung sein). Sofern Natur erforscht wird, dann nicht mit dem Ziel der Beherrschung der Natur, sondern lediglich, um Beispiele für die Weisheit Gottes zu finden.

Alles wird in der Sprache der christlichen Kultur formuliert. Gurjewitsch (1980, 15) spricht selbst bei der (spärlichen) Verwendung von Mathematik von einem „Dialekt" dieser Sprache der christlichen Kultur. Die zunehmende Bedeutung des Bürgertums ist verbunden mit einem gesteigerten Selbstbewusstsein, das sich in Kunst und Architektur dieser Zeit widerspiegelt (Rathäuser).

Das *geistige Leben* ist kirchlich geprägt. Bis 800 findet nur in Klöstern ein gewisses intellektuelles Leben statt. Zwischen 800 und 1100 bringt die Karolingische Renaissance ein intellektuelles Aufleben mit sich. Die Hauptauseinandersetzung des mittelalterlichen geistigen Lebens ist die zwischen Glaube und Vernunft. Dieses Problem stellt sich umso mehr, als über arabische Vermittlung im christlichen Abendland zunehmend bekannt wird, dass „die Werke des Aristoteles, Ptolemaios und Galen ein geschlossenes rationales System bilden, das die Welt als Ganzes unter der Voraussetzung natürlicher Ursachen klärt" (Crombie 1977, 53).

Für Augustinus (als einem der Hauptvertreter der Patristik) stellt sich bereits als dringlichstes Problem die Beziehung zwischen den beiden Quellen des Wissens: Offenbarung und Erfahrung. Er löst dieses Problem so, dass Glaube der Vernunft überlegen ist, dass sinnliche Erfahrung sich auf die in platonischem Sinne zweitrangige Erscheinungswelt bezieht (Tomberg 1973, 52). Kulturgeschichtlich ist Augustinus – wie erwähnt – auch wegen seiner „Confessiones" bedeutsam, weil sich in dieser Auseinandersetzung mit sich selber die später dominant werdende (reflexive) Beziehung zu sich angebahnt: Das eigene Leben rückblickend als „Biographie" zu konstruieren. Gleichzeitig findet durch ihn eine erste Rezeption des bisher

als heidnisch geltenden *Platonismus* statt. Die platonische „Athener Schule“ wird 529 von Justinian geschlossen. Der bedeutendste Philosoph des athenischen Neuplatonismus ist Proclos (5. Jahrhundert). Plotin, der Begründer des Neuplatonismus, lebte im 3. Jahrhundert in Rom und gründete dort eine nach seinem Tode von Porphyrios weitergeführte Schule. Die lateinischen Kirchenväter sind dem bereits christianisierten Platonismus verpflichtet. Von grundlegender Bedeutung für die Philosophie des Hoch- und Spätmittelalters ist jedoch die Rezeption von *Aristoteles*. Diese stellt eine neue Herausforderung für die vorherrschende Philosophie dar. Bis ins 13. Jahrhundert liegen einige seiner Hauptwerke lediglich in der Übersetzung von Boethius vor. Allerdings bringen die Araber auf ihren Eroberungszügen aristotelische Philosophie mit sich. Seit dem 8. Jahrhundert werden immer mehr Werke der griechischen Philosophie ins Arabische übersetzt. Cordoba, über 8 Jahrhunderte hinweg Zentrum des Islams in Europa, ist Heimat des bedeutendsten Aristotelikers, Averroes (Ibn Ruschd).
Die wichtigste philosophische Strömung des Mittelalters ist die *Scholastik*. Ein Hauptinhalt der scholastischen Philosophie ist der „Universalienstreit“ über die Existenzweise von Allgemeinbegriffen. In der Frühscholastik dominiert die (platonische) realistische Position: Johann Scotus Eriugena im 9. Jahrhundert und Anselm von Canterbury im 11. Jahrhundert sind wichtige Vertreter. Dagegen wird seit dem 11. Jahrhundert die gegnerische Position des Nominalismus (Allgemeinbegriffe existieren lediglich als Namen) wirksam: Roscellin im 11. Jahrhundert gilt als sein Begründer. Eine wichtige Rolle spielt die Naturphilosophie der Schule von Chartres (Bernhard von Chartres, Wilhelm von Conches) und – mit ihr sympathisierend – Peter Abaelard, der bedeutendste Philosoph des 12. Jahrhunderts (siehe Habermas 2019).

In der Naturphilosophie spielen Interpretationen des platonischen „Timaius“ eine große Rolle. Die Natur wird in Chartres als immanenter Zusammenhang begriffen, ihre Kräfte und Wirkungen sind rational fassbar. Ley sieht in Wilhelm sogar den Begründer einer pantheistischen Naturphilosophie (Ley 1971). Die Nominalisten und Anhänger von Aristoteles geraten sehr bald in Konflikt mit der Kirche. Seit dem 12. Jahrhundert liegen immer zahlreichere Übersetzungen der aristotelischen Hauptwerke vor. Mit dem Einfluss von Averroes werden die materialistischen Tendenzen bei Aristoteles stärker betont, also diejenigen Tendenzen, die der objektiv-idealistischen philosophischen Grundlage der

kirchlichen Ideologie widersprechen und die auch im Nominalismus wirksam sind (hier sind die Franziskaner Robert Grosseteste, Roger Bacon und ferner Duns Scotus, William von Ockham, Siger von Brabant, Nicole Oresme und Buridan zu nennen).
Gegen diese für die Kirche gefährlich werdende – weil ideologisch ihren Machtanspruch gefährdende – Strömung setzen die Dominikaner Albertus Magnus und vor allem sein Schüler Thomas von Aquin eine Aristoteles-Interpretation, die gerade die idealistische Seite der aristotelischen Philosophie betont und die in der Folgezeit für die Philosophie verbindlich wird, wollte man nicht die Feindschaft der Kirche riskieren.
Auch in diesem knappen Abriss ist deutlich geworden, inwieweit die Kirche und mit ihr die Religion Machtfaktoren des Mittelalters sind. Welches sind die Wesenszüge und Inhalte mittelalterlichen Denkens, auf denen eine entstehende Wissenschaft aufbauen kann bzw. die sie überwinden muß, und wo kommen sie her?
Tomberg (1973, 84) führt als Positivum des Mittelalters seine Theoretizität an: Es gibt mit den scholastischen *Gelehrten* eine Gruppe von Menschen, die zwar völlig ohne Kontakt zur praktischen Arbeit sind, aber über die Fähigkeit zu theoretischem Denken verfügen (vgl. Le Goff 1998: der „Intellektuelle“). Der Typ des „Kopfarbeiters“ ist nicht der Forscher, der Wissen zum Zwecke der Beherrschung der Natur systematisch sucht, sondern der Gelehrte, der etwa unter „Physiktreiben“ das Lesen der physikalischen Schriften des Aristoteles versteht. Diese Art der intellektuellen Betätigung findet seit dem 12. Jahrhundert ihren Platz an den neugegründeten Universitäten. Entgegen der arabischen Herangehensweise, die Wissen als Macht über die Natur zum Ziele hat (dabei jedoch physikalische und okkulte Ursachen gleichermaßen akzeptiert), interessiert die christlichen mittelalterlichen Gelehrten bestenfalls die Frage, welche Aspekte der Natur die Zwecke Gottes am lebendigsten veranschaulichen (Crombie 1977, S. 49). Die Wissenschaft des Mittelalters ist eine Buchwissenschaft. Zwar sind Bücher – weil handgeschrieben – selten. Das Bildungswesen wird jedoch an einem festen, abgeschlossenen und kodifizierten Wissensbestand orientiert. Dieser soll nicht erweitert, sondern unverändert reproduziert werden. Die Lernverfahren sind daher wesentlich Auswendiglernen und Abgehörtwerden. Wissenschaftliche Abhandlungen in Zeitschriften zu Einzelfragen kann es daher nicht geben. Die Haltung zum Wissen ist kontemplativ.
In einer geistesgeschichtlichen Untersuchung von Denkformen findet Leisegang (1928) als typische Denkfigur der Scholastik die Begriffspyramide. Diese habe ihren Ursprung in der

Mathematik (ebd., 202), wo durch zunehmende Differenzierung, durch Hinzunahme weiterer differentiae specificae, Hierarchien von Begriffen entstehen. Zweck dieser Denkform ist die Schaffung einer Ordnung in einem System.

Für die Botanik mit ihren Systematiken ist dies die geeignete Denkform. Die platonische Methode der diairesis (Begriffsspaltung) gilt als Prototyp dieses Denkens (S. 208). Die mittelalterliche „summa“, die „Hauptform mittelalterlicher Weltanschauung“ (so W. Dempf) trägt die Struktur der Begriffspyramide. Leisegang stellt die wesentlichen Merkmale dieser Denkform zusammen: sie stammt aus einer idealen Welt von Begriffen und idealen Gegenständen, die sich auf statische Größen beziehen, zwischen denen es keine Übergänge gibt. Wir finden hierin also eine Widerspiegelung der statischen, begrenzten mittelalterlichen Gesellschaft. Ebenso korrespondiert diese Wissenskonzeption mit einer Ontologie unveränderlicher Substanzen.

Neben den Gelehrten gibt es zwar *Handwerker*, die „von Beruf Empiriker“ sind. Allerdings können auch diese nicht zu wissenschaftlichen Kenntnissen gelangen, da es sich um eine „oberflächliche Empirie“ (Lefèvre) handelt: sie ist zweckgebunden an das zu erstellende Produkt. Ein weitergehendes Suchen findet nicht statt; Neuerungen sind ohnehin durch die Zunft verboten. Mediziner und Baumeister sammeln umfangreiche Erfahrungen. Allerdings wird auch hier noch lange nicht die Stufe der Theorienbildung erreicht. Die Mathematik wird weiterentwickelt. Gegen den Widerstand der Kirche setzen sich die arabischen Ziffern durch (Leonardo von Pisa), mit Silvester II sitzt sogar ein mathematisch Interessierter auf dem Papstthron. Die Anwendungen von Mathematik sind – wie in der Antike – spekulativ. Das Hauptproblem der Anwendung von Mathematik, die Beziehung mathematischer Begriffe zur Realität, beginnt sich in Ansätzen zu stellen, wenn etwa um den Vorzug mathematischer bzw. physikalischer Erklärungen gerungen wird (vgl. Crombie 1977). Bei den Impetus-Physikern (Buridan, Oresme) gibt es die ersten Spekulationen darüber, dass sich die Erde dreht (ebd.). Oresme wendet graphische Verfahren auf das Problem der Untersuchung von Bewegungen an. In die Impetus-Physik finden – wie in die mittelalterliche Werttheorie – dynamische Begriffe Eingang. Mit der aristotelischen Philosophie steht eine empirie-freundliche Philosophie zur Verfügung.

Crombie (ebd., 263) findet bereits im Mittelalter nicht mehr „Form“ oder „Natur“, sondern Gesetze als Gegenstand der Forschung. Roger Bacon und Grosseteste können als Pioniere

experimenteller Forschung gelten. Bei ihnen finden sich bereits sehr klare Vorstellungen über Analyse und Synthese:

„Da wir ja mit Hilfe von Prinzipien nach Wissen und Verstehen suchen, um natürliche Dinge zu erkennen und zu verstehen, müssen wir zuerst die Prinzipien bestimmen, die allen Dingen zukommen. Der natürliche Weg für uns, Kenntnis von den Prinzipien zu erlangen, ist es, von allgemeinen Anwendungen aus zu diesen Prinzipien zu kommen, von Ganzheiten auszugehen, die eben diesen Prinzipien zu entsprechen. (...). Dann aber, da der Weg, Kenntnis zu erwerben, von allgemeinen zusammengesetzten Ganzheiten fortschreitet zu bestimmten Besonderheiten, von vollständigen Ganzheiten also, die wir ungenau kennen (....), können wir eben zu diesen Teilen zurückgehen, vermittels derer es möglich ist, das Ganze zu bestimmen und durch diese Bestimmung eine genaue Kenntnis des Ganzen zu erlangen.“ (R. Grossetest; zitiert nach Crombie 1977, 248).

Die Ähnlichkeit dieser Beschreibung mit der Newtonschen Beschreibung der wissenschaftlichen Methode fällt auf. Bei Bacon finden sich weitreichende Reflexionen zum Zweck von Wissenschaft. Nicht der Ehre Gottes soll sie dienen, sondern die Nützlichkeit ihrer Ergebnisse steht im Vordergrund. Allerdings behält die mittelalterliche Wissenschaft ein zwiespältiges Verhältnis zur Empirie. Selbst wo empirische Belege reklamiert werden, halten diese einer strengeren Nachprüfung selten stand (ebd., 351). Leisegang charakterisiert die Entwicklung im Ausgang des Mittelalters im Anschluss an Dempf wie folgt:

„Zu Beginn des 14. Jahrhunderts zersprengt Roger Bacon durch selbständige Empirie das bisherige System der sieben freien Künste, der Nominalismus des Duns Scotus und der Franziskaner die begriffsrealistische Systemeinheit der Hochscholastik, die deutsche Mystik sprengt den Rahmen des die Mystik Bernhards und Bonaventura umfassenden Gesamtsystems, die Konziliarbewegung versucht, die päpstliche Einheit zu sprengen, wie die Stadt- und Territorialrechte die kaiserliche römische Rechtseinheit sprengte, und ebenso lösen in der Geschichte die Stadtchroniken die einheitliche Weltgeschichte ab.“ (Leisegang 1928, 259).

Das Mittelalter hat – wie erwähnt – der Folgezeit eine Reihe wichtiger Erfindungen und Neuerungen hinterlassen. Dabei spielt es hier keine Rolle, dass es sich entweder um eine Übernahme oder um eine Nacherfindung bereits existierender chinesischer Erfindungen handelte.
Politische Ereignisse wie die Eroberung von Byzanz durch die Türken im Jahre 1453 und die damit verbundene Unterbrechung der Fernhandelswege nach Osten waren Grund für die

Suche nach anderen Wegen nach Indien und führten schließlich zur Entdeckung Amerikas, zum Umfahren von Afrika etc. Damit erwachsen in größerem Maßstabe Bedürfnisse der Navigation, insbesondere das Problem der Ermittlung der geographischen Länge. Andererseits entsteht ein neuer Welthandel mit seinen Folgen für den nun größeren Bedarf an Rechnungsführung. Die Gold- und Silberimporte vergrößern zugleich die zur Verfügung stehende Geldmenge, der kein entsprechendes Warenangebot entspricht. Preissteigerungen sind die Folge.
Für die Produktivkräfte in der Landwirtschaft ergeben sich im 16. und 17. Jahrhundert folgende Entwicklungen (vgl. Jonas 1969, 222):

- die Arbeitsmittel (also die Geräte, Zugkräfte, Bodenqualität) stagnieren,
- Anbausysteme, Spezialisierung auf bestimmte Produkte: häufig nicht unbedeutende Entwicklungen,
- Produktivkraft Mensch: allgemein verschlechterte Situation, teilweise zweite Leibeigenschaft, vor allem östlich der Elbe.

Die Übernahme der Kunst der Papierherstellung von den Chinesen und die Erfindung der Buchdruckkunst (1440) spielen eine kaum zu überschätzende Rolle: das bisher vorwiegend auf mündliche Überlieferung angewiesene Bildungswesen hat jetzt ein neues Medium zur Verfügung. Neue Ansichten können leicht verbreitet werden, was für das geistige Leben eine Revolution mit sich bringt.
Weitere Fortschritte zeigen sich im Bergbau (Entwässerung) und in der Verhüttung. Hochöfen ermöglichen die Verarbeitung von flüssigem Roheisen anstelle der vorher nur teigigen Verhüttungsprodukte. Dies bringt eine gesteigerte Leistungsfähigkeit der Artillerie mit sich, die wiederum genauere theoretische Grundlagen erforderlich macht (Ballistik).
Ballistische Probleme sind die wesentlichen praktischen Anregungen für die Mathematiker und Mechaniker dieser Zeit. Allerdings konnte – auch als die physikalische Theorie zur Verfügung steht – diese nicht praktisch wirksam werden wegen der dafür noch ungenügend beherrschten Praxis. Ähnliches ist bei dem Problem der Längenberechnung in der Navigation festzustellen: die recht früh vorliegende mathematische Theorie erweist sich als praktisch unwirksam wegen ihrer für den damaligen seemännischen Ausbildungsstand zu großen Kompliziertheit. Das Problem der Entwässerung von Bergwerken kann jedoch nicht endgültig gelöst werden: es fehlen Pumpen mit großer Leistung. Die stärkere Verwendung von Wasser-

und Windkraft kann diese Lücke langfristig nicht beheben. Das große Wasserradsystem für die Springbrunnen von Versailles ist hierfür ein Beispiel: zu einem astronomischen Preis wurde es im 17. Jahrhundert erstellt und hatte eine für die damaligen Verhältnisse enorme Leistung von (nur) 85 PS. Das Prinzip der leistungsfähigeren Turbine war zwar recht früh bekannt: sie konnte mangels geeignetem Material nicht realisiert werden. Erst die leistungsfähigen
Dampfmaschinen konnten dieses Problem lösen, nämlich an jedem beliebigen Ort genügend Energie produzieren zu können.
In den Städten werden zunehmend neue Organisationsformen der materiellen Produktion eingeführt. Durch Handel zu Geld gekommene Familien (die bekanntesten sind die Fugger und die Welser in Augsburg) führen – zunächst bei den Webern – das „Verlagssystem“ ein: sie beliefern die Weber mit Rohstoffen und kaufen deren Fertigprodukte. Lässt das Verlagssystem den eigentlichen Produktionsvorgang unverändert, so entsteht die *Manufaktur* durch zunehmende Spezialisierung aus der handwerklichen Werkstatt. Die Arbeitsproduktivität wird durch Arbeitsteilung erheblich gesteigert. Manufakturen zählen unter diesem Gesichtspunkt zu dem Bereich der Produktivkräfte. Allerdings herrschen in Manufakturen vorwiegend kapitalistische Produktionsverhältnisse, etwa auch deshalb, weil neue Produktionsinstrumente teuer sind.
Der *Adel*, vor allem der kleinere und mittlere, ist gegen Ende des Mittelalters funktionslos geworden. Mit der Änderung der Waffentechnik verliert die schwere Kavallerie (Ritter) auch in Kriegen ihre Bedeutung. Dem steigenden Luxusbedürfnis stehen keine wachsenden Einnahmen mehr zur Verfügung. Als Folge entstehen Raubrittertum und Bauernlegerei zur Finanzierung des nur noch parasitären Daseins des Adels.
Wucher- und Handelskapital andererseits beteiligen sich ebenfalls an der Verschlechterung der Situation der Bauern und sind verantwortlich für das Entstehen plebejischer Schichten in den Städten. Diese wachsenden Widersprüche entladen sich in verschärften Klassenkämpfen. Insofern die Stoßrichtung Feudaladel und reicher Klerus ist, entsprechen diese Kämpfe den Interessen des Bürgertums, das bis zur Eindämmung der Macht der herrschenden Klasse des Feudalismus teilweise Bündnisse mit den Bauern eingeht. Die erste der „drei großen Entscheidungsschlachten des Bürgertums“ (Engels), die Reformation in Deutschland und – damit verbunden – der Deutsche Bauernkrieg, finden statt (die anderen beiden „Entscheidungsschlachten“ sind die Revolution in England 1648 und die Französische

Revolution). Da die Feudalherrschaft ideologisch abgesichert ist durch die Kirche, ist jedes Aufbegehren gegen die politische und ökonomische Lage verbunden mit einem Protest gegen die Amtskirche; andererseits hat dadurch jede antireligiöse geistige Bewegung eine antifeudale politische Stoßrichtung. Die Kirche antwortet mit der Inquisition.
Die skizzierte ökonomische Entwicklung ist keineswegs überall in Europa gleichmäßig. Es ist im Gegenteil eine Wanderbewegung festzustellen (die etwa durch Erschöpfen der natürlichen Ressourcen, aber auch durch geographische Entdeckungen verursacht ist). Im 15. und 16. Jahrhundert ist Oberitalien das am weitesten fortgeschrittene Gebiet (Burke 1986). Durch den Fernhandel werden Portugal und später die Niederlande und England zu wichtigen Zentren. Die ökonomische Entwicklung spiegelt sich in der politischen Entwicklung.

Zwar nicht als radikaler Wechsel, immerhin mit deutlich spürbaren Veränderungen geschieht der Übergang zur Neuzeit. Man hat den Begriff der „Allgemeinen Krise“ vorgeschlagen, um die Endphase einer Produktionsweise – hier: des Feudalismus – und das Aufkeimen der neuen Produktionsweise – hier: des Kapitalismus – zu beschreiben. Solche Allgemeinen Krisen zeigen sich dort, wo Marx zufolge die alten Produktionsverhältnisse in Widerstreit zu der Entwicklung der Produktionskräfte geraten. Diese Widersprüche äußern sich geistig, kulturell, sozial, politisch. In politischer Hinsicht sind es die Bauernkriege und frühbürgerlichen Revolutionen, ist es die Reformation und Gegenreformation, ist es der 30-jährige Krieg. Manufakturen entstehen, z. T. auf feudaler, z. T. jedoch bereits auf der Basis bürgerlichen Kapitals. Politisch entsteht der „aufgeklärte Absolutismus“ als Zwischenschritt zur Machtübernahme des Bürgertums in den Revolutionen in England und Frankreich. Im Hinblick auf die Produktionskräfte ist es im Wesentlichen eine Zeit der Verbreitung der Errungenschaften des Mittelalters. Dominant wird im Wirtschaftsleben allmählich das Bürgertum, wird insbesondere der Handel und das Kaufmannskapital – und damit die Durchsetzung der Ware-Geld-Beziehung (Braudel 1986).
Im Hinblick auf den entwickelten Kapitalismus des späten 19. und 20. Jahrhunderts ist es die Zeit der beginnenden „ursprünglichen Akkumulation“, also der ausgesprochen brutalen Phase, die Mittel für die Erstausstattung der industriellen Gesellschaft zusammenzuraffen. Braudel (1986) verwendet zur Kennzeichnung dieser Zeit des Frühbürgertums bereits die Begriffe „Kapital“, „Kapitalist“ und „Kapitalismus“, und er erläutert ihre Begriffsgeschichte (ebd., S. 248 ff.). In Kürze: Etymologisch geht diese Begrifflichkeit auf das lateinische „caput“

(Haupt) zurück. Im 12. und 13. Jahrhundert sind Warenbestand und Geldmasse damit gemeint, später das „Kapital einer Handelsgesellschaft“. Im 18. Jahrhundert bahnt sich allmählich der Gebrauch an, den Marx systematisch entwickelt: Kapital als Produktionsmittel. Die Zeit vom Mittelalter zur Neuzeit ist die Zeit der Durchsetzung der drei großen gesellschaftlichen Arbeitsteilungen: Hand- und Kopfarbeit, Mann und Frau, Stadt und Land (Haug 1978, 83 ff.). Arbeit setzt sich zunehmend als *Lohnarbeit* durch, sie wird also zur Ware, womit der Doppelcharakter: Herstellung von Gebrauchswerten und Herstellung von Tauschwerten, so wie er sich bereits im Handwerk des Mittelalters angebahnt hat (s.o.), mehr und mehr durchsetzt.

In der Kulturgeschichte ist dieser Übergang häufig beschrieben worden:

„Daher nahm um 1300 die Kunst, Lebensverhältnisse räumlich zu erfassen, die Kunst der Maler und Bildhauer – eine, wie wir heute sagen würden, Wende zum „Realismus“. Den Menschen fiel es wie Schuppen von den Augen. Die Künstler begannen, plausibel festzuhalten, was sie sahen, und sich dabei aller zu Gebote stehenden Darstellungstechniken zu bedienen. Da die Malerei über das größte Arsenal solcher Techniken verfügte, erlangte sie allmählich eine Vorrangstellung unter den Künsten – es entstanden die ersten Bildnisse intimer Szenen“. (Duby in Ariès/Duby 1990, Bd. 2, 12).

Duby beschreibt, wie sich die oben erläuterte Hinwendung zum Individualismus auch an der Herausbildung von Intimität, in der Privatheit des Hauses zeigt. Es entwickelt sich – mit der Ausbreitung des Geldes – eine neue Vorstellung des Eigentums.
Nachdem bereits Petrarca die Gestaltungsnotwendigkeit seines Lebens als kulturelle Aufgabe des Individuums – Anfang des 14. Jahrhunderts – erkannt hat, wird das private Schreiben über Privates mehr und mehr üblich (vgl. die Studien von Misch; siehe auch Braunstein in Ariès/Duby 1990, 497 ff.). Die Portraitkunst erlebt einen Aufschwung. Und es sind nicht mehr bloß Typen, sondern lebendige Einzelwesen, die gemäß dem „Realismus“ dieser Zeit wiedergegeben werden. Und es sind längst nicht mehr die Großen aus Politik und Kirche, sondern Bürger und – immer wieder – die Künstler selbst. Albrecht Dürer (1471–1528) ist hier – neben den großen Italienern – zu nennen, der immer wieder seine neu erlernten und erarbeiteten Techniken an der Selbstdarstellung erprobt.
Im Hinblick auf das Menschenbild ist – ebenso wie bei der Gesellschaft – eine Dynamisierung festzustellen: Der einzelne Mensch und die Gesellschaft haben eine *Geschichte* (Heller 1982;

7). Und diese Geschichte wird so erlebt, dass sie als „Gemachte“ erkannt und schließlich als Gestaltbare verstanden wird.

Der Mensch wird als entwicklungsfähig erkannt: Das Bild des uomo universale entsteht. Und dieser uomo universale ist vielseitig, ist gerade nicht einer einheitlichen Norm unterworfen, muss vielmehr mit sich selbst ringen für das richtige Handeln. Heller (ebd., 78) spricht von den vier großen Vollendern der Renaissance, die dieses Ringen in ihrem Werk und ihrer Person repräsentieren: Machiavelli, Montaigne, Bacon und Shakespeare. Erst dort, wo Handlungsspielraum ist, ergibt sich die Entscheidungsnotwendigkeit, ergibt sich die Möglichkeit von Ethik und Moral. Dies zeigt dann auch den engen Zusammenhang zentraler Themen der modernen Philosophie und Humanwissenschaften: *Autonomie* der Entscheidungen setzt die *Freiheit* der Person voraus, beide Begriffe werden zunehmend bedeutungsgleich. Daraus ergibt sich die persönliche *Verantwortlichkeit* für die getroffenen Entscheidungen. „Freiheit“ bedeutet also auch eine Belastung des Einzelnen. Dies aber ist es, was die *Würde des Menschen* auszeichnet. Pico della Mirandola war vielleicht der wichtigste Renaissancedenker, der dies – freilich in religiöser Verpackung – so formuliert hat: Demzufolge sagt Gott zum Menschen: „Du bist durch keinerlei unüberwindliche Schranken gehemmt, sondern Du sollst nach Deinem eigenen freien Willen, in dessen Hand ich Dein Geschick gelegt habe, sogar jene Natur Dir selbst vorherbestimmen.“ (vgl. Cassirer 1974). Arendt wird später in ihrer politischen und systematischen Philosophie diesen Gedanken in den Mittelpunkt stellen und hieraus ihre Systematik der „Vermögen“ Denken – Wollen – Urteilen ableiten (vgl. Breier 1991).

Ein Thema in diesem Kontext, freilich ein folgenreiches Thema bis heute, ist der Zusammenhang von Gemeinnutz und Eigennutz (Schulze 1987). Die mittelalterliche Gesellschaft war eine Ständegesellschaft, in der Gemeinnutz der „zentrale politische Begriff des (...) Staatsdenkens“ war (Schulze, ebd. 11), freilich nicht – so wie es heute die Kommunitarismus-Diskussion nahelegt – als individuelle Wertentscheidung zugunsten des Ganzen, sondern vielmehr als unreflektierte Grundüberzeugung, dass der Einzelne nur als Teil eines Ganzen denkbar ist. So gesehen musste in der Tat dieses Konzept von Gemeinnutz überwunden werden, bevor es als bewusste Norm wieder in Kraft gesetzt werden konnte. Die Gegenbewegung gegen das mittelalterliche Gemeinschaftsdenken ist daher zunächst einmal das Denken in Kategorien des Besitzindividualismus, des wohlverstandenen Eigennutzes. Die ausgefeilteste Theorie hierzu stammt konsequenterweise von einem

Moralphilosophen, der vor seinem Hauptwerk, in dem er eine Theorie des modernen Kapitalismus begründet: den „Wohlstand der Nationen“ (1776), zuerst eine „Theorie der ethischen Gefühle“ (1759) verfasst hat. Die Rede ist von Adam Smith. „Eigennutz“ ist in dessen klassischer Formulierung „das gleichmäßige, fortwährende und ununterbrochene Streben des Menschen nach besseren Lebensbedingungen“ als „Ursache und Quelle öffentlichen Wohlstandes“ (Smith 1978, 283), wobei eine „unsichtbare Hand“ auf wundersame Weise dafür sorgt, dass über die Verfolgung des Eigennutzes auch das Gesamtwohl optimiert wird.

Dieser Gedanke ist quasi das zentrale Glaubensbekenntnis des Wirtschaftsliberalismus bis in die heutige Zeit, woraus dieser folgert, dass der Staat und alles, was sonst noch den „freien Markt“ behindern oder regulieren könnte, stets das optimale Entwicklungsziel durch derartige Eingriffe nur verfehlen lässt: Der ungebremste Eigennutz, so haben selbst wirtschaftsmathematische Modelle „bewiesen“, ist zugleich die beste sozialpolitische Maßnahme. Erst im Jahre 1998 hat mit Sen ein Wohlfahrtsökonom den Wirtschaftsnobelpreis u. a. dafür erhalten, dass er – ebenfalls mathematisch – hat nachweisen können, dass auch bei einem Sozialstaat, also einem organisierten „Altruismus“, Volkswirtschaften ein Optimum erreichen können.

Das Bekenntnis zum Eigennutz ist eng verbunden mit größeren Verhaltensspielräumen des Einzelnen außerhalb korporativer Gesellschaftsordnungen. Es steht in enger Beziehung zur Entwicklung des Privateigentums und des Rechts, das dieses Eigentum zu schützen hat. „Person“ ist daher nicht bloß ein theologischer Begriff, sondern spielt in der Entwicklung der Geschichte des (bürgerlichen!) Rechts eine entscheidende Rolle: nämlich als Trägerin „unveräußerlicher Rechte“, so wie es die Menschenrechts- und Unabhängigkeitserklärungen im späten 18. Jahrhundert bis heute gültig formulieren.

Dieser Eigennutzgedanke kann – wie alle Zentralbegriffe und wie eingangs am Beispiel von „Individualität“ gezeigt – auf lange Diskurse in der Philosophie zurückblicken, insbesondere dann, wenn man ihn in Verbindung bringt mit Konzepten der Selbstliebe oder Selbstsorge. Dann ist man sofort bei Subjekt-Konzepten aktueller Entwürfe zur Lebenskunst (Schmid 1998, 239 ff.), die hier an die letzten Studien von Foucault zur antiken Selbstsorge anknüpfen. Ich erinnere zudem an das im Abschnitt über die Philosophie der Persönlichkeit erwähnte „vernünftige Selbstinteresse“ (Sturma 1997, 361), das zeigt, dass eine einvernehmliche Lösung des Problems zwischen sozialem Bezug und Selbstbezug schwierig und eng

verbunden ist mit der Frage, ob die Gesellschaftlichkeit des Individuums gleich bei der Konstitution von Individualität mitgedacht oder erst später eingeführt wird.
Nicht uninteressant ist an dieser Stelle die Motivation von Agnes Heller, sich 1964/65 ausgerechnet mit dem Renaissance-Menschen zu befassen. In der Gruppe ungarischer Reform-Kommunisten um Lukacs wurde die Auseinandersetzung darüber geführt, wie man den Irrweg eines kommunistischen Kollektivismus verlassen und gleichzeitig jenen Marxismus wieder gewinnen kann, der das sinnvolle Leben in einem wohlverstandenen Individualismus als soziale Utopie hat denkbar werden lassen (Heller 1982, 513 ff.). Die Allseitigkeit der Entwicklung der Persönlichkeit des Lebens und der Geschichte, die Einheit von Sinnlichkeit und Verstand, das Ringen um eine gesellschaftliche Ordnung, die die Entwicklung eines solchen Menschenbildes ermöglicht oder gar unterstützt, in der Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit gleichermaßen zu ihrem Recht kommen: diese emanzipatorische *bürgerliche* Utopie hat in der Renaissance ihren Ausgangspunkt. Dies ist letztlich auch der systematische Grund für diese historische Betrachtung im vorliegenden Text. Heller (1988) setzt ihre Studien später mit einer Philosophie des Alltagslebens fort. Hellers zentrales Ziel: das *sinnvolle Leben*. Dieses ist dadurch bestimmt, dass

„derjenige, der es führt, seine Welt zu einer Welt für uns (gestaltet), indem er sie – und damit uns – ständig verändert. Das Individuum mit sinnvollem Leben ist kein Moralist, kein Nomade, sondern eine sich entwickelnde Größe ...“ (ebd., 318).

Am Beispiel von Comenius kann man zeigen, wie dieser Renaissance-Gedanke zur Begründung einer Pädagogik führt, die als Hebel der Gesellschaftsentwicklung betrachtet wird. Zugleich zeigt diese Fallstudie, wie sehr die Formulierung des Neuen auf herkömmliche Denkweisen angewiesen war: zum Teil, weil es keine anderen Möglichkeiten der Formulierung gab, z. T. aber auch deshalb, weil es lebensgefährlich war, Neues ganz ungeschminkt zu formulieren. Die Denkweise von Comenius ist dabei nicht bloß interessant, weil er der bedeutendste Pädagoge dieser Zeit ist, sondern weil er sich mit dem zentralen Problem (Einzelnes/Allgemeines; Theorie/Praxis; Begründbarkeit von Wissen zwischen Glaube und Vernunft etc.) herumschlagen muss (vgl. Fuchs 1984b, 2.1).

6. Der Humanismus in der Renaissance

In diesem Teil sollen historische Erscheinungsformen des Humanismus thematisiert werden. Es geht dabei um folgende Fragen: Was wurde jeweils unter Humanismus verstanden? Wo sind solche Ansätze entstanden und was waren die Gründe dafür, dass ein entsprechendes Denken und Handeln entstanden ist? Wogegen wandte sich der jeweilige Humanismus und welches waren die Ziele, die Menschen, die man ihm zurechnet, verfolgten? Nicht zuletzt geht es um die Frage, was von unterschiedlichen historischen Ansätzen eines Humanismus bis heute geblieben ist. Es ist dabei die oben bereits angedeutete und später noch zu vertiefende Kritik am Humanismus zu berücksichtigen (siehe Fuchs 2022a).

Allerdings können nur einige Schlaglichter auf das Thema „Humanismus“ geworfen werden. Denn zum einen muss man die Vieldimensionalität des Humanismus berücksichtigen, so wie sie in der obigen Definition angesprochen wurde, dass er nämlich als eine kulturelle Bewegung, ein Bildungsprogramm, eine Epoche, eine Tradition, eine Weltanschauung, eine Form praktischer Philosophie, eine politische Grundhaltung und ein Konzept von Barmherzigkeit verstanden werden kann, wobei sich seine Tradition in einer europäischen Perspektive bis in die griechisch-römische Antike zurückverfolgen lässt. Forschungsprojekte der letzten Jahre haben zudem humanistische Traditionen in anderen Weltregionen verfolgt.

Der Münchner Altphilologe Wilfried Stroh („Valahfriedus“), der sich mit originellen Ideen darum bemüht hat, Latein als lebendige Sprache zu präsentieren, beginnt seine Darstellung über den „Ursprung des Humanitätsdenkens in der römischen Antike“ (2006) mit einem Hinweis auf aktuelle Funde: So stieß er im Münchner Telefonbuch auf den Verein „Humanitas e.V.“, der ausländische Arbeitnehmer betreute. Auch andere Funde wiesen darauf hin, dass es sich bei der Verwendung entsprechender Begriffe um Rücksichtnahme auf andere, auf Schwächere handelt. Man spricht von einem „humanitären Korridor“ in einem Kriegsgebiet, über den Menschen, die eigentlich durch internationale Konventionen vor Kriegshandlungen geschützt sein müssten, sicher fliehen können.

Diese aktuelle Verständnisweise findet sich offenbar auch bei der ursprünglichen römischen Bedeutung des humanitas-Begriffs, nämlich die Überwindung von Brutalität und Rohheit. Wolfgang Stroh schlägt dabei einen Bogen von den Ausführungen des in diesem Zusammenhang wichtigen Politikers und Philosophen Cicero bis zu seinen aktuellen Funden: „So steht also am Anfang der römischen *humanitas* – überraschender Weise – eben

dasjenige, was uns auch heute im ganz landläufigen Verständnis als „Humanität“ gilt: Menschlichkeit im Sinne von „Humanitas e.V.“ und der „Lebenshilfe für geistig Behinderte“. (11)

Allerdings zeigt die Geschichte, dass der Mensch immer wieder gravierend gegen diese Ziele und Werte verstößt. So beginnt der Philosoph Volker Gerhardt (2019) eine systematische Analyse des Humanitätsbegriffs mit den folgenden Fragen:

„Was ist das für ein Wesen, das sich nicht nur durch unablässige Missachtung seiner Nächsten selbst verächtlich macht, und es auch nicht dabei belässt, sein Leben durch Verbrechen und Kriege zur Hölle zu machen? So hat man noch bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts gefragt. Nun aber kommt das Unverständnis hinzu, wie der Mensch, der Wert darauflegt, animal rationale und homo sapiens genannt zu werden, so leben kann, dass er bald nichts mehr zu leben hat? Und was macht es dem Menschen, der sich so viel auf sein Mitgefühl zugutehält, möglich, so gleichgültig, ja so schändlich mit anderen Lebewesen umzugehen? Und wie können wir uns erklären, dass er bei einer so geringen genetischen Differenz zu den anderen Tieren in eine derart dominante, sie alle gefährdende Stellung gelangen konnte?“ (11)

Auf die Analyse von Volker Gerhardt und auf die Antworten, die er auf diese kritischen Fragen gibt, werde ich noch zurückkommen. Bedeutsam ist hierbei, dass er von Möglichkeiten spricht: Der Mensch kann sich entscheiden, wie er handeln will.

Zum Streit über die Renaissance und den Humanismus

Die Renaissance ist eine gut erforschte Zeit, denn es gibt eine Vielzahl von Entwicklungen in den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Bereichen, in denen die mit der Renaissance erfasste Zeit eine wichtige Rolle spielt. Dasselbe gilt für den Humanismus. Mit diesem großen und vielfältigen Interesse ist allerdings verbunden, dass es zahlreiche kontroverse Diskussionen gibt. So schreibt der renommierte Renaissanceforscher Paul O. Kristeller (1980, II):

„Wie die Renaissance selbst, so ist auch der Humanismus seit Jahren ein Gegenstand lebhafter Debatten, die noch lange nicht zu allgemein akzeptierten Schlüssen geführt haben. Einmal ist jeder Historiker geneigt, aus einem vielfältigen Phänomen nur das zu wählen und zu betonen, was zu seinem eigenen Fach gehört oder seiner eigenen Weltanschauung entspricht. Der Humanismus gehört aber in die Literaturgeschichte, in die Geschichte der Philosophie, der klassischen Philologie, der Geschichtsschreibung, der politischen Theorie, der Geographie und noch vieler anderer Disziplinen. Keine dieser Teilhistorien kann dem

Humanismus als Gesamtphänomen gerecht werden, und einige wesentliche Aspekte des Humanismus, wie sein Beitrag zur neulateinischen Literatur oder zur Rhetorik, kann leicht ganz unter den Tisch fallen, weil heute keine akademische Disziplin diesen Beitrag als Teil ihres eigenen Stoffes in Anspruch zu nehmen geneigt ist.“ (245)

So gibt es den häufiger betonten Tatbestand, dass viele Schriften und Dokumente aus dieser Zeit noch gar nicht erfasst und ausgewertet sind. Dies gilt selbst für Italien, das eine zentrale Rolle in der Renaissance spielt, wobei in den letzten Jahren verstärkt darauf hingewiesen wird, dass es beides, eine Renaissance und einen Humanismus, auch in anderen Teilen Europas und außerhalb Europas gegeben hat (siehe etwa Burke 1998). Die monumentale Studie „Der Morgen der Welt“ von Bernd Roeck (2017) spannt nicht bloß einen Bogen, der zeitlich mit der griechisch-römischen Antike beginnt (wie das auch andere Arbeiten tun), der Autor beschreibt auch Entwicklungen in Indien, Japan und China und berücksichtigt insbesondere die Entwicklungen und den Einfluss islamischer Staaten auf die europäische Renaissance. Dies ist insbesondere deshalb wichtig, weil damit zum einen der eurozentrische Blick überwunden und gleichzeitig verdeutlicht wird, dass man politische, ökonomische, kulturelle und soziale Entwicklungen, die man der Renaissance zuschreibt, nur in ihrer historischen Genese unter Berücksichtigung der Vorläufer und in ihrem Austausch mit Prozessen in anderen Regionen der Welt verstehen kann.

Diese Vielzahl von Dimensionen und Aspekten und die Relevanz dieser Zeit für unterschiedliche wissenschaftlichen Disziplinen gehören zu den Ursachen dafür, dass es zahlreiche Kontroversen und Streitigkeiten gibt. Eine erste Kontroverse besteht bereits in der Frage der zeitlichen Abgrenzung. Paul Kristeller geht in seinen Studien von dem Zeitraum von 1300-1600 aus. Eine Legitimation zumindest für das Anfangsdatum kann man in dem Geburtsjahr von Petrarca (1304) sehen, dessen Bedeutung (oft zusammen mit seinem Freund Boccaccio genannt) nicht bestritten wird. Aus Gründen, auf die ich später eingehen werde, gilt Petrarca bei vielen als „erster moderner Mensch“.

Allerdings weisen Historiker des Mittelalters darauf hin, dass das lange Zeit relevante Narrativ von einem düsteren Mittelalter, in dem praktisch in keinem der Gebiete irgend ein Fortschritt erzielt worden ist, wo man sogar Errungenschaften, Erkenntnisse und Denkweisen der griechischen und römischen Antike vergessen hat, eine interessensbedingte Etikettierung war, die der realen Entwicklung nicht gerecht wird. So spricht man von einer Revolution im

zwölften Jahrhundert (Moore 2001), man spricht vom Mittelalter als einer Zeit der Vielfalt und der Entstehung Europas (Borgolte 2002) und erinnert an wichtige Erfindungen und Entwicklungen, die im Mittelalter stattgefunden haben. Nicht zuletzt wird auf die theoretischen Leistungen der scholastischen Philosophie und Theologie hingewiesen, auf die sich auch die Intellektuellen und Denker der Renaissance noch lange Zeit berufen haben (vgl. Habermas 2019).

Insgesamt muss man sehen, dass die Epochenunterteilung Antike-Mittelalter-Neuzeit zum einen bestenfalls in einer europäischen Sichtweise relevant ist, zum anderen kann die Suggestion klarer Abgrenzungen leicht widerlegt werden. Denn es geht um lang anhaltende Prozesse in unterschiedlichen Bereichen, die sowohl in regionaler als auch in zeitlicher Hinsicht sehr verschieden ablaufen. Man muss zudem sehen, welche dieser Etikettierungen überzogene Selbst- bzw. Fremdbeschreibungen aufgrund bestimmter Interessen waren.

So gab es in der Tat bei vielen Intellektuellen der Renaissance ein starkes Bewusstsein des Wandels und der Erneuerung. Allerdings war der Begriff der Wiedergeburt („Rinascimento“) schon längere Zeit im Gebrauch. In der jüngeren Kulturgeschichte spielt insbesondere das Werk „Die Kultur der Renaissance in Italien“ des Baseler Kulturhistorikers Jakob Burckhardt (2007, zuerst 1860) eine wichtige Rolle, das die Eigenständigkeit der historischen Epoche der Renaissance behauptet.

Ein weiteres ist zu bedenken. Auch dann, wenn man die vielfachen Errungenschaften und Entwicklungen in der betrachteten Zeit respektiert – Friedrich Engels sprach etwa von „Riesen an Denkkraft und Gelehrsamkeit“ – muss man sehen, dass es zwar einen sich intensivierenden Austausch zwischen Gelehrten aus unterschiedlichen europäischen Regionen (auf der Basis der gemeinsamen Sprache Latein) gegeben hat, der sich durch die Umstellung von Pergament auf Papier (im späten 13. Jahrhundert) und schließlich durch die Erfindung des Buchdrucks (1450) intensiviert hat. Neben der Pflege des Lateins und später des Griechischen pflegten einige der humanistischen Gelehrten und Intellektuellen zunehmend die Landessprachen. Und obwohl der Bereich der Bildung und Erziehung ein wichtiges Betätigungsfeld humanistischer Gelehrter war (siehe Hammerstein 1996, v. a. den Beitrag von August Buck: Der italienische Humanismus), blieben die Diskurse auf einen kleinen Kreis entsprechend ausgebildeter Menschen begrenzt. Die Rede von einem neuen Denken, das in der Renaissance zu finden ist, darf zudem nicht verdecken, dass die

intellektuellen Größen dieser Zeit noch stark in mittelalterlichen Traditionen steckten, in denen sie ausgebildet worden sind. Zudem änderte sich das Alltagsleben und -denken der übrigen Bevölkerung bis weit ins 18. Jahrhundert kaum (Dülmen 1999).

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass Paul Kristeller (1980) den Einfluss humanistischer Denker sehr stark auf das Philologische begrenzt:

„Dieser Einfluss des Humanismus auf die anderen Wissenschaften war gewiss von Bedeutung, aber er wirkte sich nicht auf den Gehalt oder die Substanz der mittelalterlichen Traditionen in diesen Wissenschaften aus. Denn die Humanisten, die auf jenen anderen Gebieten Dilettanten waren, hatten nichts anzubieten, was deren traditionellen Gehalt und Stoff ersetzen konnte." (Bd. I, 95; Kristeller bezieht sich auf Leistungen im Bereich der Jurisprudenz, der Medizin, der Mathematik, der Theologie und der Philosophie).

Dieser negativen Bewertung widerspricht der Philosoph Thomas Leinkauf (2020): Kristeller sehe in dem Renaissance-Humanismus vor allem die Durchsetzung eines neuen Disziplinenkanons: den studia humanitatis, die er sehr stark von der eigentlichen Philosophie absetze. Leinkauf:

„Problematisch bleibt die für Kristeller typische Absetzung des Humanismus von der Philosophie, der hier emphatisch widersprochen werden soll." (18)

Leinkauf definiert den Humanismus dagegen umfassender:

„Humanismus ist eine intellektuelle Disposition, die aus dem Umgang des Ich mit sich selbst entsteht, die dieses Ich als eine Individualität und als ein reflexives Einzelseiendes (ens singulare, ens individuale) versteht, das die ganze Breite der Wirklichkeit in sich spiegelt und das dieses Reflexions- und Spiegelungsverhältnis insbesondere – aber nicht nur (wie man an der Kunst sehen kann) – als ein sprachlich vermitteltes erlebt." (Ebd.)

In diesem Sinne behandelt er in seiner Geschichte des Humanismus und der Renaissance zwar zentral und umfassend die Themen Sprache und Poetik, er geht allerdings auch auf die Themenfelder Ethik, Politik, Geschichte und Schönheit und Liebe ein und weist darauf hin, dass auch die Naturphilosophie hätte ausführlich gewürdigt werden müssen.

Insgesamt wird deutlich, dass sich der Begriff der Renaissance auf eine bestimmte Epoche bezieht (wobei hierbei zu berücksichtigen ist, dass der Renaissancebegriff auch für andere Zeitabschnitte – etwa im Hinblick auf die „karolingische Renaissance" – verwendet wird), wohingegen der Humanismus eine bestimmte Denkhaltung und damit verbundene Praktiken erfasst. Man wird sehen, ob und wie der Humanismus in einer bestimmten Zeit (wie hier in

der Renaissance) zu Einsichten und Ergebnissen führt, die über diese Zeit hinaus Bestand haben.

Zum gesellschaftlichen Kontext

Geistige Entwicklungen und gesellschaftliche Mentalitäten entstehen nicht im luftleeren Raum. Bereits Hegel formulierte, dass Philosophie ihre Zeit in Begriffen erfasse. Doch wie erfasst man eine Zeit, deren wesentliches Charakteristikum der Wandel ist? Es gibt dabei nicht bloß einen näher zu beschreibenden Wandel im Denken und in Mentalitäten von Menschen, sondern dieser geistige und kulturelle Wandel bezieht sich auf *reale* Veränderungen im Wirtschaften, in der Politik, im sozialen Zusammenleben.

Der Historiker Bernd Roeck (2017) benötigt für die Darstellung der Geschichte der Renaissance über 1300 Seiten. Auf die Besonderheit dieses Buches, die Aufmerksamkeit nicht bloß auf die italienische Renaissance zu richten, sondern europäische Entwicklungen mit zu berücksichtigen und die europäische Entwicklung in Beziehung zu setzen mit Entwicklungen außerhalb Europas, habe ich bereits hingewiesen. Doch auch bei diesem umfangreichen Band muss man feststellen, dass wirtschaftsgeschichtliche Fragen nur wenig thematisiert werden. Andere historische Darstellung der Renaissance legen ihren Schwerpunkt auf die politischen „Haupt- und Staatsaktionen“ (so etwa Diwald 1982) oder sie konzentrieren sich auf eine reine Kulturgeschichte (Hay 1967). Ein materialistischer Ansatz, wie ihn etwa Frederick Antal (1958) realisierte, indem er mit einer ausführlichen Darstellung der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Geschichte begann, stößt heute zwar nicht mehr auf dieselben ideologischen Widerstände wie zur Zeit der Veröffentlichung des Buches, doch ist ein solches Vorgehen noch längst nicht Standard der Geschichtsschreibung. Dabei ist gerade die dynamische Entwicklung der Künste in der Renaissance nicht zu verstehen, wenn man nicht gleichzeitig die Rolle des Frühkapitalismus und seiner bürgerlichen Träger, die Rolle der großen bedeutenden politischen, ökonomischen und kulturellen Metropolen (Mailand, Florenz, Venedig, Rom und anderen) und ihre Auseinandersetzungen um Macht und Einfluss berücksichtigt.

Damit werden erhebliche Verschiebungen im Sozialgefüge in den Blick genommen, wie etwa die wachsende Bedeutung von Sozialfiguren wie dem Kaufmann und Bankier (siehe etwa den entsprechenden Artikel von Alberto Tenenti in Garin 1996). Es waren Menschen aus dem

Bürgertum, die in städtischen Republiken wie Venedig oder Florenz zu Macht und Reichtum kamen und die zugleich als Mäzene und Finanziers als Auftraggeber für die Künstler und als Arbeitgeber für die Humanisten fungierten. Bei der Darstellung der Renaissance und des Humanismus müssen also gleichermaßen Kultur-, Kunst-, Wirtschafts-, Sozial-, Alltags- und politische Geschichte berücksichtigt werden.

An dieser Stelle können lediglich einige Schlaglichter auf entsprechende Entwicklungstendenzen und Ereignisse geworfen werden. Eine Möglichkeit, entsprechende Impulse zu sortieren und zu ordnen, besteht in der Anwendung des von dem amerikanischen Soziologen Talcott Parsons im 20. Jahrhundert entwickelten AGIL-Modells. Dieses Modell unterscheidet die vier Subsysteme Ökonomie (A), Politik (G), Soziales (I) und Kultur (L; Medien Sprache, Religion, Künste, Wissenschaften), wobei in der Weiterentwicklung dieses Ansatzes durch den deutschen Soziologen Richard Münch (1991) vor allem die Wechselwirkungen zwischen diesen verschiedenen Subsystemen („Interpenetrationen“) von Interesse sind. Das Problem besteht allerdings darin, dass dieses Gesellschaftsmodell für entwickelte moderne Gesellschaften gedacht war. Ein Charakteristikum solcher Gesellschaften ist die zunehmende Ausdifferenzierung der genannten Subsysteme, die es in der mittelalterlichen und feudalen Gesellschaft in dieser Form noch nicht gab. Versteht man die Renaissance als Übergangsgesellschaft vom Mittelalter zur Neuzeit, dann hat man es mit einer sich entwickelnden Gesellschaft zu tun, kann also an dieser historischen Etappe untersuchen und erkennen, dass eine solche Ausdifferenzierung in die genannten Subsysteme und gesellschaftlichen Bereiche sich anbahnt und schließlich auch erfolgt.

Damit ist zugleich ein wichtiges Charakteristikum dieser Übergangsperiode genannt: Es geht um Entwicklung und sogar um Fortschritt, es geht um Bewegung, ganz so, wie es in einigen Standardwerken zu dieser Zeit thematisiert wird. So spricht etwa Agnes Heller in ihrer Studie „Der Mensch der Renaissance“ (1982) von einem „dynamischen Menschen“. Der Aspekt der Bewegung und des Aufbruchs kommt in Buchtiteln wie „Der Morgen der Welt“ (Roeck 2017) oder – bezogen auf die Entwicklung in der Philosophie – „Von der geschlossenen Welt zum offenen Universum“ (Koyré 2008) zum Ausdruck:

„Die traditionale Gesellschaft ist im Vergleich zur neuzeitlich-kapitalistischen eine statische, in sich ruhende Gesellschaft. Ihre Ordnung wird als eine von Gott gewollte, nicht als eine von Menschen geschaffene Realität begriffen. Die herrschenden Normen und Wertvorstellungen sind auf Bewahrung und Kontinuität gerichtet.“ (Bauer/Matis 1988, 15)

Es geht um eine Eroberung und „Unterwerfung der Welt“ (Reinhard 2016). Expansion ist ein Stichwort, und diese Expansion bedeutet in der Realität die Eroberung und Unterwerfung neuer Gebiete unter dem europäischen Einfluss verbunden mit Kolonialismus und Sklaverei (Fuchs 2021a und 2021b, Teil 2). Es geht also um eine Form der Globalisierung, die anders als bei den gleichwertigen und gleichberechtigten Welt-Handelsbeziehungen früherer Zeiten (Marco Polo) Unterdrückung und Ausbeutung bedeutet. Man erinnere sich an die These, dass eine Grundlage des sich entwickelnden Kapitalismus die „ursprüngliche Akkumulation“ (so Karl Marx) war, nämlich die Anhäufung von notwendigem Reichtum für die Finanzierung der Erstausstattung der entstehenden Industriegesellschaft durch eine ökonomische Ausnutzung eroberter Kolonien (vgl. Bauer/Matis 1988). Der Konstitutionsprozess von Europa, so wie er im Mittelalter begann (siehe etwa die mehrbändige Reihe „Europa bauen“ u. a. des Beck-Verlages), wird fortgesetzt. Doch handelte es sich bei diesem Prozess um eine Geschichte der Gewalt (Bartlett 1998). Diese Gewalt ist auch erkennbar an der Vielzahl an innereuropäischen Kriegen und konfliktreichen Auseinandersetzungen zwischen den italienischen Metropolen, zwischen Fürstentümern und Königreichen, zwischen Papst und Kaiser.

Der Historiker Hellmut Diwald (1982) gibt seiner Darstellung der Geschichte der Zeit von 1400-1555 den Titel „Anspruch auf Mündigkeit“ und er schreibt:

„Da berauscht sich der Universalismus der Kirche an seiner eigenen Abendstimmung, und gleichzeitig, weil davon abhängig, individualisieren sich endgültig Staaten, Mächte, Stände. Souveränität wäre aber nicht zu gewinnen gewesen, wenn damals nicht der einzelne seine Befähigung zur Souveränität entdeckt und Anspruch auf Mündigkeit erhoben hätte. Dieses Bewusstsein und diese Selbstsicherheit konnten sich nur entwickeln, weil der Wechsel, das Dynamische schlechthin, konstitutiv für die Selbstverwirklichung des Menschen ist. Im 15. Jahrhundert wird die permanente Veränderung als ein anthropologisches Grundmoment sichtbar. Zum ersten Mal stellt sich die Vermutung ein, ob nicht die Variabilität das einzig Beständige am Menschen sein könnte.“ (13)

Diwald beschreibt die „kontinuierliche Entfaltung der Mündigkeit“ als „Ausgestaltung eines Freiheitskonzeptes (…), das bereits die wesentlichen Bestimmungsmerkmale neuzeitlich-moderner Freiheitsvorstellungen enthielt.“ (150) Diese Entfaltung war allerdings verbunden mit erheblichen kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den unterschiedlichsten Regionen und Gruppierungen. Es änderte sich die Form der Gewalt, etwa durch die Weiterentwicklung von Waffen (auf der Basis des Schießpulvers), wodurch die Sozialfigur des

Ritters für die dann entstehende Kriegsführung nicht mehr funktional war. Es regte sich zudem der Widerstand bislang unterdrückter Gruppen, etwa der Kampf der Bauern gegen für ungerechtfertigt gehaltene Abgabenforderungen der Fürsten (Bauernkrieg 1524/25). Es gab neue Kriegsursachen durch die Aufspaltung des Christentums in der Folge der Reformation. In die Zeit der Renaissance fiel der 100-jährige Krieg zwischen Frankreich und England, der immerhin mit Jeanne d'Arc (Johanna von Orleans) überraschend eine Heldin und (später) eine Heilige hervorbrachte. Ein Wunder war es in der Tat, dass eine junge Frau, eigentlich noch ein Mädchen, als Führerin eines Heeres von mehreren 1000 Soldaten und Rittern akzeptiert wurde und diese Truppen oft zu einem unerwarteten militärischen Erfolg führte.

Auch große Geister der Renaissance spielten bei diesen Kriegen eine wichtige Rolle. Sie lieferten durch ihre Art der Geschichtsschreibung nicht nur Legitimationen für ihre jeweiligen Fürsten und Auftraggeber, sie wirkten – wie etwa Leonardo da Vinci – als geniale Ingenieure unmittelbar an der Entwicklung neuer Waffentechniken mit.

Es gab allerdings auch noch weitere historische Triebkräfte. Der Philosophiehistoriker Thomas Leinkauf (2020) spricht von „Irritationen", die für die Unterscheidung von Epochen und speziell der Epoche der Renaissance und des Humanismus relevant sind: Nominalismus und Kontingenz; Pesterfahrung; Kopernikanische Wende und Weltexploration sowie Protestantismus und Glaubensspaltung:

„Diese Irritationen fungieren wie Filter, deren sich übereinanderschiebende mentalitätsgeschichtliche Materiatur das Denken und Handeln über mehr als zwei Jahrhunderte nachhaltig geformt hat – danach, so kann man sagen, ist in Europa nichts mehr so gewesen, wie es vorher war." (20 f.)

Der Nominalismus markiert den Bruch zwischen Sein und Sprache bzw. Begriff, die Pesterfahrung markiert den Bruch zwischen Gesundheit und (unheilbarer) Krankheit, die Kopernikanische Wende und die Weltexploration bedeuten einen Bruch zwischen Bekannt und Unbekannt im Zertrümmern des Geozentrismus und der Erfahrung riesiger unbekannter Räume und Kulturen, der Protestantismus und die Glaubensspaltung schließlich führen zu einem Bruch zwischen (innerlichem, individuellem) Glaubensakt und (äußerlicher, institutioneller) kirchlicher Ordnung (21).

Letztlich lassen sich diese (und andere) Erfahrungen und Prozesse einordnen in ein Geschehen, das man als „Entwicklung und Transformation von Welt- und

Selbstverhältnissen“ (siehe Fuchs 2017) verstehen kann. Im Hinblick auf den Aspekt der Eroberung und der Ausdehnung des Einflussbereichs europäischer Mächte muss man allerdings auch sehen, dass es an der Ostgrenze Europas gerade nicht zu einer Ausdehnung gekommen ist. Das Osmanische Reich eroberte nicht bloß Byzanz, was in kultureller Hinsicht dazu führte, dass geflüchtete byzantinische Gelehrte ihre Kenntnisse des Griechischen und der griechischen philosophischen Literatur nach Italien brachten, wo sie von den humanistischen Gelehrten mit Neugierde und zum Teil mit großer Begeisterung aufgenommen wurden. Die Osmanen eroberten zudem weitere Teile des östlichen Europas, was bis in die Gegenwart – etwa auf dem Balkan – immer wieder zu erheblichen Konflikten geführt hat. Das Zentrum des orthodoxen Christentums wiederum verlagerte sich von Byzanz nach Moskau (als „drittem Rom“).

Man kann diese wenigen Hinweise auf Entwicklungen, die in der Renaissance stattgefunden haben und die diese auch charakterisieren, nunmehr den oben genannten vier Subsysteme zuordnen. Im Bereich der Ökonomie gilt diese Zeit als Frühkapitalismus. Insbesondere entwickelt sich im Norden Italiens neben dem bereits etablierten und globalen Handelskapitalismus eine Form des Finanzkapitalismus. So war das Bankgeschäft das Fundament des Reichtums der Medici in Florenz. Eine Rationalisierung des ökonomischen Handelns wurde dadurch beschleunigt, dass mit der Einführung der doppelten Buchführung ökonomisches Handeln besser überwacht, gesteuert und geplant werden konnte. Mit der Kolonialisierung und Eroberung neuer Gebiete bekam man Zugang zu neuen interessanten Waren und Arbeitskräften (Sklaverei). Die groß angelegten Plantagen der Sklavenhalter gelten aufgrund ihrer Organisationsstruktur als frühe Formen des Fabriksystems. Im Bereich der Politik machte man die Erfahrung, dass eine politische Steuerung von Gemeinwesen auch ohne Adel und Fürsten funktionierte. Florenz, Venedig und andere Stadtstaaten sahen sich in der Tradition der griechischen Polis und erprobten erfolgreich die politische Organisationsform einer Republik. Es entstand zudem am Ende der Renaissance eine neue Form des politischen Denkens. Dabei ist nicht nur an das pragmatisch-rationale Machtdenken eines Macchiavelli zu erinnern, es gab auch rund um den wichtiger werdenden Begriff der Souveränität (Jean Bodin) erste Ansätze eines modernen Staatsrechts. Es verändern sich die Sozialstrukturen in den Gesellschaften, obwohl natürlich noch lange Zeit die Landwirtschaft das wichtigste Beschäftigungsfeld für die Menschen war. Die Pest im 13. Jahrhundert führte allerdings dazu, dass ganze Landstriche in Europa menschenleer wurden.

In besonderer Weise erfasste die gesellschaftliche Dynamik den Bereich der Kultur. Die Kritik an dem Fehlverhalten kirchlicher Würdenträger und überhaupt an der Rolle der katholischen Kirche führte letztlich zur Reformation, die allerdings wieder eine Gegenreformation zur Folge hatte. Es gab kriegerische Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen Parteien, die zum Teil bis heute noch nicht beigelegt sind (Nordirland). Es entwickelten sich Landessprachen und entsprechende Literaturen und es gab erhebliche Veränderungen und Fortschritte im Bereich der Architektur und der bildenden Kunst. Ich komme später darauf zurück.

Die Renaissance als Epoche des Wandels?

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass die Festlegung von Epochengrenzen problematisch ist. Natürlich gibt es gute Gründe dafür, ebenso wie einige Autor*innen die Renaissance auf die Zeit zwischen 1300 und 1600 zu legen. Auf einige wichtige Ereignisse, die in diese Zeit fallen, habe ich bereits oben hingewiesen. Insbesondere fällt in diese Zeit der Jahrhundertwechsel 1500, der für viele Autor*innen den Beginn der Neuzeit markiert. Auch dafür gibt es gute Gründe, denn zu dieser Zeit findet die Reformation statt, es gibt die Bauernkriege, Kolumbus findet zwar nicht einen neuen Seeweg nach Indien, aber er betritt den Boden karibischer Inseln. Der Buchdruck hatte schon einige Jahrzehnte Zeit, Menschen mit preiswerteren Druckerzeugnissen zu versorgen. Es lag auch die Studie von Kopernikus seit einigen Jahrzehnten vor, in der er gute Gründe für das heliozentrische Weltbild lieferte.

Es kommt also bei der Festlegung von Epochengrenzen darauf an, welche spezifischen Entwicklungen und Bereiche man in den Blick nimmt. Zudem ist eine solche Festlegung immer sehr stark von jeweiligen Interessen bestimmt. So hoben die intellektuellen Größen der Renaissance spätestens beginnend mit Petrarca das revolutionäre Neue ihrer Denk- und Arbeitsweise hervor, wobei ihnen durchaus bewusst war, wie stark sie noch in Traditionen der von ihnen überwunden geglaubten Vergangenheit steckten. Es ist etwa in der italienischen Literaturgeschichte als wichtiger Vorläufer Dante Alighieri (1265-1321) und in der bildenden Kunst Giotto di Bondone (1267-1337) zu nennen. Auch war Luther keineswegs der Erste, der Reformen in der katholischen Kirche forderte (ein bis heute aktuelles Problem). Bei vielen Renaissancegrößen ist man zudem zu dem Schluss gekommen, dass sie von ihrer Mentalität und ihrem Habitus her gerade nicht den „neuen Menschen“ verkörperten, sondern Menschen des Mittelalters waren. Dies sagt man zum einen von Martin Luther, man

zählt allerdings mit Kopernikus auch eine zentrale Figur bei der Entstehung der neuen Naturwissenschaft – hier: der Astronomie – dazu. Auch andere Größen der sich entwickelnden modernen Naturwissenschaft – man nannte sie „experimentelle Philosophie“ – hatten keine Probleme, Praktiken anzuwenden, die man eher dem Mittelalter zurechnet. So bestritt der große Astronom Kepler seinen Lebensunterhalt mit der Abfassung von Horoskopen und zog keine scharfe Grenze zwischen Astrologie und Astronomie. Jahrelang kämpfte er zudem um die Freilassung seiner Mutter, die der Hexerei beschuldigt wurde. Die letzte Hexe wurde 1807 (!) in Europa verbrannt (Sallmann 1991). Man praktizierte weiter Alchemie, für die sich auch noch der bedeutende Naturforscher Isaac Newton interessierte. Natürlich kämpfte man für den Wahrheitsanspruch von Wissen und wehrte sich gegen die Einmischung der Kirche, was nicht ausschloss, dass man trotzdem ein gläubiger Christ war (zur Geschichte des Verhältnisses von Glauben und Wissen siehe Habermas 2019). Dies gilt bis in die jüngste Zeit. Prominente Atomforscher wie Werner Heisenberg ebenso wie renommierte Philosophen wie etwa Charles Taylor bekannten und bekennen sich offen zu ihrem Glauben.

All diese Hinweise führen dazu, dass man die Festlegung von Epochengrenzen nicht dogmatisch verstehen darf. So gab es keineswegs das düstere und finstere Mittelalter, das spätere Generationen beschrieben haben. Es gab auch erhebliche Schwierigkeiten bei der Realisierung der vollmundigen Ziele, die man in der Aufbruchstimmung der proklamierten neuen Epoche formuliert hatte. Man muss nur daran denken, wie wenig die Durchsetzung der großen Ziele der Französischen Revolution (Freiheit, Gleichheit Brüderlichkeit/Solidarität) als Versprechungen der Moderne bis heute gelungen ist: Es gibt immer noch in erheblichem Umfang Hunger, Ausbeutung, Unfreiheit und Gewalt auf der Welt und entgegen den Annahmen der 1990er Jahre hat sich eine demokratische politische Ordnung keineswegs überall auf der Welt durchgesetzt. Man kann also aus guten Gründen bestreiten, dass sich der von Hellmut Diwald (1982) verwendete Buchtitel „Anspruch auf Mündigkeit“, mit dem er die Zeit der Renaissance charakterisiert, hinreichend durchgesetzt hätte.

Gegen eine negative Bewertung des Mittelalters wehren sich inzwischen zahlreiche Historiker des Mittelalters. Karl Bosl (1991) spricht von einer „Gesellschaft im Aufbruch“ und diskutiert „das politische Fortleben des Mittelalters in der modernen repräsentativen Demokratie“ (149 ff.). Borst (2001) beschreibt „Lebensformen im Mittelalter“ und zeigt zum einen (unter Bezug auf Otto Brunner),

„daß das soziale Gefüge des Abendlands schon im frühen Mittelalter geschaffen wurde und in tragenden Teilen bis ins 18. Jahrhundert intakt blieb. Der Adel hat es mitgestaltet, aber nie allein beherrscht; vor allem Bauerntum und Fürstentum hielten ihm die Balance.“ (693)

Der Verlag informiert über das Buch „Das Mittelalter – Geschichte und Kultur“ von Johannes Fried (2012) mit den Worten:

„Das Mittelalter war keineswegs eine rückständige, „dunkle“ Epoche. Der renommierte Mediävist Johannes Fried entfaltet ein staunenswertes Panorama von eintausend Jahren europäischer Geschichte. Er schildert die Menschen und Mächte, die Europa zu seiner geistigen und kulturellen Einheit formten, die Freiheit des Bürgers erfanden und auf vielen Feldern, von der Wissenschaft bis zur Entdeckung ferner Länder, in neue Welten aufbrachen.“ (Klappentext)

Robert Moore (2001) beschreibt die „erste europäische Revolution“ und bezieht sich hierbei keineswegs auf revolutionäre Ereignisse während der Renaissance. Es geht ihm vielmehr um die urbane Revolution, also die Entstehung neuer Städte zusammen mit zahlreichen Universitäten, um neue Denkweisen scholastischer Philosophen im Hinblick auf die Erkenntnis der Natur und die Legitimität eines entsprechenden Wissens vor dem 14. Jahrhundert. Er zeigt, wie Philosophen, die später Kirchenväter wurden, heidnische Philosophen wie Aristoteles rezipierten und deren Werke für eine rationale (!) Begründung des Glaubens nutzten. Es gab Denkwege, die zu einer experimentellen Forschung und zur Erkundung der Gesetzmäßigkeit der Natur („Impetusphysik“) führten (so auch Habermas 2019, Band 1, Kap. VI mit seiner Darstellung von Duns Scotus und Wilhelm von Ockham; siehe auch ausführlich Crombie 1977).

Michael Mitterauer (2004) untersucht „mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs“ (so der Untertitel seines Buches) und beginnt mit der Beschreibung der Agrarrevolution des Frühmittelalters, nämlich der Erfindung des Räderpfluges, er beschreibt die Nutzung bislang als Kulturpflanzen ungenutzter Getreidesorten (Dinkel, Roggen, Hafer; alle ursprünglich aus dem Vorderen Orient) und die „Mühlenrevolution“, mit der solche Getreidesorten nunmehr verarbeitet werden konnten. Es gibt eine Durchsetzung der Dreifelderwirtschaft, durch die die Produktivität der Landwirtschaft deutlich erhöht wurde. Allerdings zeigt er auch, dass diese „jüdisch-christliche Unterwerfung der Natur“ (im Anschluss an den Geographen David Landes, 294) auch die Grundlage für die Zerstörung der Umwelt ist, unter der wir heute zu leiden haben (vgl. Fuchs 2022).

Auch in politischer Hinsicht ist das Mittelalter keineswegs so zurückgeblieben und finster, wie es gelegentlich beschrieben wird. Insbesondere entwickelte man auf kommunaler Ebene fortschrittliche Formen der Partizipation und Teilhabe, so wie es insbesondere der Historiker Peter Blickle immer wieder beschrieben hat (Mitterauer a. a. O., 284 ff.).

Die Baumeister der Renaissance verachteten den mittelalterlichen Stil der Gotik, wie er insbesondere in Mittel- und Nordeuropa gepflegt wurde, doch finden sich heute zahlreiche Kathedralen aus dieser Zeit auf der Liste des Weltkulturerbes und werden nicht bloß in ästhetischer Hinsicht, sondern auch im Hinblick auf die notwendigen bautechnischen und architektonischen Kompetenzen bewundert, die zu ihrer Errichtung notwendig war.

Mit diesem Hinweis darauf, dass die Riesen, auf deren Schultern Zwerge stehen und die deshalb weiter als die Riesen schauen können, nicht bloß in der Renaissance zu finden sind, sollen keineswegs die großen Leistungen von Menschen in dieser Zeit geschmälert werden. Doch muss man sehen, dass Neues keineswegs aus dem Nichts entsteht, sondern eine Vielfalt an Voraussetzungen benötigt, die die Erfinder des Neuen nicht immer in ihrem Wert benennen. Man muss auch sehen, dass das zunächst Neue sehr schnell veraltet und möglicherweise dasselbe Schicksal erleidet wie dasjenige, von dem sich die Vertreter des Neuen absetzen wollten. So ging es einige Jahrhunderte später auch Vertretern der Aufklärung, die geradezu einem Kult der Vernunft huldigten und die sich dann einer vehementen Vernunftkritik konfrontiert sahen, was heute so weit geht, dass einige Vertreter der postkolonialen Studien am liebsten Immanuel Kant aus der Geschichte der Philosophie gestrichen haben möchten (vgl. Fuchs 2021a und 2024).

Zum Humanismus in der Renaissance

Der Begriff „Humanismus“ wurde erst rund um 1800 eingeführt. Der Philosoph und Pädagoge Friedrich Immanuel Niethammer (1766-1848) war zwar nicht der erste, der diesen Begriff gebraucht hat, doch war seine Kampfschrift gegen die Philanthropisten entscheidend dafür, dass nunmehr der Begriff Aufnahme in die deutsche Sprache fand.

Der Begriff suggeriert, dass es sich um ein einheitliches Lehrgebäude handelt. Ob dies für die Zeit rund um 1800 gilt, wird im nächsten Kapitel untersucht werden. Für die Zeit der

Renaissance trifft dies jedenfalls nicht zu. So stützen sich die Gelehrten und Intellektuellen der Renaissance, die man dem Humanismus zurechnen kann bzw. die sich selbst zu dieser Gruppe zurechneten, auf unterschiedliche philosophische Autoren und Systeme. Nach wie vor spielt Aristoteles eine Rolle, wobei man ihn anders und neu interpretierte, als das in der scholastischen Philosophie der Fall war. Für diese trifft die These zu, dass die Philosophie bloß eine „Magd der Theologie“ sei. Der Rationalismus der aristotelischen Philosophie diente den scholastischen Philosophen/Theologen dazu, mit rationalen Mitteln christliche Glaubenssätze zu begründen. Bekanntlich hat dies die Kirche zunächst nicht akzeptiert und die Werke prominenter Theologen und Philosophen, die später sogar den Rang von Kirchenvätern erhielten (wie etwa Thomas von Aquin), auf den Index gesetzt: In dem Streit über Glauben und Wissen sollte der Glaube nicht auf ein rational begründetes Wissen gestützt werden.

Dies sahen die Humanisten anders, wobei alternative Lesarten antiker Schriften auch dadurch zustande kamen, dass eine Gemeinsamkeit der Humanisten in dem Prinzip philologischer Genauigkeit bestand. Später ermöglichte dann der Buchdruck, dass Fehler, die vorher bei dem Abschreiben von Texten in den Klöstern entstanden waren, vermieden werden konnten: Philologische Exaktheit, Textkritik, die Herstellung gemeinsamer und verbindlicher Textgrundlagen als Grundlage der Arbeit an Texten sind wichtige Charakteristika des Renaissance-Humanismus.

Neben Aristoteles spielt die Wiederentdeckung von Platon eine wichtige Rolle. Insbesondere byzantinische Gelehrte, die auf eine lange Tradition im Umgang mit den Schriften von Platon, welche im Westen weitgehend unbekannt waren, zurückblicken konnten, brachten ihre Kenntnisse in die westlichen Diskurse ein. Ein prominenter Ort war die (neu-)platonische Akademie, die Marsilio Ficino (1433-1499) mit finanzieller Unterstützung der Medici in Florenz organisieren konnte. Eine „Akademie“ war dabei kein Gebäude, sondern entsprechend dem Verständnis der griechischen Antike ein lockerer Zusammenschluss diskutierender Gelehrter.

Cicero (106-43) war eine weitere wichtige Bezugsperson, wobei insbesondere seine Schrift über die Pflichten (de officiis), ein Spätwerk mit dem Ziel, seinem Sohn Marcus Ratschläge für dessen Lebensgestaltung zu geben, eine wichtige Rolle spielte. Elemente der Stoa, des antiken Skeptizismus und der epikuräischen Philosophie flossen in das Denken der

Renaissance-Humanisten ein. Damit wird deutlich, dass es kein geschlossenes System ist, an dem humanistische Denker interessiert waren. Sie arbeiteten zwar in verschiedenen Gebieten, sie waren Mediziner, Historiker und Juristen, sie befassten sich mit Geschichte, mit Naturphilosophie und mit Politik, doch lag ein Schwerpunkt ihrer Tätigkeit im Bereich moralischer Reflexion. Es ging ihnen um Fragen der Tugend und des richtigen Handelns, sie schrieben – wie etwa Baldesar Castiglione in seinem berühmten Buch vom Hofmann (1986, zuerst 1528) – belehrende Schriften über das richtige Verhalten am Hof. All dies taten sie auf der Basis einer großen Sensibilität und Professionalität im Umgang mit Texten.

Erfolgreich waren sie auch deshalb, weil mit der sich entwickelnden Staatlichkeit und dem Bedarf an verbindlichen Regelungen das Prinzip der Schriftlichkeit immer wichtiger wurde. Anstellungen fanden daher humanistisch gebildete Menschen im Bereich der Fürstenhöfe und der Administration, sie wurden Sekretäre und Berater von Machthabern. Das bedeutet allerdings auch, dass sie eingebunden waren in das jeweils vorhandene politische System. In diesem Kontext spielte ihr Interesse an historischen Fragen eine wichtige Rolle, denn immer schon wurden entsprechende Konstruktionen der Geschichte und historische Narrative genutzt, um politische Macht zu legitimieren.

Allerdings konnte auch philologische Sorgfalt und Textkritik in kritischer Hinsicht politisch wirksam werden. So fand der Humanist Lorenzo Valla im Jahre 1440 aufgrund einer sprachlichen Analyse der Schenkungsurkunde heraus, dass die angeblich Konstantinische Schenkung, mit der Kaiser Konstantin I. im Jahre 315/316 dem Papst die Oberherrschaft über Rom und das gesamte Weströmische Reich übertragen habe, eine Fälschung war.

Bei der Kultivierung von Sprache, insbesondere des Lateinischen, später auch der Landessprachen, ging es nicht nur um eine spezifische Fachkompetenz, sondern um den normativen Begriff „humanitas“, der „in bewusster Anknüpfung an die klassische Antike (…) als Bezeichnung der Entfaltung des menschlichen Wesens und seines Ethos“ verstanden wurde (so Hans Erich Bödeker in dem Artikel „Menschheit“ in Brunner u. a. 1982, Bd. 3, 1069). Es geht um die „Einheit ethischer und intellektueller Fähigkeiten des Menschen, der in freier Entscheidung seine Existenz selbst schafft“ (ebd.). In diesen Kontext gehört die Thematisierung der Menschenwürde, auf die ich im nächsten Teil dieser Arbeit zurückkommen werde.

Auf der Basis dieses anthropologischen und moralphilosophischen Grundverständnisses, das alle Humanisten teilten, ist das große Interesse der Humanisten an Fragen der Bildung und Erziehung verständlich. Dies ist offensichtlich auch die Grundlage dafür, dass einige Autoren den Humanismus nicht als Philosophie, und die Personen, die sich ihm zuordnen lassen, nicht als Philosophen gelten lassen wollen:

„Die geistige Bewegung, die ich in diesem Aufsatz zu beschreiben versuche, ist in neueren historischen Diskussionen ziemlich oft unbeachtet geblieben, unterschätzt oder missverstanden worden. Doch der klassische Humanismus der italienischen Renaissance erweist sich als ein sehr bedeutsames Phänomen innerhalb der Geschichte der westlichen Zivilisation. Er stellt eine neue und sehr wichtige Phase der Überlieferung, des Studiums und der Interpretation des Erbes der klassischen Antike dar, die innerhalb der westlichen Kulturgeschichte immer eine einzigartige Rolle gespielt hat. Unter dem Einfluss der klassischen Vorbilder führte der Renaissance-Humanismus zu tiefgreifenden Veränderungen zuerst der neulateinischen und dann der volkssprachlichen oder nationalen Literatur, wobei diese Veränderungen sowohl ihren Inhalt als auch ihre literarische Form und ihren Stil betrafen. *Auf dem Gebiet des philosophischen Denkens, dem mein besonderes Interesse gilt, war der Renaissance-Humanismus nicht so wichtig durch seine originalen Ideen*; vielmehr brachte er ältere Formen des Denkens zur Gärung. Er sorgte für eine Neuformulierung vieler antiker Ideen, die man bislang nicht ernsthaft erwogen hatte, und er stellte eine Reihe beliebter und zum Teil neuer Probleme zur Diskussion und leitete damit einen tiefgreifenden Wandel der Form und des Stils philosophischen Denkens und Lehrens und der philosophischen Schriften ein.“ (Kristeller 1980, Band II, IX; meine Hervorhebung, M.F.)

Wie oben bereits ausgeführt, widerspricht der Philosophiehistoriker Thomas Leinkauf (2020) dieser Auffassung sehr deutlich und würdigt die Beiträge der humanistischen Denker in den unterschiedlichen philosophischen Teilbereichen (Ethik, Politik, Geschichte, Sprache und Poetik sowie Schönheit und Liebe).

Leonhard Bauer und Herbert Mattis (1988) beschreiben, inwieweit die von den Humanisten formulierten neuen Vorstellungen vom Menschen Einfluss auf Politik und Gesellschaft hatten:

„Die Lösung des Menschen aus den traditionellen Bindungen lässt die Vorstellung des ‚Individuums‘ entstehen. Dieses als autonom gedachte Konstrukt bedarf zu seiner Konstituierung ‚natürlicher Rechte‘, vor allem des Rechts auf Freiheit (Bindungslosigkeit) und Eigentum. Garantiert werden diese Rechte durch den vertragstheoretisch begründeten Zentralstaat. Diese Denkfigur schafft analytisch die Aufteilung in ‚Staat‘ und ‚Gesellschaft‘, wobei letztere als Aggregat atomistischer Individuen aufgefasst wird. Der Mensch figuriert als ‚künstliche Maschine‘, gesteuert von Leidenschaften, die durch ‚Staatlichkeit‘ in Interessen

transformiert werden; indem er das Eigeninteresse verfolgt, trägt jeder zum Gemeinwohl bei.“ (368)

Diese Formulierungen reichen zwar zeitlich weit über das Denken der Renaissance-Intellektuellen hinaus, insofern sie Elemente des späteren politischen Denkens der entstehenden modernen Gesellschaft verwenden. Es wird aber deutlich, inwieweit die späteren politischen Theorien etwa von Hobbes, Locke und anderen auf Denkfiguren beruhen, die in der Renaissance von humanistischen Denkern entwickelt wurden. Allerdings tragen diese damit auch eine Mitverantwortung für all die Fehlleistungen, die die spätere westliche Zivilisation unter Bezug auf die genannten politischen Theorien angerichtet hat. Darin steckt eine wesentliche Rechtfertigung für die aktuelle Humanismus-Kritik.

Bei der Beschreibung der Leistungen humanistischer Intellektueller hat man allerdings das Problem, dass es nicht leicht ist, die Zugehörigkeit zu der Gruppe der Humanisten genauer bestimmen zu können. Denn über den Kreis derer hinaus, die man zu dem harten Kern dieser Gruppierung zählen kann, gab es zahlreiche andere Menschen, die in ihrer Jugend eine humanistische Bildung erfahren haben, ohne dadurch zu originären Mitgliedern des Kreises der Humanisten zu werden. Denn ein wesentliches Arbeitsfeld der Humanisten waren Institutionen der Bildung und Erziehung bzw. sie fungierten als Privaterzieher in politisch und ökonomisch wichtigen Familien. Das bedeutet, dass humanistisches Gedankengut in vielen gesellschaftlichen Bereichen zu finden ist. Allerdings ist hierbei festzustellen, dass nicht bloß der engere Kreis der Humanisten zwar intensive und europaweite Kontakte untereinander pflegte, dass dieser Kreis allerdings auch begrenzt war: Es handelte sich um Intellektuellendiskurse, und dies auch deshalb, weil die Lese- und Schreibfähigkeit noch nicht verbreitet war. Dies gilt insbesondere für die Situation in Deutschland, obwohl es auch hier eine eindrucksvolle Ausbreitung des humanistischen Denkens gibt (vgl. Trillitzsch 1981).

Der Bildungshistoriker Notker Hammerstein (1996, XV) beschreibt die Situation wie folgt:

„Die meisten Menschen dieser Zeit dachten und fühlten nach wie vor statisch, erkannten im Neuen, im Ungewohnten oft ein Schlechtes und Gefährliches. Sie schätzten die gewohnten geordneten Verhältnisse, unbeschadet realer Unordnung und gefahrvoller Unsicherheiten. Zu dieser traditionellen Ordnung gehört auch, dass, von vorübergehenden Ausnahmen der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts abgesehen, nur wenige lesen oder gar schreiben konnten. ‚Bildungsgeschichte‘ im eigentlichen Sinne findet in diesen Jahrhunderten also nur innerhalb einer kleinen Oberschicht statt. Die überwiegende Mehrzahl der Menschen blieb von gelehrter Bildung ausgeschlossen, hatte allenfalls vermittelt über Predigt, religiöse

Unterweisung, zufällige festtäglich Ereignisse an ihr teil. Sie bezog ihre geistig-kulturelle ‚Sozialisation' aus der alltäglichen Lebenserfahrung und Überlieferung ihrer eingegrenzten Umwelt."

Die Humanisten, die zum Teil aus einfachen sozialen Verhältnissen stammten, mussten ihren Lebensunterhalt bestreiten und bezahlte Tätigkeiten annehmen. Deshalb konnten sich nur reiche und einflussreiche Familien deren Beschäftigung leisten. Trotz des allgemeinmenschlichen Pathos ihrer Lehrsätze war das Tätigkeitsfeld der Humanisten daher auf die ökonomische und politische Spitze der Gesellschaft beschränkt.

Gleichwohl kann man feststellen, dass mit den Humanisten zum ersten Mal in der christlich geprägten europäischen Geschichte eine einflussreiche *säkulare* Gruppe von Intellektuellen aktiv wurde, die sich ihre eigene Öffentlichkeit schaffte und die aufgrund ihres internationalen Charakters erstmalig eine Form einer europäischen kulturellen Integration realisierte. Möglicherweise hatte diese Gruppe keine Macht im strengen Sinne des Wortes, aber sie übte erheblichen Einfluss in der Gesellschaft und auf die zukünftige geistige und politische Entwicklung aus.

Auf diese Gruppe ist ein semantischer Wandel zentraler Begrifflichkeiten zurückzuführen. Es wird eine neue Vorstellung des Menschen, der Natur und der Geschichte geschaffen:

„Dieser europäische Individualismus ist im Wesentlichen konstitutiv für „Aufklärung" und ‚Rationalismus'. Das Phänomen der Glaubensspaltung, die Auseinandersetzung der Konfessionen um die ‚wahre Religion' und die in ihrem Gefolge eintretende Säkularisation beschleunigen diesen Prozess. Das eurozentrische, universalistische*, anthropomorph* strukturierte Weltbild des alteuropäisch-traditionalen Denkens wird aufgehoben durch ein *anthropozentrisches*, das dann ‚mechanistisch' ausgestaltet wird; zugleich steht aber im Mittelpunkt des menschlichen Universums nicht nur der Mensch an sich, sondern jeder einzelne baut sich gleichsam sein kleines Universum auf, seinen Mikrokosmos, in dem er für sich als ein von allen anderen letztlich völlig unabhängiges Individuum besteht."
(Bauer/Mattis 1988, 369 f.)

Was bleibt?

In den letzten Abschnitten habe ich einige Hinweise dazu gegeben, dass der Übergang vom Mittelalter zur Renaissance zwar gravierende Veränderungen in den unterschiedlichsten

Bereichen mit sich gebracht hat, dass man aber trotzdem keineswegs von einem „Bruch“ im Sinne einer kurzzeitig eintretenden revolutionären Veränderung sprechen kann. Vielmehr wurden viele Entwicklungen, die man der Renaissance oder sogar erst der Neuzeit zuschreibt, im Mittelalter geistig und real vorbereitet, zum anderen wirkten mittelalterliche Traditionen und Verhaltensweisen noch lange weiter, zum Teil bis in die Zeit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert. In diesem Abschnitt soll es darum gehen, einige Veränderungen und Wandlungsprozesse zu benennen, die die Geschichte (zumindest Europas) nachhaltig bestimmt haben und die daher bei der Beurteilung des Renaissance-Humanismus helfen können.

7. Auf dem Weg in die Moderne

Überblick

„Der Durchbruch der Moderne vollzog sich unter der Bedingung einer noch langwährenden Verknüpfung feudaler Ordnungswelt und gesellschaftlicher Rationalisierung höchst komplex und diskontinuierlich und läßt sich nicht auf einen bestimmten Zeitraum einschränken. Er ist eingebunden in einen Prozess langfristiger Veränderungen, der bereits im Spätmittelalter einsetzte und erst im späten 18. Jahrhundert abgeschlossen wurde.“ (van Dülmen 1982, 9)

Zur Strukturierung des Textes bietet sich wieder die Unterscheidung der gesellschaftlichen Subsysteme Wirtschaft, Politik, Soziales und Kultur an, also eines Strukturmodells, das für die moderne Gesellschaft entwickelt worden ist. Über einen heuristischen Nutzen hinaus erhält ein solcher Ansatz eine gewisse Legitimität dadurch, dass es sich bei der jetzt zu betrachtenden Zeit um eine wichtige Entwicklungsphase der modernen Gesellschaft handelt. In diesem Sinne strukturiert auch der Historiker der frühen Neuzeit Richard van Dülmen (1982) seine Darstellung der „Entstehung des frühneuzeitlichen Europa 1550-1648“, indem er nacheinander die ökonomische Entwicklung (zusammen mit der europäischen Expansion), die Frage der politischen Herrschaft und die Entstehung des frühbürgerlichen Staates, die Entwicklung der Gesellschaftsstruktur mit dem Aufstieg des Bürgertums sowie Kultur und Alltag (Lebensformen, Glauben, Bildung und Kunst) beschreibt. Er zeigt, wie sich mit der Durchsetzung der Idee des Staates die Bereiche der Verwaltung, der Bürokratie und des Beamtentums entwickeln und er geht darauf ein, dass dieser Prozess keineswegs spannungsfrei verlief. Denn es gab sowohl innerhalb des entstehenden Staates erhebliche und zum Teil auch blutige Kämpfe um Macht und Einfluss der unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen, zum anderen zeigte sich – etwa bei der Abspaltung der Niederlande von Spanien –, wie schwer es ist, einmal eroberte Weltreiche zusammen zu halten: Der Begriff der Freiheit und insbesondere der Befreiung von einer nicht legitimierten fremden Macht spielt im politischen Denken und auch im Alltag der Menschen eine immer größere Rolle (vgl. Tilly 1993). Dies bedeutet insbesondere, dass der Anspruch auf Freiheit in dem gewachsenen Selbstbewusstsein der Menschen als wichtiger Teil ihrer Selbstverhältnisse, eine zentrale Rolle spielt, was Auswirkungen auf ihr Handeln, also auf ihre Weltverhältnisse hat. Auf die damit verbundenen Veränderungen der Vorstellungen des Menschen von sich gehe ich in einem gesonderten Teil ein, der zudem das sich verändernde

Verständnis von Bildung und Erziehung behandelt. In der Zeit der Renaissance wird dieses veränderte Selbstbild in der vermehrten Thematisierung von Würde (v. a. Pico della Mirandola, aber auch andere Humanisten) zum Ausdruck gebracht.

Im Hinblick auf die vier zu unterscheidenden Subsysteme lassen sich vorab pauschal (aber nicht unzutreffend) die folgenden Feststellungen treffen, auf die ich in meinem Buch über Eurozentrismus (Fuchs 2021a) näher eingegangen bin. So kann man hinsichtlich der Ökonomie sagen, dass Europa den Kapitalismus erfunden habe. In der Politik gilt die Entwicklung des Staates als einer spezifischen Form politischer Organisation als europäische Erfindung. In Europa entwickelt sich die ausdifferenzierte moderne Gesellschaft und nicht zuletzt sind es bestimmte Entwicklungen im Kulturbereich, mit denen Europa über seine Grenzen hinaus Einfluss gewonnen hat. Es geht um Wertewandel, um die Trennung von Staat und Kirche/Religion, um die Entwicklung der modernen Wissenschaften und nicht zuletzt um das Konzept einer autonomen Kunst.

Van Dülmen identifiziert in diesem Sinne „vier entscheidende Phänomene bzw. Prozesse (…), die als je spezifische Dimension des Durchbruchs der Moderne in Europa unsere Problemstellung bestimmen." (a. a. O., 10). Es ist dabei zu berücksichtigen, dass es entgegen Vorstellungen einer zu starken Verselbstständigung jedes einzelnen Subsystems (in der Systemtheorie Luhmanns) stark auf die Beziehungen der Subsysteme untereinander ankommt („Interpenetration", so Münch). So wurde – um ein Beispiel zu nennen – bereits erwähnt, dass die Gewalt in der Geschichte Europas an den zahlreichen und vielfältigen kriegerischen Handlungen erkennbar wird. Kriegsführung als politisch gesteuerte Aktion kostet jedoch Geld, sodass sich mit der Entwicklung der Staaten auch eine größere Verantwortlichkeit des Staates für die Wirtschaftskraft und damit für die Staatskasse ergibt: Es entstehen die ersten wirtschaftspolitischen Konzeptionen (Merkantilismus, Kameralismus) Die Wirtschaft ist allerdings ein Bereich, der nur begrenzt vom Staat und seinen Organen gesteuert werden kann, sodass unterschiedlichste gesellschaftliche Gruppen ihren Beitrag zur wirtschaftlichen Entwicklung leisten müssen und dadurch an Einfluss und Macht gewinnen. D.h., dass sich die Gesellschaftsstruktur verändert und insbesondere die zunehmend wichtiger werdende Gruppe der Bürger in Entscheidungsprozesse einbezogen werden muss. Wer Krieg führen will, braucht zudem Menschen, die entsprechend aktiv werden, sodass auch hier der subjektive Faktor gerade angesichts eines steigenden Wunsches nach Selbstbestimmung bedeutsam wird. Es zeigt sich an der abnehmenden Bedeutung der von

Condottiere angeführten Söldnertruppen, dass geschulte Heere von „Landeskindern“ den Söldnerheeren überlegen waren. Machthaber müssen daher versuchen, Einfluss auf das Bewusstsein der Menschen zu nehmen. Dies gelingt etwa mit den Mitteln der Künste und der Medien, deren Aufgabe lange Zeit auch darin bestand, eine Legitimation für die jeweiligen Machthaber und die vorhandene politische Ordnung herzustellen. Nur in diesem komplexen Zusammenspiel von Ökonomie, Politik, sozialer Struktur und Kultur kann Entwicklung verstanden werden. So sieht es auch der Historiker Michael Mann (1990) in seiner mehrbändigen „Geschichte der Macht“, wenn er vier Hauptquellen sozialer Macht identifiziert: das IEMP-Modell (englisch: ideology, economy, military, policy).

Einige Stichworte zu den einzelnen Bereichen:

Im Hinblick auf den Bereich der Ökonomie spricht man von Frühkapitalismus, wie er insbesondere in Norditalien und später auch in den Niederlanden entsteht. Dabei handelt es sich um die Fortführung der bereits im Mittelalter begonnene Verbesserung der Produktivität in der Landwirtschaft. Der Welthandel wird gerade in den Hafenstädten Genua und Venedig weiter ausgebaut, das Bankensystems wird weiter ausgebaut verbunden mit einem wachsenden Einfluss bedeutender Familien (Medici, Fugger, Welser und andere). Basis ist die Durchsetzung der Geldwirtschaft auf der Grundlage reichhaltiger Edelmetallmetallfunde. Aber:

„Die europäische Gesellschaft kennzeichnet im Spätmittelalter lange ein „Nebeneinander“ von städtischem Handel, Gewerbe und feudaler Landwirtschaft. Der Aufstieg des Handelskapitals, die Ausweitung der gewerblichen Warenproduktion und der Ausbau des Bergbau- und Hüttenwesens berührten noch wenig den Lebensrhythmus und die feudale Produktionsweise, die das soziale Leben der herrschaftlich organisierten Agrargesellschaft bestimmten. Während der regionale Handel, den es seit jeher gab und der konstitutiv zum Feudalsystem gehörte, nur dem Tausch lebenswichtiger Güter diente und strengen Normen unterworfen war, galt der Fernhandel weitgehend dem Warenverkehr von Luxusgütern, die ausschließlich der städtischen und adligen Herrenschicht zuflossen. Sein reichlicherer Gewinn diente dem sozialen Aufstieg der vom Produzenten völlig unabhängigen Kaufleute, floß entweder in den Handel zurück, der dadurch eine konstante Ausweitung erfuhr, oder wurde in der Form von Krediten und Zöllen vor allem von adligen Herren abgeschöpft.“ (van Dülmen a. a. O., 94)

Es ist eine Binsenweisheit, dass ökonomische Macht und politische Macht zusammen gesehen werden müssen:

„Der Aufstieg der höfischen Gesellschaft hängt ohne Zweifel mit Schüben wachsender Zentralisierung der Staatsgewalt, mit der wachsenden Monopolisierung der zwei entscheidenden Machtquellen jedes Zentralherren, der gesamtgesellschaftlichen Abgaben, der „Steuern“, wie wir sie nennen, und der Militär- und Polizeigewalt zusammen.“ (Elias 1993, 9)

Erfolgreiches wirtschaftliches Handeln braucht Zuverlässigkeit bei Vereinbarungen zwischen unterschiedlichen Akteuren. Vertrauen der Geschäftspartner untereinander ist zwar wichtig, doch alleine genügt es nicht. Daher bekommt die Entwicklung einer Rechtsordnung eine immer größere Bedeutung, wobei es wichtig ist, dass das Recht auch durchgesetzt werden kann und Verstöße sanktioniert werden. Eine zentrale Rolle bei der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft spielt das Konzept eines privaten Eigentums (vgl. Wesel 2010, 179 ff.). Zudem benötigt man kompetente Fachleute, die nicht nur ein solches Rechtssystem entwickeln, sondern die auch dafür sorgen, dass es angemessen realisiert werden kann. Der Historiker Wolfgang Reinhard (1999) geht daher in seiner „Geschichte der Staatsgewalt“ ausführlich darauf ein, wie sich die Macht des sich entwickelnden Staates notwendigerweise auch dadurch stabilisiert, dass entsprechende Institutionen (professionelle Regierung, Behörden, Rechtssystem) entwickelt werden.

Insbesondere ging es darum, die Einnahmen des Staates zu sichern. Dazu war ein erheblicher Aufwand bei der zahlenmäßigen Erfassung der Menschen, ihrer ökonomischen Situation und bei dem Eintreiben der Steuern nötig. All dies geschah nicht konfliktfrei, da sich der Einzelne mit einer Vielzahl geldgieriger Machthaber konfrontiert sah. So forderte die Kirche ihren Anteil, auf kommunaler Ebene war die Infrastruktur zu sichern, es gab Landesfürsten und Könige, die nicht bloß Geld für die Finanzierung von Gemeinschaftsaufgaben benötigten, sondern die auch ihren luxuriösen Lebensstil finanziert bekommen wollten. Oft genug war der Staat in finanziellen Nöten, sodass er seine Mitarbeiter und Soldaten nicht mehr bezahlen konnte. Er musste also Kredite bei mächtigen bürgerlichen Familien wie etwa den Fuggern aufnehmen und dafür sogar ein zentrales Hoheitsrecht wie das Münzrecht abgeben.

Es waren Bürger, die zunehmend abgesicherte Beteiligungsrechte von ihren Machthabern forderten. Ein frühes Ereignis war etwa die Unterschrift des englischen Königs unter die Magna Charta aus dem Jahre 1215, mit der er zwar nicht den Bürgern, aber immerhin dem Adel bestimmte Kontrollrechte gewähren musste. In den folgenden Jahrhunderten entwickelte sich das, was man einen modernen Verfassungsstaat nennt. Wichtige Schritte

war etwa die Idee der Souveränität des Staates verbunden mit dem Gewaltmonopol, und dies nicht bloß zur Absicherung der Macht, sondern auch zur Herstellung des gesellschaftlichen Friedens. Es entwickelte Montesquieu im frühen 18. Jahrhundert das Prinzip der Gewaltenteilung. Es gab zahlreiche Handlungen des Widerstands, mit denen Menschengruppen, die sich ungerecht behandelt fühlten, ihre Mitbestimmung forderten (vgl. Fuchs 2018). Über lange Zeit stritten sich Papst und Kaiser, es traten zunehmend selbstbewusst Städte mit ihrem Anspruch auf, sich selbst die Regeln ihrer Ordnung zu geben. Man machte sich zunehmend Gedanken über eine geeignete und gerechte politische Ordnung.

Eine wichtige Rolle spielte hierbei die Entdeckung der politischen Schriften von Aristoteles, die bereits im Spätmittelalter zunächst vom Griechischen ins Lateinische (1250) und später auch in die jeweiligen Landessprachen übersetzt wurden. Aristoteles setzt sich in seiner Politikschrift mit der Identifizierung unterschiedlicher politischer Systeme und ihrer Bewertung auseinander, was bereits scholastische Philosophen (Wilhelm von Occam, Oresme und andere) aufgriffen und fortführten. Marsilius von Padua (1275-1342) entwarf eine säkulare Theorie des Staates („Naturrecht“), die einen großen Einfluss auf das folgende politische Denken hatte.

Die genannten Entwicklungen im Bereich der Wirtschaft, der Politik und des Rechts sind – wie erwähnt – aufs Engste verbunden mit Verschiebungen in der Sozialstruktur der Gesellschaften. Der Klerus als Stand verliert an Bedeutung, man spricht von einem Aufstieg der frühmodernen Bourgeoisie (van Dülmen 1982, 118 ff.). Dies ist verbunden mit einer Krise der Aristokratie, deren Anspruch auf Führung immer weniger akzeptiert wird. Zudem findet eine Verschiebung gesellschaftlicher Werte in Richtung auf Fleiß und Produktivität statt, sodass der Gedanke einer Meritokratie – unterstützt durch den Protestantismus – immer bedeutsamer wird: dass nämlich der Platz des Menschen in der Welt immer weniger von seiner Geburt, sondern von seiner Leistungsfähigkeit und seinem Beitrag zum gesellschaftlichen Wohlergehen abhängt (vgl. Münch 1984).

Der Wertewandel ist ein zentraler Bestandteil des kulturellen Wandels. Es verändert sich damit die Form des Zusammenlebens:

„In einem Zeitalter, das die Sicherungen des modernen sozialen Netzes noch nicht kannte, war die Mitgliedschaft in einer Korporation die unabdingbare Voraussetzung jeder halbwegs

menschenwürdigen Existenz. Wer nur auf sich allein gestellt war, konnte Notsituationen kaum bewältigen, schon gar nicht unter den von klimatischer Ungunst, Mangelökonomie und Krieg geprägten krisenhaften Bedingungen seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert. Überlebensnotwendige Sozialität hatte ihre Basis in der Familie (…), dem „Haus“, und setzte sich fort in einem vielfältigen Netz außerhäuslicher Kontakte und Korporationen. Dazu gehörten die Verwandtschaftskreise, die man lange synonym auch als „Freundschaft“ bezeichnete, doch auch die geistliche Verwandtschaft der Paten und Gevatter. Verwandtschaften wurden aktiv, wenn Haus und Familie Unterhalt, Schutz und Fortkommen der Familienmitglieder nicht allein gewährleisten konnten. (…) Nicht weniger wichtig waren die Nachbarschaften, die weit mehr als heute existenzsichernde Funktionen wahrnahmen. (…) Neben Haus, Familie, Verwandtschaft und Nachbarschaft bildet der Berufsverband (…) einen wichtigen Teil der frühneuzeitlichen Sozialität. Die humanistischen Gelehrten, die als „Nobilitas litterarae“ im Gefüge der traditionalen Sozialität keinen Platz mehr fanden, schlossen sich in vielen Städten zu Sodalitäten zusammen, pflegten daneben aber auch Freundschaften mit Gleichgesinnten, deren kunstvolles Lob sich in unzähligen Briefen, Stammbucheintragungen, Gedichten, Preisreden und Widmungen findet (…).“ (Paul Münch in Hammerstein 1996, 121 f.)

Von staatlicher Seite aus entwickelt sich das Konzept einer „guten Polizey“, was umfassender als heute eine Art integrierter Sozial- und Sicherheitspolitik erfasst. Michel Foucault hat allerdings diesen Prozess in seinem Ansatz der Gouvernementalität als zunehmende Vereinnahmung des Individuums durch die Macht der Regierungen beschrieben.

Zu dem Kulturbereich gehört nicht nur das Zurückdrängen des Einflusses der Kirche („Säkularisierung“, siehe allerdings Taylor 2006), sondern auch eine zunehmende Autonomisierung von Kunst. Auch wenn dieses Konzept erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts ausformuliert wurde, so kann man doch sehen, dass sich das im Laufe der Renaissance entwickelnde Selbstbewusstsein der Künstler weiter verstärkte.

Einige *Strukturprinzipien,* die in der Renaissance und im Humanismus entwickelt oder verstärkt wurden und die Einfluss auf den Fortgang der Geschichte hatten, lassen sich identifizieren. So beginnt eine „Mechanisierung des Weltbildes“ (Dijksterhuis 1956) und damit verbunden die Idee der Machbarkeit und eines Verständnisses von Mensch, Natur und Gesellschaft als Maschine. Darin besteht die kulturgeschichtliche Bedeutung der Uhr verbunden mit der neuen Vorstellung einer linearen Zeit. Durch die Expansion entwickelt sich zudem ein neues Verständnis des Raumes. Es gibt einen wachsenden Trend, sich gegen das Alte zu richten und für Neues offen zu sein. Dies betrifft sowohl das geistige Leben als auch

die Eroberung neuer Regionen. Es gibt eine Verschiebung in der Sozialstruktur der Gesellschaften, die eng verbunden ist mit dem ökonomischen Erfolg der jeweiligen Gruppen. Der Kapitalismus als Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung verbunden mit dem Prinzip der Rechenhaftigkeit, also der zahlenmäßigen und quantitativen Erfassung aller Lebensbereiche, setzt sich durch. Die Gesellschaft wird zunehmend zu einer Kommunikationsgesellschaft unterstützt durch die Entwicklung der Medien (vgl. Faulstich 1998). Der Anspruch auf Mündigkeit und Mitbestimmung wächst und es entsteht dadurch ein erhöhter Legitimationsbedarf der Machtausübung. Der Gedanke einer kulturellen und damit auch sprachlich begründeten Nation wird formuliert. Der „Prozess der Zivilisierung“ (im Sinne von Norbert Elias) schreitet voran, was unter anderem bedeutet, dass äußerer Zwang durch innere Regulierung ersetzt wird. Mit der Veränderung der Welt- und Selbstverhältnisse ändern sich Menschenbild und Weltbild. Neue Sozialtypen entstehen und es spielt zunehmend das System der öffentlichen Bildung und Erziehung eine Rolle (darauf komme ich später zurück).

8. Zur Entwicklung des Kapitalismus

Überblick

In einer ersten vorläufigen Annäherung kann man unter Kapitalismus ein Wirtschaftssystem verstehen, bei dem man Geld investiert, um mehr Geld zu erhalten, oder etwas elaborierter: „Kapitalismus heißt im Wesentlichen, in Erwartung eines Gewinns Geld in ein Unternehmen zu investieren." (Fulcher 2007, 8). Möglicherweise erscheinen diese definitorischen Bestimmungen banal, weil man vielleicht den Eindruck hat, dass das damit formulierte Prinzip schon immer und überall Geltung hatte. Doch lohnt es sich, selbst bei dieser vorläufigen Bestimmung genauer auf die Begrifflichkeiten zu schauen. So ist der Begriff des „Kapitalismus" als „..ismus" mehr als die Beschreibung einer realen Praxis, sondern er weist darauf hin, dass damit ein umfassenderes Denkgebäude gemeint ist. Vielleicht denkt man an das Hauptwerk von Karl Marx („Das Kapital", MEW 23) und muss dann feststellen, dass dieser den Begriff „Kapitalismus" fast nie verwendet hat. Auch in der hochgelobten „Geschichte der Weltwirtschaft" (Walter 2006) kommt der Autor völlig ohne den Begriff aus. Man wird also danach fragen können, ob, wann und wo es Praktiken gegeben hat, die man mit diesem Begriff erfassen wollte und wann und wo (und durch wen) aus der Beobachtung solcher Praktiken ein ideelles oder vielleicht sogar ideologisches System entwickelt wurde. Man muss zudem dabei berücksichtigen, dass es sich nicht bloß um einen wertneutralen wissenschaftlichen Begriff handelt, sondern dass politische Überzeugungen bei seiner (zustimmenden oder ablehnenden) Verwendungsweise eine Rolle spielen. Denn bis zum Ende des letzten Jahrhunderts standen sich weltweit zwei Hemisphären gegenüber, die sich für oder gegen den Kapitalismus entschieden hatten, wobei man im „Westen" oft lieber vom Liberalismus oder der (freien) Marktwirtschaft gesprochen hat.

Inzwischen scheint sich in den Medien und vor allem in den Wissenschaften diese Haltung gegenüber dem Begriff des Kapitalismus zu verändern, wobei auch Karl Marx als Wissenschaftler und Analytiker seiner Zeit wieder größere Akzeptanz erfährt (siehe etwa Jaeggi/Loick 2014). Auch der Begriff des Wirtschaftssystems wird bei näherem Hinsehen problematisch. Denn die Rede von einem „System" in Bezug auf die Gesellschaft gehört zu soziologischen Theorien, die speziell für die moderne Gesellschaft entwickelt worden sind. Viele Soziolog*innen sehen in der zunehmenden Ausdifferenzierung der Gesellschaft ein

charakteristisches Merkmal der Moderne. Dies bedeutet aber, dass man nur im Hinblick auf eine (noch zu definierende) „moderne Gesellschaft“ von einem „Wirtschaftssystem“ sprechen kann. In der Tat werden Liberalismus, Moderne, Aufklärung und Kapitalismus häufig im selben Atemzug genannt. Auch die Rede von Geld ist nicht selbstverständlich und gültig für alle Zeiten und alle Regionen, denn „Geld“ ist erst ab einem bestimmten Zeitpunkt auf der Bühne der Menschheitsgeschichte erschienen (siehe Walker 2017 sowie unter der Perspektive von Schulden Graeber 2014).

Nicht zuletzt ist es der Gedanke des Investierens, der für den größten Teil der Menschheitsgeschichte überhaupt keinen Sinn macht. Denn lange Zeit betrieb die Menschheit eine Subsistenzwirtschaft, was heißt, dass die Menschen das, was sie an Überlebensmitteln benötigten, selbst herstellten und keineswegs horteten, um es anderen zur Verfügung zu stellen. Auch in späteren Zeiten hatte man ein kritisches Verhältnis zum Verleihen von Geld, denn in großen Weltreligionen gab es ein Zinsverbot („Wucher“).

All diese Überlegungen zeigen, dass der obige definitorische Versuch einer Annäherung an den „Kapitalismus“ in mehrfacher Hinsicht unbefriedigend ist. So wird man den Kapitalismus (als einer spezifischen Form des Wirtschaftens) einordnen müssen in das gesamte Feld eines möglichen wirtschaftlichen Handelns. Das bedeutet, dass man Unterscheidungen treffen muss und dass weitere Bestimmungselemente zu identifizieren sind, wobei zu untersuchen ist, wann und wo die jeweiligen Bestimmungselemente aufgefunden werden können.

Wirtschaften bedeutet zunächst einmal die Versorgung der Menschen mit all dem, was sie zum Überleben benötigen. Ein so verstandenes Wirtschaften ist eine anthropologische Grundtatsache, da der Mensch in seiner Geschichte unterschiedliche Möglichkeiten entwickelt hat, sein Überleben zu sichern. In jedem Fall geht es um Arbeit, die zu verrichten ist, sodass ein Weg zum Verständnis des Kapitalismus als neuerer Form des Wirtschaftens darin bestehen kann, den Wandel des Arbeitens in der Geschichte zu betrachten (Haug 1978). Der Philosoph und Anthropologe Ernest Gellner (1990) beschreibt die „Grundlinien der Menschheitsgeschichte“ (so der Untertitel seines Buches) mit den Begriffen Pflug, Schwert und Buch, stellt also einen Zusammenhang zwischen Arbeit, Kampf und Krieg sowie geistigem Leben her.

In Darstellungen der Menschheitsgeschichte spricht man immer wieder von bestimmten Revolutionen, die gravierend und nachhaltig in die Lebensweise der Menschen eingegriffen

haben (Watson 2008). So spricht man etwa (im Anschluss an Vere Gordon Childe) von einer neolithischen Revolution und meint damit den Übergang von einer Jäger- und Sammlergesellschaft zu einer sesshaften Lebensweise auf der Basis einer landwirtschaftlichen Tätigkeit. Es geht um Arbeitsteilung, aus der sich dann auch die Notwendigkeit des Tauschens ergeben hat.

Man spricht von Revolutionen im Hinblick auf die Entwicklung der Produktivkräfte (Jonas 1969, siehe auch Fuchs 2019a). So messen alle Autor*innen der Industriellen Revolution im 18. und 19. Jahrhundert eine große Bedeutung zu, weil mit der mit ihr entstehenden Industriegesellschaft eine neue Form der individuellen und gesellschaftlichen Reproduktion verbunden ist (Paulinyi 1989). Das Wort „Revolution“ suggeriert hierbei, dass es sich um eine abrupte Veränderung handelt. Doch haben die genannten Revolutionen in der Geschichte der Menschheit das charakteristische Merkmal, dass sie sich über Jahrhunderte und zum Teil über Jahrtausende hinziehen. Insbesondere sind die beschriebenen Neuerungen, die mit diesen Revolutionen hervorgebracht werden, keineswegs aus dem Nichts entstanden. Es bedurfte vielmehr zahlreicher Voraussetzungen und gesellschaftlicher Kontexte. Daraus ergibt sich, dass es einen erheblichen Meinungsstreit über die Datierung gibt, was auch im Hinblick auf den Kapitalismus zutrifft.

So haben einige Elemente, die man zu dem Kapitalismus zählt, wie etwa das Geld und das sich entwickelnde Finanzsystem, der Markt, der sich entwickelnde Warencharakter von Gütern und Dienstleistungen („Kommodifizierung“), der Handel, die mit dem Kapitalismus verbundenen Persönlichkeitstypen und Sozialformen (Unternehmer, Lohnarbeiter, Investor, Manager etc.) z. T. eine sehr lange Geschichte. Je nach Überzeugung, welches dieser (oder anderer, noch nicht benannter) Elemente das wesentliche und entscheidende Element ist, das den Kapitalismus charakterisiert, kommt man notwendigerweise zu unterschiedlichen Datierungen. Gelegentlich behilft man sich damit, dass man unterschiedliche Typen und Formen des Kapitalismus unterscheidet, etwa den Handels-, den Industrie- oder den Finanzkapitalismus, die man leichter zeitlich und geographisch eingrenzen kann.

Der Kapitalismus wird jedoch nicht nur als eine Wirtschaftsordnung verstanden, sondern man sieht in ihm auch eine Gesellschaftsordnung. Dies bedeutet, dass man neben der ökonomischen auch eine politische, soziale und kulturelle Dimension unterscheiden muss. In Gesellschaftstheorien, die sich mit der modernen Gesellschaft befassen, unterscheidet man

in einer systemtheoretischen Zugriffsweise die Subsysteme Wirtschaft, Politik, Gemeinschaft und Kultur und man fragt danach, welche Beziehungen zwischen diesen einzelnen Subsystemen bestehen und wo die Triebkräfte für eine (zu definierende) Entwicklung liegen. Auch hierbei gibt es die unterschiedlichsten Vorschläge, die etwa in der Produktivkraftentwicklung, in der Entwicklung der Technik, in dem politischen Wollen und der Entwicklung des Staates, in der Entwicklung des Eigentums und seines Schutzes, in einer menschlichen Disposition zur Neugierde oder Gier, in dem Vorhandensein von Rohstoffen und günstigen klimatischen Verhältnissen oder nicht zuletzt in einer bestimmten religiösen Überzeugung die entscheidende Triebkraft sehen. Der Wirtschaftshistoriker Werner Plumpe (2019) greift in seiner Darstellung der Geschichte des Kapitalismus den Vorschlag von Max Weber auf, von einer „Verkettung von Umständen“ zu sprechen. Aber auch dann kann man danach fragen, wo, wann und warum sich der Kapitalismus so unterschiedlich und gelegentlich auch überhaupt nicht entwickelt hat. Geht es lediglich um die Frage danach, wann und wo der Kapitalismus entstanden ist, dann gibt es eine große Einigkeit darüber, dass die Niederlande und Großbritannien im 17. und 18. Jahrhundert eine zentrale Rolle spielen (siehe etwa Walter 2006, Kap. IX und X). Auch das ökonomisch erfolgreiche Nord-Italien während der Renaissance ist im Hinblick auf einen globalen *Handels*kapitalismus zu berücksichtigen (Braudel 1986). Man spricht davon, dass der Kapitalismus zwar lokal entstanden sei, aber immer schon global wirksam wurde. Dies wird bereits deutlich bei dem Hinweis auf die norditalienischen Handelsmetropolen und den damit verbundenen Austausch von Waren und Ideen.

Es sind allerdings auch die Schattenseiten einer solchen (ökonomischen, politischen und militärischen) „Eroberung und Unterwerfung der Welt“ (Reinhard 2016, Wendt 2007) wie etwa Sklavenwirtschaft und Kolonialismus zu berücksichtigen. Es geht darum, unsymmetrische Machtverhältnisse aufzuzeigen (Fuchs 2021a und 2021b). Welche Rolle spielten die eroberten Regionen in dem entstehenden kapitalistischen System, welche Konsequenzen hatte das für die dort lebenden Menschen und wie stellt sich die Situation heute und möglicherweise auch in Zukunft dar?

In den folgenden Abschnitten will ich zumindest einigen Facetten dieser komplexen Problematik nachgehen, wobei allerdings kaum mehr als Hinweise erwartet werden dürfen. Denn einschlägige Studien, von denen in jüngster Zeit eine ganze Reihe vorgelegt wurden (u. a. Plumpe 2019, Appleby 2011, Beckert 2014), haben in der Regel einen Umfang von

mehreren 100 Seiten, von den umfangreichen mehrbändigen Studien etwa von Max Weber (2008) oder Werner Sombart (1987) ganz zu schweigen.

Was ist Kapitalismus?

Kapitalismus ist – wie gesehen – nicht bloß eine spezifische Art des Wirtschaftens, er hat auch Auswirkungen auf andere und letztlich auf alle Dimensionen des gesellschaftlichen (und individuellen) Lebens. Daraus folgt, dass man auch seine politische, soziale und kulturelle Wirksamkeit berücksichtigen muss. Im Hinblick auf eine wissenschaftliche Annäherung an den Kapitalismus bedeutet das, dass es nicht allein die Wirtschaftswissenschaften und die Ökonomie sind, die einen Anspruch auf eine definitorische Deutung des Kapitalismus erheben können, sondern es sind auch die Sozial-, Kultur- und Politikwissenschaften, die sich mit dem Kapitalismus auseinandersetzen müssen. Nicht zuletzt spielt die Frage eine entscheidende Rolle, wie die Menschen beschaffen sind und sein müssen, die das kapitalistische System „produziert“, die aber ihrerseits auch das kapitalistische System tragen müssen. Das bedeutet, dass Kapitalismus auch ein Thema für die Erziehungs- und Humanwissenschaften sein muss. *Man hat es also mit einem komplexen Interdependenzgeflecht zu tun, wenn man verstehen will, was Kapitalismus als Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung mit einer engen Beziehung zur politischen Steuerung, verbunden mit einem spezifischen Menschenbild bedeutet*.

Es wurde zudem oben verdeutlicht, dass man bei der Beantwortung der Frage nach der Verbindung von Eurozentrismus und Kapitalismus die historische und geographische Dimension berücksichtigen muss. Dies bedeutet, dass der Kapitalismus nicht bloß Gegenstand einer entsprechenden Wirtschaftsgeschichte ist, sondern dass man ihn auch sozial- und kulturgeschichtlich betrachten kann und muss. In den oben genannten frühen historischen und systematischen Annäherungen an den Kapitalismus etwa von Max Weber oder Werner Sombart wird eine solche mehrdimensionale Vorgehensweise vollzogen.

Ein solches Vorgehen wird zudem auch durch die Erinnerung daran gestützt, dass Adam Smith als früher Theoretiker des kapitalistischen Wirtschaftssystems ein Moralphilosoph war, dessen moralphilosophisches Interesse auch in seinen ökonomischen Schriften spürbar wird. Denn es ging um die Grundfrage, wie eine wohlgeordnete Gesellschaft aussehen müsse, in der ein friedliches, glückliches und moralisches Leben des Einzelnen realisiert werden

könnte. Das bedeutet, dass sich auch die Philosophie und speziell die Sozial- und Moralphilosophie für den Kapitalismus interessieren müssen. Dies gilt insbesondere dort, wo man den Kapitalismus analysiert und kritisiert im Hinblick auf die Frage danach, inwieweit und ob er Prinzipien der Gerechtigkeit und der Individualethik entspricht.
Genau dies ist ein zentraler Streitpunkt in der Diskussion über die Bedeutung des Kapitalismus: Liberale Positionen behaupten nicht nur, dass der Kapitalismus eine optimale Wirtschaftsordnung darstelle, sie beanspruchen auch, dass er in besonderer Weise Prinzipien der sozialen Gerechtigkeit entspräche. Kritiker des Kapitalismus behaupten dagegen das genaue Gegenteil: Der Kapitalismus sei ungerecht, er führe zur sozialen Spaltung führt. Nicht zuletzt fördere er die negativen Seiten im Menschen, nämlich seine Gier und seinen Egoismus. Günter Dux stellt sogar die These auf, dass er geradezu „Demokratie als Lebensform“ (2013) unmöglich mache.
Vor diesem Hintergrund ist es interessant, dass einer der berühmtesten Texte der Weltgeschichte, nämlich das Kommunistische Manifest von Karl Marx und Friedrich Engels (MEW 4, 461 ff.), auf begrenztem Raum nicht bloß eine Geschichte des Kapitalismus und seiner notwendigen und sogar gesetzmäßigen Entwicklung beschreibt, sondern neben einer harten Kritik auch die Vorteile der kapitalistischen Entwicklung hervorhebt. Die Geschichte der westlichen Expansion wird in ihrer Verbindung mit Kolonialismus und Sklavenhaltung beschrieben, es wird gezeigt, wie ein immer größerer Markt entsteht, der geradezu zwangsläufig die Entwicklung einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung vorantreibt:

„Die Bourgeoisie hat in ihrer kaum hundertjährigen Klassenherrschaft massenhaftere und kolossalere Produkt geschaffen als alle vergangenen Generationen zusammen. Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau, Dampfschifffahrt, Eisenbahn, elektrische Telegrafen, Urbarmachen ganzer Weltteile, Schiffbarmachen der Flüsse, ganz aus dem Boden hervorgestampfte Bevölkerungen – welches frühere Jahrhundert ahnte, dass solche Produktionskräfte im Schoße der gesellschaftlichen Arbeit schlummerten.“ (MEW 4, 467)

Allerdings entstehen in einer solchen Gesellschaft antagonistische, also nicht aufzuhebende Widersprüche, die letztlich, so die Hoffnung und Prognose von Marx und Engels, zugunsten einer sozialistischen und dann auch kommunistischen Gesellschaft zu ihrer Zerstörung führen.

Auf diese Prognose, dass sich der Kapitalismus selbst zerstöre, setzten zahlreiche antikapitalistische Bewegungen. Doch hat sich dies bislang trotz empfindlicher Krisen, denen ganze Volkswirtschaften und Gesellschaften zum Opfer gefallen sind (Plumpe 2015), nicht bewahrheitet. Vielmehr stellen aktuelle Studien fest, dass eine Besonderheit des Kapitalismus darin besteht, dass er immer wieder kapitalismuskritische Positionen vereinnahmen und integrieren kann, sodass er auch immer wieder eine neue Überlebensfähigkeit gewinnt (Boltanski/Chiapello 2006).

Diese Anpassungsfähigkeit des Kapitalismus kommt auch in der Definition zum Ausdruck, die Werner Plumpe (2019) seiner Geschichte des Kapitalismus zugrunde legt:

„Kapitalismus ist also eine Ordnung sowie ein dadurch ermöglichtes Bündel von Praktiken, das auf der Basis einer sich ändernden Weltwahrnehmung durch institutionelle Regeln dauerhaft fixiert wird. Insofern ändert dieses Bündel von Praktiken ständig sein Gesicht; sei es deshalb, weil sich manches bewährt, anderes verworfen wird, Neues hinzutritt; sei es, weil sich Vorstellungen von moralisch richtigem Handeln in Reaktion auf Veränderungen der wirtschaftlichen Praxis wandeln und neue Regeln verlangen; sei es schließlich in Hinsicht auf diese Regeln selbst, die immer wieder an das praktisch Mögliche und das normativ Gewollte angepasst werden müssen. Die oben genannten Merkmale des Kapitalismus (Kapitalintensität, Massenproduktion und -konsum, Privateigentum, soziale Ungleichheit etc.) ergeben nur in diesem, wenn man so will, praxeologischen Rahmen ein vollständiges Bild von der Dynamik dieser Art zu wirtschaften, und erst durch dieses Bild wird auch klar, warum die komplexe Geschichte des Kapitalismus in gewisser Hinsicht nur erzählt werden kann.“ (33)

Plumpe erzählt vor diesem Hintergrund die Geschichte des Kapitalismus, die zwar die „schwarzen Jahre“ der Kriege und Krisen nicht auslässt, die aber letztlich doch zu einer positiven Bewertung kommt. Interessant ist sein Fazit:

„Das kalte Herz, die unbarmherzige Variations- und Selektionsdynamik des Kapitalismus, die nur nach ökonomischem Erfolg bewertet und von allen sozialen, ethischen, politischen, ästhetischen und ökologischen Gesichtspunkten absieht, soweit sie nicht preis- und zahlungsrelevant sind, ist im Ergebnis allen Formen vermeintlicher Barmherzigkeit vorzuziehen, die nicht halten, was sie leichtfertig versprechen.“ (639)

Plumpe entlastet den Kapitalismus und insgesamt die Wirtschaftsordnung davon, das Lebensglück der Menschen garantieren zu sollen, denn dafür sei die Ökonomie nicht

zuständig (640), sie ist lediglich „eine notwendige Bedingung eines gelingenden Lebens“ (ebd.). Als grundlegend für das Funktionieren des Kapitalismus sieht er dezentrale Privateigentumsstrukturen als Motoren der Variation und preisbildende Märkte als Katalysatoren des Markterfolges (613).

Der Historiker Jürgen Kocka (2015) kommt nach einer kurzen Sichtung klassischer Theoriepositionen (Marx, Weber, Schumpeter) und den dort zu findenden Unterscheidungen (Frühkapitalismus, politisch orientierter Kapitalismus, Rentenkapitalismus, Beutekapitalismus, so Max Weber) zu der folgenden „Umschreibung“:

„*Erstens* beruht der Kapitalismus auf individuellen Eigentumsrechten und dezentralen Entscheidungen. Diese Entscheidungen führen zu Resultaten, sowohl Gewinnen als auch Verlusten, die Individuen zugeschrieben werden. Mit „Individuen“ sind nicht nur Einzelpersonen, sondern auch Gruppen, Firmen oder Firmenzusammenschlüsse gemeint.
Zweitens findet im Kapitalismus die Koordinierung der verschiedenen wirtschaftlichen Akteure vor allem über Märkte und Preise, durch Wettbewerb und Zusammenarbeit, über Nachfrage und Angebot, durch Verkauf und Kauf von Waren statt. Das „zur Ware werden“, die Kommodifizierung von Ressourcen, Produkten, Funktionen und Chancen ist zentral. Es setzt Arbeitsteilung und Geldwirtschaft voraus.
Drittens ist Kapital grundlegend für diese Art des Wirtschaftens. Das impliziert die Investitionen und Reinvestitionen von Ersparnissen und Erträgen *in der Gegenwart* im Streben nach Vorteilen *in der Zukunft*. Dazu gehören die Gewährung und die Aufnahme von Krediten, die Akzeptanz von Profit als Maßstab sowie die Akkumulation mit den Perspektiven Wandel, Wachstum und dynamische Expansion. Dazu gehört der Umgang mit Unsicherheit und Risiko sowie die Kontrolle der Rentabilität im Zeitverlauf.“ (20 f.)

Von diesem Hintergrund beschreibt er den Kaufmannskapitalismus nicht nur der europäischen Renaissance, sondern er wirft auch einen Blick auf die Entwicklungen in China und Arabien, die zu dieser Zeit einen höheren Entwicklungsstand hatten als Europa. Europa ist für ihn zu dieser Zeit ein „dynamischer Nachzügler“ (31 ff.).

Interessant im Hinblick auf die Frage nach dem Eurozentrismus ist der folgende Hinweis:

„Der Kaufmannskapitalismus war im Jahrtausend zwischen 5oo und 1500 kein spezifisch europäisches, sondern ein globales Phänomen. Über die geschilderten Fälle Chinas, Arabiens und Europas hinaus fand er sich auch in anderen Weltgegenden, vor allem in Indien und Südostasien.“ (42)

Nach 1500 entwickelt sich dann aber die europäische Dynamik verbunden mit der Kolonialisierung, dem atlantischen Sklavenhandel und dem Welthandel. Kocka führt die Plantagenwirtschaft, oft in ihrer Organisationsform als Vorlauf kapitalistischer industrieller Produktion gesehen, an (vgl. Fuchs 2021a, Teil 2). Adam Smith ist für ihn derjenige, der nicht bloß eine neue Theorie des Kapitalismus liefert, sondern der zugleich die Verbindung mit Aufklärung und Kultur herstellt (69 ff.). Hier entsteht die Idee (und Ideologie) des Kapitalismus als zivilisierender Kraft, „die nicht nur die Gesellschaft wohlhabend, sondern auch die Menschen freier, friedlicher und besser machen werde“ (124).

Die Epoche des Kapitalismus beginnt schließlich im 19. Jahrhundert mit der Industrialisierung und der Globalisierung.
Auch für Kocka existiert der Kapitalismus nicht aus sich selbst heraus. Man könnte geradezu das berühmte Böckenförde-Theorem, das dieser auf den Staat bezog, auch auf den Kapitalismus beziehen, nämlich dass der Kapitalismus von Ressourcen lebe, die er nicht selbst erzeugen kann. Bei Kocka klingt dies – durchaus abweichend von der kapitalismusfreundlichen Position des Wirtschaftshistorikers Werner Plumpe – so:

„Der Kapitalismus lebt von seiner sozialen, kulturellen und politischen Einbettung, so sehr er sie gleichzeitig bedroht und verletzt. Er kann lernen, diesen Vorzug teilt er mit der Demokratie. Er kann durch politische und zivilgesellschaftliche Mittel beeinflusst werden, wenn diese nur stark und entschieden genug sind. Der historische Überblick hat es gezeigt. In gewisser Hinsicht haben jede Zeit und jede Zivilisation den Kapitalismus, den sie verdient. Gegenwärtig sind überlegene Alternativen zum Kapitalismus nicht erkennbar. Aber innerhalb des Kapitalismus sind sehr unterschiedliche Varianten und Alternativen denkbar und zum Teil auch beobachtbar. Um ihre Entwicklung geht es. Die Reform des Kapitalismus ist eine Daueraufgabe. Dabei spielt Kapitalismuskritik eine zentrale Rolle.“ (128)

Kapitalismus ist also ein Zusammenspiel verschiedener Elemente, sodass eine Geschichte und Theorie des Kapitalismus aus der Perspektive von jedem einzelnen dieser Elemente geschrieben werden kann. So lässt sich Kapitalismus in seiner engen Verbindung zur Entwicklung der Produktivkräfte und der Technik verstehen, man muss ihn in Verbindung mit der Entstehung immer größer werdender Märkte sehen, man kann die unterschiedlichen Akteure und Akteursgruppen wie etwa die Bourgeoisie und die Unternehmer bzw. die Lohnarbeit und den von Marx analysierten Klassengegensatz zwischen diesen beiden Gruppen als zentrale Triebkraft verstehen. Im Rahmen einer Politischen Ökonomie wird

insbesondere die Beziehung zwischen Wirtschaft und Politik entscheidend, sodass man auch unterschiedliche Politikkonzeptionen im Hinblick auf ihre Rolle bei der Gestaltung des Wirtschaftslebens untersuchen kann.

Die großen politischen Denksysteme des 19. Jahrhunderts wie etwa Liberalismus, Konservativismus und Sozialismus basieren wesentlich auf einem bestimmten Verständnis von Wirtschaft. Nicht zuletzt ist in den letzten Jahren die Rolle des Konsums in den Mittelpunkt gerückt. Schon Werner Sombart hat in seiner Analyse des Kapitalismus die Rolle des Luxuskonsums als zentraler Triebkraft hervorgehoben. Frank Trentmann (2017) schreibt zwar – so der Untertitel seines Buches – eine „Geschichte des Konsums vom 15. Jahrhundert bis heute“, aber diese Geschichte des Konsums ist zugleich eine Geschichte des Kapitalismus. Denn letztlich ist es die Nachfrage nach immer mehr Gütern, die bei ihm – und nicht nur bei ihm – der zentrale Entwicklungsmotor der kapitalistischen Wirtschaftsordnung ist.

Dieser Gedanke findet sich schon bei Adam Smith, der lapidar formuliert: Ziel und Zweck aller Produktion sei der Konsum.

Möglich wird diese Tendenz zu einem immer größeren Konsum dadurch, dass die arbeitenden Menschen aufgrund ihres Einkommens auch immer mehr in die Lage versetzt werden, einen solchen Konsum zu tätigen. Konsumiert werden zwar Dinge (und später zunehmend Dienstleistungen), aber damit sie massenhaft konsumiert werden können müssen sie zu Waren werden (Kommodifizierung), die auf Märkten gehandelt werden. Trentmann beschreibt durchaus kritisch, dass sich ein Zwang zum Konsum ergeben kann, dass sich also das Konsumieren als Wert verselbstständigt, sodass es zu einer „Herrschaft der Dinge“ (so der Titel seines Buches) kommt. Er weist allerdings auch darauf hin, dass es dieser Konsum und die damit verbundene massenhafte Warenproduktion ist, die verheerende Auswirkungen auf unsere Umwelt hat. Es ist also der Lebensstil, der zunehmend in den Mittelpunkt der Betrachtungen gerät, wenn man Konsum in einer ökologischen Perspektive betrachtet:

„Unser Lebensstil ist durch ein hohes und weiter steigendes Konsumniveau gekennzeichnet, und zwar sowohl in reichen Gesellschaften als in zunehmendem Maße auch in Entwicklungsländern. Doch die Ressourcen sind endlich, ihr Verbrauch geht auf Kosten der Umwelt.“ (911)

Dies ist auch der Hintergrund für die Möglichkeit, Lebensformen einer Kritik zu unterziehen (Jaeggi 2013). Er beklagt, dass diese Umweltkosten nicht hinreichend in die Preise der

Produkte eingehen. Dies sicherzustellen ist eine Aufgabe der politischen Rahmenbedingungen, die auch die Gestaltung des Wirtschaftslebens formen. Seine Schlussbemerkung erinnert an diesen grundsätzlichen Zusammenhang von Wirtschaft und Politik:

„Eine solche Debatte muss mutig geführt werden und andere Lebensstile entwerfen, sie muss von Veränderungen des Wohnens, des Verkehrs und der Kultur begleitet sein. Mehr Menschen müssen sich bewusst werden, dass sie als Konsumenten Staatsbürger sind, und nicht nur Kunden. Und es bedarf historischer Vorstellungskraft.“ (929)

Einzelne Elemente des Wirtschaftens und des Kapitalismus in ihrer Entwicklung

Eigentum und Recht

Eine grundlegende Bedingung dafür, dass Kapitalismus als Wirtschaftsform funktionieren kann, besteht in dem Schutz des Eigentums. Nur dann, wenn die Investitionen und der Ertrag, den sie möglicherweise erbringen, insofern geschützt sind, dass der Investor selbst einen Nutzen davon hat, wird eine Investition getätigt werden. Dies gehört zu den entscheidenden Rahmenbedingungen für eine funktionierende kapitalistische Wirtschaftsordnung. Insbesondere gilt dies für das Eigentum an Produktionsmitteln.
Dies gilt auch für aktuelle Verfassungen demokratischer Staaten. So gibt es zwar im deutschen Grundgesetz einen Artikel (Art. 14), der von der „Sozialpflichtigkeit des Eigentums“ spricht und wo sogar eine Enteignung ermöglicht wird. Doch wurde dieser Artikel bislang nie angewandt. Es gibt sogar Bestrebungen, ihn zu streichen.
Eine solche rechtliche Rahmenbedingung herzustellen, ist die Aufgabe des Staates. Selbst liberale Positionen, die sich ansonsten sehr stark gegen eine Einmischung des Staates in ökonomische Belange wehren, sehen dies als zentrale Funktion des Staates: Der Staat muss im Hinblick auf den Schutz des Eigentums wesentlich ein Rechtsstaat sein.
Daher spielte bei der historischen Entwicklung des Rechts das Privatrecht eine wichtige Rolle. So beginnt der Rechtshistoriker Uwe Wesel (2010) jedes Kapitel, das die Entwicklung des Rechts in einem bestimmten Zeitabschnitt der europäischen Rechtsgeschichte behandelt, mit einer Beschreibung der Entwicklung der Wirtschaft und sich den daraus ergebenden

rechtlichen Erfordernissen. Erst dann werden das Verfassungsrecht und das Strafrecht behandelt, wobei in diesen beiden Rechtsfeldern die Frage des Schutzes des Eigentums ebenfalls eine zentrale Rolle spielt.

Zu diesen Eigentumsrechten, die sich in der europäischen und westlichen Tradition auf das Individuum konzentrieren, gehört auch die rechtliche Absicherung von Geldgeschäften einschließlich der Absicherung der Währung, es gehört das Vertragsrecht dazu, verbunden mit Sanktionen bei Verstößen, die dann auch durchgesetzt werden müssen.

Die Entwicklung des Kapitalismus ist also aufs engste verbunden mit der Entwicklung eines spezifischen Rechtsverständnisses, bei dem wiederum das Bürgertum eine so große Rolle spielt, dass letztendlich die ständische Feudalgesellschaft zerstört wurde. Dies ist auch der Grund dafür, dass die Niederlande bei der Entwicklung des Kapitalismus eine Führungsrolle hatten, denn dort hat schon sehr früh das Bürgertum gegenüber dem Adel und speziell gegenüber der spanischen Herrschaft seinen besonderen politischen Status erkämpft.

Die Eigentumsfrage ist auch im Hinblick auf das Thema des Eurozentrismus zentral. So ist es im europäischen und westlichen Rechtsdenken der Einzelne, das Individuum, auf das sich die Rechtsvorschriften beziehen und das in besonderer Weise mit seinem Eigentum geschützt ist. Kollektive und Gruppenrechte spielen in diesem Rechtssystem kaum eine Rolle. Dies ist insofern relevant, als das damit verbundene Menschenbild (die autonome Person) sowie die Vorstellung von Eigentum als Privateigentum europäischen Ursprungs sind und in den meisten Gegenden des Restes der Welt in dieser Form nicht vorkamen. Indem also Kolonialmächte ihre Vorstellung von Recht und Eigentum in den besetzten Gebieten durchsetzten, gab es einen Bruch mit lokalen Rechts-Vorstellungen und Traditionen, der oft genug zu Konflikten und Kriegen führte.

Dies betrifft auch das Problem des Eigentums an der eigenen Person. Denn eine legitimatorische Ideologie zur Begründung der Sklaverei bestand darin, dass die versklavten Menschen eben nicht als Menschen, sondern als bloße Sache verstanden wurden, deren Eigentümer der Sklavenhalter war (vgl. Fuchs 2021b, Kap. 6).

Die amerikanische Wirtschaftshistorikerin Joyce Appleby (2011) beschreibt dies so:

„Der Kapitalismus pervertierte das Verhältnis zwischen den Rassen auf eine besonders abstoßende Weise. Der Grund dafür liegt auf der Hand, entzieht sich aber zugleich einer tieferen Erklärung. Der Kapitalismus entstand als Produktionssystem, das angetrieben wurde von dem unersättlichen Verlangen nach Profit. Überall auf der Welt zogen Orte, die mit

reichen natürlichen Ressourcen gesegnet waren, europäische Investoren an. Diese konnten zwar Kapital dorthin bringen, wo es zum Einsatz kommen sollte, nicht jedoch die Arbeitskräfte, die sie zum Abbau oder zur Kultivierung der entlegenen Ressourcen benötigten. Stattdessen mussten sie auf Arbeiter zurückgreifen, die sie vor Ort vorfanden, und das bedeutete, dass sie Asiaten, Afrikaner, Araber oder amerikanische Ureinwohner mobilisieren mussten – allesamt Farbige also. Europäische Unternehmer, die sich im Ausland betätigten, schufen Arbeitsverhältnisse zu ihrem eigenen Vorteil, in der Regel unterstützt von lokalen Potentaten, deren Gunst sie sich erkauften. Sie beurteilten die neuen Arbeitskräfte danach, wie schnell sie sich den von ihnen vorgegebenen Arbeitsbedingungen anpassen." (187)

Der Mensch und die Wirtschaft

Jede Wirtschaftstheorie enthält implizit, oft genug auch explizit eine Vorstellung vom Menschen. Gerade die Klassiker der Nationalökonomie haben sogar in der Frage nach einer solchen Wirtschaftsordnung, die eine positive Wirkung auf die betroffenen Menschen hat, eine große Motivation für ihre theoretischen Bemühungen gesehen. Der Markt befriedet die Gesellschaften, der Markt zivilisiert sie, der Markt schafft friedliche Begegnungsmöglichkeiten zwischen Menschen. Wirtschaft unter Bedingungen der Arbeitsteilung funktioniert jedoch nur bei einer hohen Kommunikations- und Kooperationskompetenz. Alle Großtheorien über die Wirtschaft führen letztlich zu Vorstellungen über den Menschen. Die Vorstellung vom Menschen als nutzenmaximierendem Wesen – immerhin handelt es sich hier um eine verbreitete Rationalitätsform – liegt dem Utilitarismus und dem homo oeconomicus zugrunde. Smith nutzt philosophisch-anthropologische Vorstellungen aus dem Hellenismus. Die Idee eines gesunden Egoismus, den Menschen in seiner Selbstliebe und Selbstsorge durchaus in einer Integration von Altruismus und Egoismus zu sehen, spielt für diesen Moralphilosophen und Ökonomen eine große Rolle. Hobbes, Gassendi und Helvetius bekennen sich zu Epikur, der dem reinen Egoismus eine sehr viel größere Bedeutung zumisst.

Mit der bürgerlichen Gesellschaft entsteht ein sich ausdifferenzierendes Erziehungssystem, das auf die notwendigen gesellschaftlichen Qualifikationsanforderungen eingeht. Geht man von den gesellschaftlichen Funktionen aus, die die (moderne) Schule hat (Qualifikation, Legitimation, Sozialisation, Enkulturation, so Helmut Fend 2006a), dann wird klar, wie eng die Verbindungen zwischen einer bestimmten Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung und dem

dazu notwendigen Bild vom Menschen ist. Die Schule hat den Auftrag, diesen passfähigen Menschen zu „produzieren“, wobei ein Problem für das Erziehungssystem darin besteht, dass es oft genug Widersprüche zwischen den Anforderungen aus den verschiedenen Gesellschaftsfeldern gibt. Darauf komme ich in den verschiedenen Teilen dieser Arbeit zurück.

Die Qualifikationsforschung versucht systematisch – auch zur planvollen Gestaltung des Bildungswesens –, Qualifikationsanforderungen zu entwickeln. Eine unbestrittene Aussage in Hinblick auf die Anforderungen an den Menschen besteht darin, dass Wissen sehr schnell veraltet. Richard Sennett hat sich in mehreren Buchpublikationen mit der Frage befasst, welche Anforderungen der gegenwärtige Turbokapitalismus an den Menschen stellt. Sein Urteil fällt ausgesprochen negativ aus („Der flexible Mensch“). Auch in seiner Publikation – „Die Kultur des neuen Kapitalismus“, 2005 – kommt er zu einem kritischen Fazit:

„Die Apostel des neuen Kapitalismus behaupten, dass ihre Version der drei Grundthemen – Arbeit, Qualifikation, Konsum – für größere Freiheit in der Gesellschaft sorgen (…). Institutionen, Qualifikationen und Konsummuster haben sich in der Tat verändert. Ich behaupte vielmehr, dass diese Veränderungen den Menschen keine Freiheit gebracht haben.“ (ebd., 15).

Viele Kritiken am Kapitalismus gehen davon aus, dass sich der Kapitalismus schädlich auf die Entwicklung des Menschen und die Gesellschaft auswirkt (vgl. Fuchs 2012)

Interessant in Hinblick auf das Menschenbild sind Konzepte, die von Gesellschaftstheoretikern entwickelt wurden. Zu erwähnen sind etwa die Begriffe der „Charaktermaske“ (Marx), der Individualitätsform (Sève, Kritische Psychologie) oder der Rolle, die jeweils die Beziehung Mensch–Gesellschaft erfassen wollen. Insbesondere geht es darum, dass der Einzelne notwendig bestimmte Dispositionen erwerben muss, will er in seiner Gesellschaft überleben. In einer vielbändigen Serie („Der Mensch im … Jahrhundert“) werden typische Berufsrollen und Gesellschaftspositionen für bestimmte Zeiten (in der Regel sind es jeweils bestimmte Jahrhunderte) vorgestellt. Der Band zum 20. Jahrhundert (Frevert/Haupt 1999) stellt etwa den Arbeiter, den Wissenschaftler, den Journalisten, den Konsumenten (neben dem Soldaten, dem Rentner oder dem Intellektuellen) vor, (Sozial-)Typen, die nur im Zusammenhang mit unserer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung Sinn machen. Solche Typen wurden auch oft genug in Theaterstücken oder in der Literatur vorgestellt. Gerade die amerikanische Literatur bietet eine große Zahl an Autoren, die

vielfach über mehrere Bände hinweg das Schicksal einer Person verfolgen, die an der Erwartungshaltung der Gesellschaft und individuellen Glücksansprüchen zerbricht (Wolfe, Updike etc.). In Fuchs 2001 habe ich den Prozess der Genese der Subjektivität vor dem Hintergrund unterschiedlicher Einflussfaktoren verfolgt. Ich will daher hier nur ein einziges Problem aufgreifen.

Auf die Widersprüchlichkeit der vom Subjekt – und vom Bildungssystem – zu bewältigenden Anforderungen habe ich schon oben hingewiesen. Hans-Joachim Heydorn hat sich intensiv dem Widerspruch zwischen Bildung und Herrschaft gewidmet. Denn oft genug – etwa während des deutschen Kaiserreiches – geriet die Wirtschaft dort in Konflikt mit der Politik, wo sie eine bessere Ausbildung der Menschen einforderte, und aus Gründen des Erhalts der Herrschaft jedoch eher dazu tendierte, den Menschen – vor allem den Arbeiter- und Bauernkindern – keine Bildung zu ermöglichen. Die Geschichte des Bildungswesens ist eben auch eine Geschichte des Bildungsmonopols.

Jeder Bildungsanbieter steht daher vor der Aufgabe, sich mit den widerstreitenden Interessen und Anforderungen auseinander zu setzen. Insbesondere ist vor dem Hintergrund der Kritik von Sennett und anderen die Spannung zu berücksichtigen, die zwischen der Emanzipation des Einzelnen und der Anpassung an das Wirtschaftssystem besteht und – Sennett zufolge – ständig größer wird.

9. Der moderne (europäische) Staat entsteht

Zur Entwicklung und Definition des modernen Staates

Wenn man heute über „das Politische“ spricht, so meint man damit keineswegs bloß den Staat und seine Organe. Zu diesem Politischen gehören nämlich auch die öffentlichen Debatten, die Diskussionen in Parteien, in den Medien und in zivilgesellschaftlichen Organisationen, in den unterschiedlichsten Interessenverbänden, von Wissenschaftler*innen und anderen Personen mit (und ohne) eine/r gewisse/n Expertise in bestimmten Feldern. Das Politische spielt sich zudem nicht bloß auf kommunaler, Landes- und Bundesebene ab, sondern inzwischen muss man den Einfluss europäischer Institutionen, weltweiter Organisationen und die Entwicklungen in anderen Ländern und Kontinenten als Einflussfaktoren mitberücksichtigen. Zudem muss man berücksichtigen, dass man das Politische nicht für sich allein betrachten kann, sondern dass es aufgrund der oben genannten Interpenetration der unterschiedlichen gesellschaftlichen Subsysteme zu vielfältigen wechselseitigen Beeinflussungen von Politik, Wirtschaft, Gemeinschaft und Kultur kommt.

In Ansätzen kann man das – wie beschrieben – bereits in der griechischen Polis erkennen, auch wenn der entscheidungsberechtigte „Demos“ erheblich eingeschränkt war. Auch Elemente, die den heutigen Staat charakterisieren, kann man zum Teil schon vor einigen tausend Jahren finden. Zu solchen traditionsreichen Elementen eines geordneten Zusammenlebens gehören etwa eine Zentralgewalt, das Recht, eine ordnungsgemäße Verwaltung, die Finanzierung staatlicher Aufgaben. Michel Mann (1990) spricht in seiner „Geschichte der Macht“ von einer frühen Entstehung von Staaten etwa in Mesopotamien vor mehr als 5000 Jahren. Auch China und Ägypten sind Beispiele dafür, dass schon früh große Reiche und sogar Imperien haben entstehen können, in denen staatliche Aufgaben erfüllt wurden. Man wusste, dass man eine geordnete Verwaltung braucht, um sowohl die Eigentumsrechte abzusichern, um die Bewässerung zu organisieren, um den Binnen- und Außenhandel abzusichern. Dies kostete Geld, sodass sich zusammen mit dieser Form von Staatlichkeit auch die Notwendigkeit einer Staatsfinanzierung über Steuern entwickelt hat (Graeber 2014).

Dies fand allerdings alles außerhalb von Europa statt. Man geht davon aus, dass noch im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit die zivilisatorische Entwicklung von China diejenige von Europa und europäischen Regionen weit übertroffen hat. Berühmt geworden ist der

Brief eines asiatischen Fürsten an den Papst, welcher sich eine Zusammenarbeit wünschte. Der Fürst verdeutlichte jedoch, dass es in Europa nichts gebe, was man in seinem Land benötigte oder nicht schon längst habe. Doch dann trat eine Wende ein, sodass es diesem kleinen Anhängsel an den großen asiatischen Kontinent gelang, in den folgenden Jahrhunderten immer mehr Einflussbereiche zu erobern und für sich nutzbar zu machen. Man spricht von einer europäischen Expansion und einer Eroberung der Welt. Insbesondere Historiker des Mittelalters weisen darauf hin, dass diese mehrfache Wende, diese gesellschaftliche, politische, ökonomische und nicht zuletzt wissenschaftlich-technische und kulturelle Revolution keineswegs aus dem Nichts ausgebrochen ist. Vorbereitet wurden diese Revolutionen auf der Ebene des Geistigen im Mittelalter, beispielsweise bei der Entwicklung des Gedankens eines Naturrechts, das zunehmend in Konkurrenz zu dem göttlichen Recht trat. Dasselbe gilt bei der „Erfindung des Individuums“, seiner Freiheitsrechte, seiner Menschenwürde und einem sich verändernden Bild von der Natur, von der man nunmehr überzeugt war, sie immer besser erkennen zu können: Für all diese Entwicklungen gab es Vorläufer im mittelalterlichen Denken. Gravierende Veränderungen ergaben sich allerdings im Bereich der Wirtschaft, der Politik, des Militärs. Doch was bedeutet das für den Begriff des Staates?

Hagen Schulze (2004) stützt sich in seiner Darstellung („Staat und Nation in der europäischen Geschichte“) auf die historische Staatstypologie von Otto Hintze und unterscheidet mit ihm
– den souveränen Machtstaat im Rahmen des europäischen Staatensystems,
– den relativ geschlossenen Handelsstaat mit bürgerlich-kapitalistischer Gesellschafts- und Wirtschaftsform,
– den liberalen Rechts- und Verfassungsstaat mit Richtung auf die persönliche Freiheit des Individuums, sowie
– den alle diese Tendenzen umfassenden und sie steigernden Nationalstaat. (16)

Die Geschichte, die er beschreibt, sieht er eindeutig im westlichen Kulturkreis Europas angesiedelt, sodass er die These des Kulturhistorikers Peter Burke übernimmt, dass die von ihm beschriebene Geschichte die der „Verwestlichung des Abendlandes“ sei. Im Hinblick auf Vorläufer weist er auf der Stauffer-Kaiser Friedrich II (1194-1250) hin. Dieser habe ein Reich geschaffen,

„das von einer engmaschigen Bürokratie verwaltet wurde, von einer allein vom Herrscher abhängigen, juristisch gebildeten Elite, in Ressorts geteilt und in Rangstufen hierarchisch gegliedert. Die Beamten waren fest besoldet und wurden häufig versetzt; Vorgesetzte und Untergebene kontrollierten sich gegenseitig, und über ihre Tätigkeit wurde genau Buch geführt. (…) Die Bürokratie verwaltete nicht nur, sie trieb auch die Staatsfinanzen ein, ein ausgeklügeltes System von Vermögens-, Einkommens- und Umsatzsteuer, von Zöllen und anderen Abgaben für Reichsverwaltung, Kriegsführung, Straßenbau und Hofstaat. Der Staat finanzierte sich aber nicht nur aus Steuern und Zöllen, sondern er beteiligte sich direkt am Wirtschaftsleben: Er produzierte Getreide, Wein und Baumwolle für den Export und errichtete Monopole für Rohstoffe wie Salz und Eisen, aber auch für Luxusgüter: Seidenballen und kostbare Tuche trugen den Stempel des Herrschers.“ (29)

Es ist das erste Modell eines absolutistischen Staates, das allerdings in dieser Form nicht fortgeführt wurde, sondern erst sehr viel später, insbesondere im Frankreich Ludwigs XIV aufgegriffen und perfektioniert wurde.

Auch in diesem Zitat wird der enge Zusammenhang von Politik, Regierungskunst, Verwaltung und Bürokratie, Wirtschaft und Staatsfinanzierung deutlich. Während der Historiker Schulze die sich daran anschließende Entwicklung hin zum modernen Nationalstaat positiv bewertet, sieht Fabian Scheidler (2021) diesen Prozess eher als Beginn der „Planetarischen Krise“, in die der entstehende und sich dann dynamisch entwickelnde Kapitalismus im Schulterschluss mit einem ihn stützenden Staat uns heute gebracht hat. Es geht um die Entwicklung des Kapitalismus,

„das produktivste und dynamischste, aber auch gefährlichste und gewalttätigste Gesellschaftssystem (…), das Homo sapiens je geschaffen hat. In wenigen Jahrhunderten eroberte es den gesamten Globus und wurde zur ersten weltumspannenden Zivilisation. Und zur ersten Zivilisation, die in der Lage ist, den Planeten zu zerstören.“

Ein solcher Kapitalismus brauchte Rahmenbedingungen, die der entstehende moderne europäische Staat bereitstellen sollte:

„Die zweite tragende Säule dieser neuen Ordnung war der moderne Militärstaat, der sich seit dem 16. Jahrhundert co-evolutionär mit den wirtschaftlichen Machtstrukturen entwickelt. Für ihre immer größeren Söldnerheere und Feuerwaffen brachten die Landesherren enorme Mengen an Kapital, das ihnen die Händler und Bankiers als Kredit zur Verfügung stellten. Das *return on investment* der Kreditgeber wiederum wurde aus den Raubzügen der von ihnen finanzierten Heere bestritten. Militarisierte Staaten und privates Kapital waren auf diese

Weise von Anfang an untrennbar verflochten. Dieses System war und ist auf permanente ökonomische und militärische Expansion angewiesen, um das angelegte Kapital zu vermehren. Die von Europa ausgehende Kolonisierung der Welt war daher eine systematische Notwendigkeit, um die Maschinerie der Akkumulation in Gang zu halten.“ (52)

Möglich wurde dies durch den Gedanken der Berechenbarkeit, so wie er erfolgreich in der neuzeitlichen Naturwissenschaft entwickelt wurde: „Christliche Mission, Kapitalakkumulation, koloniale Gewalt und Wissenschaften formierten sich zu einer Quadriga der Welteroberung und der Beherrschung der „niederen Geschöpfe“.“ (53)

Immerhin ist sich Scheidler mit Reinhard einig in der These, dass Europa den Staat erfunden habe, auch wenn ihre Bewertungen auseinandergehen. Einigkeit besteht auch darin, dass man keineswegs von einer linearen Entwicklung hin zu dem modernen europäischen Staat ausgehen könne, dass es ein komplexes Geflecht von Ursachen gibt, deren Zusammenspiel nur als „kontingenter Zufall“ betrachtet werden kann. Einigkeit besteht auch darin, dass man die Entwicklung des modernen Staates im Zusammenhang mit der Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, der Entwicklung des Rechtes – insbesondere zur Sicherung des Eigentums und zur Herstellung eines inneren und äußeren Friedens –, der Entwicklung der Wissenschaften, die sich dann nicht mehr nur auf die Berechnung und Beherrschung der Natur, sondern auch auf die Berechnung und Beherrschung von Gesellschaften und einzelnen Menschen ausdehnte. Es ist also möglich, die komplexe Entwicklung im Hinblick auf diese unterschiedlichen Dimensionen (des Politischen, des Rechts, der Kultur – Religion, Wissenschaften, der Künste –, des Militärs etc.) zu untersuchen.

Friedrich Pohlmann (1997) geht der Frage nach, wie es in Europa zur industriellen Revolution und der Herausbildung einer europäischen Industriegesellschaft hat kommen können. Für viele Autoren ist die Industrielle Revolution nach der neolithischen Revolution (Sesshaftigkeit und Übergang zur Landwirtschaft) die zweite große Revolution in der Menschheitsgeschichte. Ribeiro (1971) identifiziert in seiner Theorie der soziokulturellen Evolution einige weitere Revolutionen: nach der genannten Agrarrevolution beschreibt er die urbane Revolution, die Revolution der Bewässerung, die metallurgische Revolution, die Hirtenrevolution, die merkantile Revolution und natürlich auch die Industrielle Revolution, wobei er diesen Entwicklungsweg in der thermo-nuklearen Revolution enden lässt.

Im Hinblick auf die Entstehung der modernen Gesellschaft, der Industrie, des modernen Staates und des modernen Rechts gibt es also eine gewisse Einigkeit, die eine längere Tradition hat. Insbesondere sind es die Gründungsväter der modernen Sozialwissenschaften wie etwa Max Weber oder Werner Sombart, die diesen Prozess ähnlich beschrieben und die versucht haben, Ursachen für diese Dynamik zu finden. Bei Max Weber spielt bekanntlich der kulturelle Aspekt, nämlich die Religion, eine wichtige Rolle bei der Herausbildung des Kapitalismus, wobei er auf der Grundlage umfassender Vergleiche in der „okzidentalen Rationalisierung“ das charakteristische Unterscheidungsmerkmal der europäischen Entwicklung sieht. Wolfgang Reinhard (1999) zeigt die Vielfalt notwendiger Voraussetzungen für die Entstehung dieses modernen Staates. Dabei sind es zwar auch kompetente Dynastien und Herrscher, die notwendig waren. Diese allein genügten jedoch nicht:

„Genauso wichtig waren Machteliten, die aus eigenem Interesse die Selbstbehauptung und das weitere Wachstum der zentralen Herrschaft über das Gemeinwesen auf Dauer zu ihrer Sache machten und gegenüber den Untertanen durchsetzen halfen.“ (Reinhard 2007, 10).

Der Staat entstand als Machtstaat, denn eine zentrale Aufgabe bestand für ihn darin, die ständigen gewaltsamen Auseinandersetzungen in seinem Territorium zu unterbinden. Es entwickelt sich der Gedanke der Souveränität verbunden mit der Durchsetzung seines Gewaltmonopols. Bereits Friedrich II. hatte in seinem Staat die bis dahin übliche Fehde zwischen zerstrittenen Adligen untersagt. Diese Entwicklung ist verbunden mit dem Aufstieg des Bürgertums und dem Niedergang des Rittertums, was wiederum verbunden ist mit der Entwicklung einer anderen Form der Kriegsführung, in der die Ritter keine Rolle mehr spielten. Der moderne Staat ist ein Machtstaat, der die Kontrolle über die Ereignisse in seinem Territorium durch eine Zentralgewalt ausüben will: „Als Machtstaat ist der moderne Staat seinem Ursprung nach Kriegsstaat.“

Wolfgang Reinhard legt seinen Studien zur Entstehung des modernen europäischen Staates Definitionen zugrunde, die von Georg Jellinek und Max Weber entwickelt wurden. Demnach gibt es fünf wesentliche Eigenschaften,

„die ihn vor allem durch ihre Verbindung grundsätzlich von anderen, vormodernen Gemeinwesen unterscheiden:

1. ein einheitliches *Staatsgebiet* als ausschließlichen Herrschaftsbereich – vormoderne Gemeinwesen bestanden häufig aus Gebieten mit unterschiedlichem Status und kannten sich überschneidende Herrschaftsansprüche. Daher fehlten ihnen eindeutige lineare Außengrenzen.
2. ein einheitliches *Staatsvolk* als sesshafter Personenverband mit dauernder Mitgliedschaft – Nomaden können keinen modernen Staat bilden. Außerdem waren vormoderne Gemeinwesen in der Regel nicht nur vertikal, sondern auch horizontal in Schichten und Gruppen gegliedert, die im Verhältnis zur Zentralgewalt einen unterschiedlichen Status besaßen und oft genug in verschiedenen Sprachen redeten.
3. eine einheitliche *Staatsgewalt* im Besitz der *Souveränität* – vormoderne Gemeinwesen kannten häufig Herrschaftsträger aus eigenem Recht, die ihre Befugnisse unabhängig von der Zentralgewalt beanspruchten, während im modernen Staat lokale Amtsträger nichts als Beauftragte und Teilhaber einer bei aller Differenzierung im Prinzip einheitlichen Staatsgewalt sind. Das gilt auch für Bundesstaaten.
Das gemeinsame Prinzip der *Einheitlichkeit* stellt nachweislich den Inbegriff politischer Modernität dar. Der Wille zur Einheit und Einheitlichkeit gilt geradezu als mentale Obsession der westlichen Moderne. Politische Pluralität kennzeichnet demgegenüber nicht nur vormoderne, sondern auch postmoderne politische Verhältnisse, ein Problem, auf das wir noch zurückkommen müssen.
Souveränität der Staatsgewalt will heißen, dass sie innerhalb wie außerhalb ihres Gemeinwesens nichts und niemand über sich anerkennt. Das bedeutet konkret:
4. das *Monopol der legitimen Anwendung physischer Gewalt nach innen*, die von Justiz und Verwaltung geregelt und von der Polizei ausgeübt wird,
5. das *Monopol der legitimen Anwendung physischer Gewalt nach außen*, d.h., das uneingeschränkte Recht, nach Belieben Krieg zu führen, wozu die Streitkräfte der ausschließlichen Kontrolle der Staatsgewalt unterstellt sind.
Unter vormodernen Verhältnissen konnte die Staatsgewalt durch Oberhoheitsansprüche von Papst und Kaiser ebenso eingeschränkt sein wie durch bestimmte Befugnisse von Untertanen. Denn zumindest ein Teil der Untertanen beanspruchte unter besonderen Bedingungen das Recht auf legitime Gewaltanwendung, das gegebenenfalls auch gegen die Zentralgewalt in Anspruch genommen wurde.“ (12 f.)

Reinhard fügt diesen klassischen Definitionsmerkmalen noch drei weitere an, die sich im 18. und 19. Jahrhundert aufgrund von Revolutionen entwickelt haben:

6. der moderne Staat ist *Rechts- und Verfassungsstaat.*

7. der moderne Staat ist *Nationalstaat.*

8. der moderne Staat ist eine *Demokratie,* d.h., in seiner Verfassung bekennt er sich einerseits zur Volkssouveränität, andererseits zu den Grund- und Menschenrechten und konstituiert eine Staatsgewalt durch allgemeine und gleiche, freie und geheime Wahlen als parlamentarisches Regime. (14)

Reinhard weist darauf hin, dass von den 191 Gemeinwesen, die das Völkerrecht 1999 anerkannt hatten, 190 formal moderne demokratische National- und Verfassungsstaaten waren. Er merkt allerdings an, dass die Wirklichkeit oft ganz anders aussehe.

Ich habe diese Ausführungen von Wolfgang Reinhard deshalb so ausführlich zitiert, weil sie in komprimierter Form ein klassisches und traditionelles Verständnis des europäischen Staates formulieren. Interessant ist zudem, dass Wolfgang Reinhard diese Beschreibung des modernen Staates in ein Forschungsprojekt eingebracht hat, das unter dem Titel „Verstaatlichung der Welt?" (Reinhard 1998) untersucht hat, wie die Bildung von Staaten außerhalb Europas, also in Indien, Japan oder China, aber auch in der islamischen Welt und in den Staaten im Süden von Afrika erfolgt ist und welche Rolle das europäische Modell hierbei gespielt hat. In diesem Zusammenhang wurden zum einen die Defizite benannt, die auch bei westlichen „modernen" Staaten erkennbar sind, wenn man sie mit der idealtypischen Definition von Reinhard vergleicht. Interessant in unserem Zusammenhang ist jedoch das zentrale Ergebnis, dass es „den Teilnehmern (…) im Laufe des Kolloquiums nicht gelungen (ist), sich über die Bedeutung zentraler Begriffe zu verständigen. Vor diesem Hintergrund wurden erhebliche Vorbehalte gegenüber der idealtypischen Definition von Wolfgang Reinhard erhoben (siehe das Resümee von Harald Haury in dem genannten Buch, 357 ff.), sodass dieser in seiner Einführung auch konstatieren muss, dass die „Definition des modernen Staates durch deutsche Juristen (…) allzu starr und statisch (erscheint), um der Dynamik von Machtprozessen gerecht zu werden." So gäbe es zwar durchaus eine gewisse Erfolgsgeschichte in der Durchsetzung dieser Staatsidee, aber es wird darauf hingewiesen, dass diese Erfolge „ausdrücklich darauf beruhen, dass der Staat gerade nicht in seiner modernen europäischen Form übernommen wurde." (XIII). Zudem ist zu sehen, dass selbst in Ländern, die sich der idealtypischen Definition eines modernen Staates angenähert haben, immer wieder von Staatskrisen und einem Verlust der Legitimation des vorhandenen Staates die Rede ist. Auch die politische und ökonomische Globalisierung verbunden mit der Übertragung nationalstaatlicher Kompetenzen auf überstaatliche Organisationen und Zusammenschlüsse trägt dazu bei, dass einige Autoren seit den 1990er Jahre sogar vom Ende des Nationalstaates sprachen. Ich komme im nächsten Kapitel darauf zurück.
Neben der Entwicklung des modernen Staates benennt und diskutiert Friedrich Pohlmann (1997) als weitere Voraussetzungen für die Entwicklung der Industrialisierung die

„okzidentale Rationalisierung“, die vorhandenen „proto-industriellen Produktionssysteme“ (Verlagssystem, Manufaktur) und die moderne Naturwissenschaft.

Nicht zu unterschätzen ist bei der Entwicklung dieser neuen Form politischer Organisation die begleitende Reflexion und Theorienbildung in den sich entwickelnden Fachwissenschaften und in der politischen Philosophie. Es ist dabei keineswegs neu, dass Herrschaft dadurch für legitim gehalten wird, dass sie die genannten Funktionen (innere Sicherheit, Frieden, ordnungsgemäße Abläufe des Geschäftslebens etc.) zur Zufriedenheit der Menschen erfüllt: Herrschaft bedarf zusätzlich immer auch einer Legitimierung durch Ideen oder Ideologien. Dies kann durch Verweis auf historische Traditionslinien (etwa gottgewollte Dynastien) geschehen, seit dem Ende des Mittelalters setzt sich allerdings der Bedarf an einer säkularen Legitimation durch. Diese Aufgabe erfüllen die politischen Philosophen wie Jean Bodin oder Thomas Hobbes. Eines der wichtigsten Werke in diesem Zusammenhang ist der „Leviathan“ von Thomas Hobbes (1995; auf der Basis langjähriger Studien zuerst 1651 erschienen). Dieses Buch besteht aus zwei Teilen, einer anthropologischen Grundlegung („Vom Menschen“), bei der die Frage nach den Möglichkeiten des Glücks auf Erden im Mittelpunkt steht. Im zweiten Teil wird der Staat behandelt, dessen Notwendigkeit in der bekannten These vom Kampf des Menschen gegen den Menschen gesehen wird. Es ist also eine negative Anthropologie, eine pessimistische Ansicht über den Menschen, die zur Begründung einer übergeordneten Gewalt angeführt wird, welche insbesondere die Aufgabe hat, den Menschen mit seiner Tendenz zur Gewaltförmigkeit zu domestizieren. Auch die nüchterne Beschreibung eines pragmatischen und effektiven Machtkalküls durch Macchiavelli gehört in diesen Kontext. Es geht also nicht nur darum, dass die Existenz eines Herrschers als legitim anerkannt wird, auch die Wirksamkeit seines konkreten Regierungshandelns rückt in den Mittelpunkt. In Deutschland hat sich hierfür der Begriff der „guten Polizey“ eingebürgert, der weit mehr bedeutet als das heutige Verständnis von Polizei als Ordnungskraft, nämlich eine umfassende Verantwortung für alle Bereiche des Lebens. (Maier 1986)
Im Folgenden will ich kurz auf einige Bestimmungselemente des Staatsbegriffs eingehen, so wie er oben vorgestellt wurde.

Einzelne Merkmale in ihrer Entwicklung

Im ersten Teil dieses Kapitels wurden einige, von den meisten Autoren für zentral gehaltene Bestimmungsmerkmale des modernen europäischen Staates angeführt. Ich habe darauf hingewiesen, dass es keineswegs Einvernehmen darüber gibt, wie diese einzelnen Bestimmungsmerkmale zu verstehen sind, wie und wo sie entstanden sind und welche Rolle sie bei dem Verständnis des modernen Staates und moderner Staatlichkeit spielen. Insbesondere ist darauf hinzuweisen, dass es auch bei Befürwortern des Konzeptes des modernen europäischen Staates eine erhebliche Kritik daran gibt, dass es in den Staaten, die sich auf dieses Konzept beziehen und es sogar in ihren Verfassungen festgeschrieben haben, oft genug deutliche Abweichungen von diesem idealtypischen Modell gibt. Dies gilt auch für das Verständnis zentraler Grundbegriffe. So hat der Soziologe Reinhard Münch (1986) gezeigt, wie unterschiedlich Begriffe wie Freiheit oder Gleichheit in den Vereinigten Staaten, in Großbritannien, in Frankreich oder in Deutschland verstanden werden. Ich gehe später darauf ein, erwähne nur als ein Beispiel, dass der zentrale Begriff der Freiheit, der für die meisten Autor*innen als Grundbegriff einer demokratischen Grundordnung verstanden wird, in Frankreich, den Vereinigten Staaten und in Großbritannien als *politische* Freiheit verstanden wird, die zudem in Revolutionen bzw. im Kampf um die Unabhängigkeit erstritten wurde, wohingegen in deutscher Tradition unter Freiheit vor allem *geistige* Freiheit verstanden wird, ganz so, wie es in dem bekannten Lied aus dem 19. Jahrhundert heißt: Die Gedanken sind frei, wer kann sie erraten?
Der geistige Kampf um ein freiheitliches Menschenbild und um eine politische Ordnung, in der jeder sein eigenes Projekt des guten Lebens realisieren kann, ist dabei – wie oben beschrieben – keineswegs unwichtig, sondern spielte gerade vor dem Hintergrund eines sich verändernden Legitimationsbedarfs politischer Herrschaft eine wichtige Rolle. Doch weist etwa Stefan Breuer (1998) darauf hin, dass viele Errungenschaften, die das Leben des Einzelnen verbessern sollten, keineswegs aufgrund einer „Selbstbekehrung der Herrschenden“ (162) zustande gekommen sind, sondern dass es die Beherrschten und ihre Widerständigkeit waren, die diese Fortschritte erzwungen haben:

Diese Entwicklung

„ist vielmehr das Resultat von Interventionen der Beherrschten, die mehr oder weniger radikal, mehr oder weniger gewaltsam sein können, auf jeden Fall die für die Herrschaftssoziologie konstitutive Perspektive sprengen, nach der alle Aktivität, einschließlich der Legitimierung, „von oben“ ausgeht. Vom englischen Bürgerkrieg des 17. Jahrhunderts

über die amerikanische und französische Revolution des 18. Jahrhunderts bis zu den europäischen Revolutionen von 1848/49 und 1917-1919 sehen wir die Beherrschten immer neue Vorstöße unternehmen, die bei allen Nuancen im Detail darin übereinstimmen, dass der politische Verband nicht länger als Pietätsverband gelten und staatliche Herrschaft nicht mehr willkürlich (persönlich) ausgeübt werden soll.“ (162)

Die Gestaltung des Staates ist also das Werk vieler, wobei man feststellen muss, dass die Anzahl der Aufgaben, die man dem Staat aufträgt, ständig wächst. Dabei gibt es deutliche Unterschiede zwischen den großen politischen Strömungen, die sich im 19. Jahrhundert entwickelt haben, etwa dem Liberalismus, der die Aufgaben des Staates begrenzt haben will, und sozialistischen und sozialdemokratischen Strömungen, die den Staat in die Verantwortung für zahlreiche Aufgaben im Bereich der Daseinsvorsorge nehmen. Diese Unterschiede sind bis heute virulent, wenn es um den Ausbau oder Abbau des Sozialstaates geht. Man diskutiert intensiv, ob und inwieweit es einen Gegensatz zwischen Rechts- und Sozialstaat gibt. Dabei wird mit guten Gründen darauf hingewiesen, dass der Sozialstaat paternalistische Züge annehmen kann und ein zu großes Interesse an der Beobachtung und Kontrolle des Einzelnen entwickelt. Auf der Gegenseite gibt es in einer liberalen Perspektive gelegentlich sogar die Ansicht, dass die Verpflichtung, Steuern (für die Finanzierung von Gemeinschaftsaufgaben) zu zahlen, bereits in den Kommunismus führe (Man denke etwa an Debatten über die Einführung einer Krankenversicherung in den USA).
Die Aufgaben des Staates sind im Wandel, sie sind allerdings auch aufgrund der notwendigen finanziellen Ressourcen, die für deren Bewältigung notwendig sind, immer auch in der Kritik und in der Diskussion. So wurden die staatlichen Interventionen im Rahmen einer neoliberalen Ideologie in den letzten Jahrzehnten stark zurückgedrängt mit dem Ergebnis, dass heute Infrastrukturen der Daseinsvorsorge (im Bereich des Verkehrs, der Gesundheit, der Bildung etc.) in allen westlichen Ländern erhebliche Mängel aufweisen (wie sich nicht zuletzt bei der unzureichenden Bewältigung der Corona-Pandemie gezeigt hat und zeigt). Eine Textsammlung zum Thema „Staatsaufgaben“ (Grimm 1996) diskutiert diesen Streit um den Umfang von Staatsaufgaben, geht auf das Problem der Finanzierung bei der Erfüllung dieser Aufgaben ein und beschreibt als Aufgabenfelder die Technologiepolitik, die Umweltpolitik, den Umweltschutz, die ständige Arbeit an der Leistungsfähigkeit des Rechts, die Risikovorsorge, die Vollbeschäftigung und nicht zuletzt die Bildungspolitik. Dabei weist der Herausgeber darauf hin, dass es sich um keine vollständige Erfassung aller Staatsaufgaben handele.

Die wachsende Anzahl dieser Aufgaben schlägt sich auch in der Staatsquote am Bruttosozialprodukt nieder, die heute in vielen Ländern die 50%-Grenze überschritten hat. In den Anfangsjahren des modernen Staates bewegte sich der Staatshaushalt im einstelligen Bereich. Ein Großteil dieser Ausgaben wird für Personalausgaben verwendet. Denn zur Erfüllung seiner Aufgaben braucht der Staat eine kompetente Verwaltung, wobei ständige Kritikpunkte in der zunehmenden Bürokratisierung und dem Anwachsen der Beschäftigungszahlen im öffentlichen Dienst sind (Raphael 2000). Die Verwaltung spielt auch dort eine Rolle, wo man die Regierungstätigkeit, etwa unter dem Foucaultschen Begriff des Gouvernementalismus, in den Blick nimmt. Schon Max Weber hat diesem Aspekt der Verwaltung des modernen Staates große Aufmerksamkeit gewidmet (Graeser 2017). Später diskutierte man kritisch die Möglichkeit einer technokratischen Herrschaft durch bürokratische Spezialisten. Bei Foucault verschärfte sich der kritische Ansatz noch weiter. In der Tat wird oft die Rolle der Verwaltung unterschätzt. Dabei gingen auch viele Reformimpulse von einer gebildeten und reformwilligen Verwaltung aus, man denke etwa an die (kurze) Zeit preußischer Reformen, als jemand wie Wilhelm von Humboldt als Mitarbeiter der königlichen Verwaltung seine theoretischen Konzepte in der Schul- und Hochschulpolitik (zum Teil) verwirklichen konnte.

Der Staat braucht zum anderen finanzielle Ressourcen, die er über ein sich ausdifferenzierendes Steuersystem von den Bürgerinnen und Unternehmen einfordern oder auch über Kredite (Staatsanleihen) einwerben muss. All dies unterstreicht die oben vorgestellten Bestimmungsmerkmale des modernen Staates, nämlich gleichzeitig ein Machtstaat, ein Steuerstaat und ein Rechtsstaat zu sein. Das Problem der Besteuerung, also der erzwungenen Abgabe privat erwirtschafteter Einnahmen, ist in besonderer Weise mit der Frage der Gerechtigkeit verbunden. Denn immer wieder gab es in der Geschichte Forderungen der Herrschenden an ihre Untertanen, Geld oder Arbeitskraft oder – wie im Falle von Kriegen – ihre gesamte Person und ihr Leben zur Verfügung zu stellen. Alle oben genannten Proteste und Widerstände in der Geschichte lassen sich letztlich auf das Gefühl von Ungerechtigkeit bei den Beherrschten zurückführen. Insbesondere waren nicht gerechtfertigte Steuerprivilegien, die in der früheren Ständegesellschaft bei dem Adel üblich waren, Anlässe für Protestbewegungen und Aufstände. Die Entwicklung des modernen

Staates kann als Entwicklung des modernen Steuerstaates beschrieben werden, wobei ein wesentliches Element dieser Entwicklung der Abbau solcher Steuerprivilegien darstellt.

Steuern können allerdings nur dann erhoben werden, wenn die Untertanen und Bürger sie auch bezahlen können. In früheren Zeiten führte das Nichtvorhandensein solcher Mittel zur Schuldknechtschaft, also einer bestimmten Form von Sklaverei, die man zum Teil bewusst durch provozierte Teuerungen herbeiführte, um die Menschen in Abhängigkeit zu halten. Man wird sehen, dass dieses Vorgehen immer noch im Umgang mit Ländern des Globalen Südens praktiziert wird. In späteren Zeiten entwickelte sich die Notwendigkeit einer Wirtschaftspolitik, die für hinreichende Erträge und Gewinne von Privatmenschen und ihrer Unternehmen und damit letztlich auch für eine gefüllte Staatskasse sorgen sollte.
In besonderer Weise waren es immer Kriegszeiten, die ein Finanzierungsproblem mit sich brachten. Die ständige Geldnot der Herrschenden, auch und gerade der deutschen Kaiser früherer Zeiten, führte sogar dazu, dass der „Staat“ reiche Untertanen um Hilfe bitten musste, wobei er erhebliche Zugeständnisse – unter anderem auch die Überlassung hoheitlicher Aufgaben – machen musste. Die Unternehmerfamilien der Fugger und der Welser sind berühmte Beispiele dafür, wie reiche Familien diese Notlage zu ihren Gunsten ausnutzten. Dass auch dies nicht nur vergangene Geschichte ist, kann man am Beispiel des Vorgehens der „Troika“ im Umgang mit dem in Finanznot geratenen Griechenland in den letzten Jahren sehen.

Mit der Durchsetzung der Besteuerung ist ein weiterer Aspekt verbunden, den Autoren wie Max Weber (und Stefan Breuer, der sich in dieser Hinsicht an Max Weber orientiert) für so wichtig hält, dass er in ihm das zentrale Charakteristikum des modernen Staates sieht: die Durchsetzung einer spezifischen Rationalität. Denn es geht um die zahlenmäßige Erfassung der Bevölkerung und der Ländereien, auch und gerade zur Festsetzung der Steuern (ganz so, wie es bereits die Volkszählung von Kaiser Augustus in der Weihnachtsgeschichte will), es geht um Berechenbarkeit und Kontrolle. Ein Vorbild für diese Denkweise waren die modernen Naturwissenschaften, die gezeigt haben, dass und wie die Natur und ihre Abläufe mit Methoden der Mathematik erkannt und (in Grenzen) beherrscht werden konnten (vgl. Fuchs 2020). Bei der Übertragung einer solchen Denkweise auf soziale Zusammenhänge

sehen Stefan Breuer (und mit ihm eine Reihe anderer Autoren wie etwa Georg Simmel oder Alfred Sohn-Rethel) die Rolle des Geldes und des Geldgebrauchs im Mittelpunkt:

„Mit diesem System (gemeint ist der sich durchsetzende Kapitalismus; M. F.) gelangt jener Rationalitätstypus zur Dominanz, den ich eingangs im Anschluss an Piaget als formal-operativ charakterisiert habe. (…) Indem die Geldwirtschaft die „Notwendigkeit fortwährender mathematischer Operationen im täglichen Verkehr“ mit sich bringt, fördert und stärkt sie auch in anderen Bereichen ein messendes, wägendes, rechnerisch exaktes Verhalten, eine „Rationalistik“, die sich gegenüber der qualitativen Seite von Subjekt und Objekt indifferent verhält und sich mehr für die quantitativen Aspekte interessiert. Sie begünstigt jene letzte, grundlegende Dezentralisierung, die das Denken in die Lage versetzt, sich vom Sinnlich-Konkreten abzulösen, das Mögliche dem Wirklichen überzuordnen und sich selbst zu thematisieren.“ (164)

Stefan Breuer bezieht sich hier auf Analysen von Max Weber, der dies als Basis der bürokratischen Verwaltung im modernen Staat sieht: Präzision, Stetigkeit, Disziplin, Straffheit und Verlässlichkeit, insgesamt also Berechenbarkeit, was Weber letztlich als „rationalste Form der Herrschaftsausübung“ beschreibt (162).
Vor diesem Hintergrund wird es einsichtig, dass sich der Kapitalismus als Wirtschaftsform verbunden mit Prinzipien moderner Staatlichkeit zuerst in den Niederlanden und in England entwickelt hat. Ökonomische und politische Entwicklung gingen dabei Hand in Hand:

„Die ökonomische Leistungsfähigkeit kam auch dem Staat zugute. Der stetige Anstieg der öffentlichen Einnahmen aus Zöllen und Verbrauchsteuern verschaffte ihm ein solides fiskalisches Fundament und ermöglichte es ihm, zwischen 1700 und 1815 seine Realausgaben auf das Fünfzehnfache des ursprünglichen Volumens zu steigern. Britische Staatsanleihen waren deshalb so sicher, dass ausländische und inländische Investoren sogar zu niedrigen Zinsen gerne ihr Geld anlegten, was dem englischen Staat einen finanziellen Spielraum verlieh, wie ihn kein anderer Staat in dieser Zeit besaß. England konnte dadurch seine Armee und seine Flotte so stark ausbauen, dass sie imstande waren, zuerst die größte Seemacht des Kontinents – Holland –, sodann die größte Landmacht – Frankreich – niederzuringen. Selbst schwere Niederlagen wie den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg konnte dieser Staat überstehen, während der Sieger, Frankreich, von den finanziellen Folgelasten des Krieges in den Bankrott getrieben wurde.“ (176 f.)

Als neueste Etappe in der Entwicklung des modernen Staates gilt der Nationalstaat. Hagen Schulze (2004) behandelt zunächst einmal die Geschichte des Staates und die Geschichte der Nation getrennt voneinander. Während er wie oben beschrieben Friedrich II. als ersten modernen Herrscher in einem Vielvölkerstaat beschreibt, geht er bei der Behandlung der Nation in Deutschland auf Hermann den Cherusker und in Frankreich auf Vercingetorix zurück, bezieht sich also auf die beiden Nationalhelden, die den imperialen römischen Armeen getrotzt haben. Es geht offenbar um historische Narrative, die in der Widerständigkeit eines Volkes einen bis heute relevanten Gründungsmythos für das politische Gemeinwesen sehen.
Die Ideologie des Nationalismus greift gerne auf solche Narrative zurück und beschreibt Nationen als natürliche und uranfängliche Gebilde. Für Wolfgang Reinhard (2007) ist Johann Gottfried Herder der Vater des nationalen Diskurses, für ihn

„waren die Nationen Gedanken Gottes mit je besonderer Stellung in der Weltgeschichte wie die Staaten für Leopold Ranke. Die Folge war unter anderem ein nationales Geschichtsbild mit fiktiven Vorfahren: Gallier, Germanen, Sarmaten und dergleichen. Im Bedarfsfall schreckte man vor Geschichtsfälschung nicht zurück.“ (89)

Es geht Herder um eine gemeinsame Kultur, eine gemeinsame Sprache, gemeinsame Traditionen und nicht zuletzt um eine Bindung über das Blut, so wie es im deutschen Staatsbürgerrecht als Abstammungsprinzip (ius sanguinis) bis zur Reform des Staatsangehörigkeitsgesetzes im Jahr 1999 Gültigkeit hatte. Der Weg von einer solchen Heroisierung des Nationalen zum Nationalismus und schließlich zum Nationalsozialismus war nicht weit (vgl. Mosse 1976 und Lemberg 1964; für den Nationalsozialismus vgl. Hermand 1988).

Der Nationalstaat verbindet den kulturellen Gedanken der Nation mit dem politischen Gedanken des Staates:

„Der nationalstaatl. Strukturbegriff verbindet somit die Idee der historisch, ethnisch, kulturell oder politisch definierten Solidaritätsgemeinschaft Nation dem Prinzip territorialer Herrschaftsausübung, der Anerkennung des staatl. Gewaltmonopols und gesamtgesellschaftl. wirkender Konfliktregulierungsmuster. Ausgehend von Westeuropa im 18. und 19. Jahrhundert wird der N. (Nationalstaat; M.F.) die vorherrschende Staatsform sich entwickelnder, moderner Gesellschaften.“ (Nohlen/Schultze 2010, 641).

Angesichts der europäischen Integration und der zunehmenden Globalisierung sieht der zitierte Lexikon-Artikel heute zwei gegensätzliche Prämissen: der eine sieht den Nationalstaat „als überkommene Staatsform, deren Steuerungs- und Regelungskompetenzen nicht mehr ausreichen und die sinnvoll durch supranat. Organisationen bei gleichzeitiger föderaler und/oder regionaler Binnengliederung ersetzt werden kann;“ wohingegen eine andere Position im Nationalstaat immer noch eine „auch künftig wirkungsvolle Form polit. Herrschaftsorganisation (sieht), die weltweites intergouvernementales Handeln erst ermöglicht.“ (642)

Gemeinsam ist beiden konträren Positionen, dass die weltweite Vernetzung in Politik, Kultur und Wirtschaft das nationale politische Handeln verändert hat. Man spricht zunehmend von einem „Regieren jenseits des Nationalstaates“ (so das Themenheft der „Informationen zur politischen Bildung“, Heft 325/2015, der Bundeszentrale für politische Bildung). Es geht bei dieser These um globales Regieren wie etwa bei dem normativen Begriff der „Global Governance“, so wie er prominent von der Brundtland-Kommission on Global Neighbourhood 1995 in die Diskussion über ein am Prinzip der Nachhaltigkeit orientiertes Regierungshandeln eingebracht wurde.
Es geht um das Umweltproblem, um Migrationsbewegungen, um Sicherheit und die Unterbindung von Kriegshandlungen, um Welthandel und Finanzen und nicht zuletzt um die Anerkennung und Durchsetzung der Menschenrechte. Der Begriff der „Entwicklung“, nicht nur bezogen auf „Entwicklungsländer“, sondern als genereller Anspruch an alle Länder und dies in allen Bereichen der Gesellschaft, steht dabei im Zentrum der Überlegungen. Ich komme später darauf zurück.
Eng mit dieser Frage nach dem geeigneten Regierungshandeln unter Bedingungen der Globalisierung ist die Frage nach der geeigneten Herrschaftsform verbunden. Wie oben bereits angesprochen, ist dies die zentrale Frage, seit Menschen angefangen haben, über Politik nachzudenken. Bekanntlich wurde „Demokratie“ von Aristoteles und Platon nicht sonderlich geschätzt. Ihre Argumente werden bis heute immer wieder verwendet: u. a. die Gefahr einer Tyrannei der Mehrheit, die Nichteignung dieser Mehrheit zum Treffen weitreichender Entscheidungen, die Verführbarkeit der Massen durch Populisten und Volksverführer.

Diese kritischen Auseinandersetzungen sind bis heute nicht beendet: Will man eine direkte oder eine repräsentative Demokratie? Will man ein Verhältnis- oder ein Mehrheitswahlrecht? Wer entscheidet über den Zuschnitt der Wahlbezirke? Wie regelt man den Minderheitenschutz? Wer ist überhaupt wahlberechtigt?
Immerhin diskutiert man offen „Stärken und Schwächen der Demokratie und der Demokratietheorien“ (so Teil IV in Schmidt 2008). Während eine wie auch immer verstandene Demokratie keineswegs überall auf der Welt eingeführt ist, spricht man in den Traditionsländern demokratischer Entwicklung sogar schon von einer „Postdemokratie“ (Crouch 2000). Abgelesen wird ein solches Ende etwa daran, dass eines der Kernprinzipien eines (demokratischen) Staates, das Prinzip der umfassenden Souveränität, schon längst im Bereich der Finanzen unterlaufen wird. Man spricht von Staatsversagen, weil der Staat Kernaufgaben der Daseinsvorsorge nicht mehr oder nicht mehr hinreichend erfüllt. Auch der nur begrenzt kompetente Umgang demokratisch gewählter Regierungen mit der Coronakrise erinnert an die schon vor Jahren von Jürgen Habermas beschriebenen „Legitimationsprobleme“: Die Zukunft der Demokratie, so das Schlusskapitel in Schmidt 2008, ist keineswegs gesichert

10. Zum pädagogischen Denken

Es wurde zu Beginn dieses Teils darauf hingewiesen, dass es sich bei der Unterscheidung verschiedener Epochen um Konstruktionen handelt. Allerdings muss man auch darauf hinweisen, dass es bei aller Interessensbedingtheit dieser Konstruktionen gute Gründe für die zeitlichen Abgrenzungen geben kann. So unterscheidet man im Hinblick auf das Mittelalter ein frühes, mittleres und ein spätes Mittelalter. Dabei ist das Spätmittelalter, für das man die Zeit von der Mitte des 13. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts ansetzt, weitgehend identisch mit der Zeit, die man üblicherweise als Renaissance bezeichnet, die sich wiederum mit der Frühen Neuzeit überschneidet. Welche pädagogisch relevanten Entwicklungen finden sich in dieser Zeit?

Es wurde oben bereits auf den revolutionären Charakter des zwölften Jahrhunderts hingewiesen, nämlich auf die Urbanisierung, den Bau von Kathedralen und die Gründung von Universitäten (vgl. Moore 2001: „Die erste europäische Revolution“). Zudem wurden im Hinblick auf die Produktivkräfte viele wichtige Neuerungen eingeführt. In bildungstheoretischer Hinsicht ist zunächst einmal die Relevanz des Christentums hervorzuheben. Charles Taylor spricht (wie andere Autoren auch) davon, dass es bis zu der Jahrhundertwende 1500 in Europa kaum möglich war, nicht katholisch zu sein. Die vorherrschende gesellschaftliche Bewusstseinsform war also eine religiöse (vgl. Gurjewitsch 1986). Diese prägte auch die Praxis der und das Nachdenken über Erziehung. In ökonomischer Hinsicht ist – bis zum 19. Jahrhundert – die Landwirtschaft der entscheidende Bereich, allerdings weicht die anfängliche Subsistenzwirtschaft der späteren Produktion für den entstehenden Markt.

Hinsichtlich der pädagogischen Geschichtsschreibung muss man feststellen, dass die meisten entsprechenden Darstellungen erst mit der Neuzeit beginnen. Man weist zwar gelegentlich auf antike und mittelalterliche Vorläufer hin, man erwähnt auch, dass die scholastischen Philosophen und Theologen in ihren Werken auch Fragen der Pädagogik ansprachen, doch liegt das Hauptaugenmerk auf Entwicklungen, die mit Beginn der Neuzeit anfangen. Dietrich Benner und Friedhelm Brüggen (2011) schreiben:

„Für das, was unter neuzeitlicher Pädagogik verstanden werden kann, lässt sich kein einheitlicher Entstehungs- und Bedeutungskontext nachweisen. Ihre Wurzeln reichen bis in

die Antike zurück und weisen Bezüge zu Ansprüchen auf, die von den sittlichen Lebensformen, von der Religion, vom Staat, aber auch von den Wissenschaften aus an die Erziehung gerichtet werden. Für diese Bezüge gilt, dass nicht nur sie selbst, sondern auch ihre begrifflichen Fassungen geschichtlich sind."

Und weiter:

„Die Antike wirkt in der neuzeitlichen Pädagogik auf mannigfaltige Weise fort: nämlich zum einen als Epoche, in der Fragen der Eigenlogik und Ordnung der Erziehung schon früh thematisiert und reflektiert werden, zum anderen aber auch über Transformationen, welche die Antike in den zurückliegenden zwei Jahrtausenden erfahren hat, und schließlich nicht zuletzt über die Erfindung neuer Techniken und Reflexionsformen sowie Organisationen und Institutionalisierungen der Erziehung, in denen die Pädagogik allmählich jene Gestalt erhielt, wie sie uns heute bekannt ist." (11)

Hinsichtlich der erwähnten Transformationen der Antike werden fünf solcher Wandlungsprozesse erwähnt: der Hellenismus, das Mittelalter, die Epoche des Humanismus, der Neuhumanismus und letztlich eine aktuelle Transformation in der Gegenwart. Ich komme an verschiedenen Stellen des vorliegenden Textes darauf zurück.

In komprimierter Weise beschreibt der Klappentext von Bd. 1 des Handbuchs der deutschen Bildungsgeschichte (Hammerstein 1996) die wesentlichen Entwicklungen und Merkmale der hier in Rede stehenden Zeit:

„Der nun vorliegende Bd. I über die Frühe Neuzeit zeigt die Fundamente, auf denen wir immer noch weiterbauen. Renaissance und Humanismus, Reformation und Gegenreformation haben bis heute Impulse gegeben für Disziplinierung und Mentalitätsprägung, Ausbildung und Bildung. Der Verlust der kirchlichen Einheit, der Ausbau der frühmodernen Staaten, die neuen ökonomischen und militärischen Praktiken, die zunehmende Verschriftlichung, Verwissenschaftlichung und Verrechtlichung verlangten nach mehr, nach besserer und anderer Ausbildung. Die Konfessionalisierung und die damit verbundenen Glaubenskriege waren eine enorme Herausforderung für die Schulen und Universitäten zwischen Mittelalter und Aufklärung."

In pädagogischer Hinsicht ist es zunächst einmal die Familie, die – allerdings stark religiös geprägt in allen ihren Erscheinungsformen – die entscheidende Erziehungsinstanz ist:

„Vom einfachen Bauern bis zum reichen Kaufmann, vom armen Handwerker bis zum Adel in der Stadt und auf dem Land lebte der Mensch in der frühen Neuzeit sein Leben lang in der

häuslichen Gemeinschaft. Sie war die ursprüngliche, die geordnete Lebenseinheit. Mag sie groß oder klein, mag sie hie und da unterschiedlich strukturiert gewesen sein, sie blieb der Lebensmittelpunkt: denn unbehaust und allein lebte nur der Landstreicher.“ (van Dülmen 1990, Bd. 1, 7)

Man muss davon ausgehen, dass Lesen und Schreiben in der gesamten hier betrachteten Epoche noch keine Rolle spielt, zumal der Buchdruck sehr viel später erfunden wurde und Bücher in mühsamer Handarbeit (meist in Klöstern) erstellt werden mussten und entsprechend teuer waren. Auf Schriftlichkeit basiert allerdings der dominante Kulturfaktor: das Christentum. Es entstehen Klöster und später auch Orden, die auch und gerade im Bereich der Bildung eine wichtige Rolle spielen. Es geht dabei zum einen um die Rekrutierung und Ausbildung der Priester und Mönche, zum Teil waren die Klosterschulen allerdings auch geöffnet für andere. Die Klöster sind auch in einer anderen Hinsicht interessant, die Hubert Treiber und Heinz Steinert (1980) hervorheben: die „Wahlverwandtschaft“ von Kloster- und Fabrikdisziplin. Es geht um „Die Fabrikation des zuverlässigen Menschen“ (so der Titel), also um die Einübung eines disziplinierten Tagesablaufs, in dem Arbeit eine entscheidende Rolle spielt. Auch dies ist eine Form der Erziehung und Bewusstseinsbildung (DISZIPLIN).

Als wichtigen Unterschied zwischen dem Mittelalter und der Frühen Neuzeit hebt Gurjewitsch (1986) die veränderte Rolle des Einzelnen (INDIVIDUALITÄT) hervor. Im Mittelalter ist die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Christen die entscheidende Existenzbedingung (337). Es geht dabei gerade nicht um die Entwicklung einer individuellen Persönlichkeit, sondern um die Einordnung in ein Kollektiv. Dies ändert sich in der Renaissance (zumindest für einen Teil der Bevölkerung) insofern gravierend, als nunmehr die Welt aus der Perspektive des Einzelnen verstanden wird (340 ff.). Eine ähnliche Verschiebung lässt sich im Hinblick auf theoretisches Wissen feststellen. Während die Theoretiker der Scholastik auftretende Widersprüche in ihren Systemen so interpretierten, dass es dem Menschen nicht möglich sei, die göttliche Weisheit der Schöpfung endgültig zu entschlüsseln, sind solche Widersprüche für die großen Geister der wissenschaftlichen Revolution Anlass und Motivation für neue Forschungsanstrengungen (WISSEN).

Pädagogik hat immer auch die Aufgabe, für die jeweilige Gesellschaft die notwendigen Sozialformen bereitzustellen. Man spricht von „Charaktermasken“ (Marx) oder „Individualitätsformen“ (Lucien Sève), die durch Prozesse der formellen, nonformalen und informellen Erziehung hergestellt wurden. So unterscheidet die Darstellung des „Menschen

des Mittelalters“ (Le Goff 1998) die folgenden Sozialfiguren: den Mönch, den Krieger und Ritter, den Bauern, den Städter, den Intellektuellen, den Künstler, den Kaufmann, die Frau, den Heiligen und den Außenseiter. In dem Folgeband über den „Menschen der Renaissance“ (Garin 1996) werden unterschieden: der Fürst, der Condottiere, der Kardinal, der Höfling, der Philosoph, der Kaufmann und Bankier, der Künstler sowie der Reisende und der Eingeborene. An der Veränderung der jeweils typischen und vorfindlichen Sozialfiguren, für die es jeweils spezifische Bildungs- und Erziehungsangebote gibt, lässt sich der Wandel erkennen. Denn anders als im Mittelalter spielt in der Renaissance der Humanismus, der als Bildungsinitiative verstanden werden kann, eine entscheidende Rolle. Inzwischen gibt es zahlreiche Universitäten, die sich an dem Bildungskanon orientieren, der zum Teil aus der Antike überliefert ist, nämlich an den sieben freien Künsten, die aus dem Trivium (Grammatik, Rhetorik, Dialektik) und dem Quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Musik) zusammensetzen. Man spricht von der urbanen Revolution (Moore) und dem „Zeitalter der Kathedralen“ (Duby) im Mittelalter, was wiederum bedeutet, dass zum einen Städte mit den spezifischen und gegenüber der Landwirtschaft veränderten Umgangsweisen und neuen Sozialfiguren entstehen und zum anderen neue Qualifikationen erforderlich sind, damit die städtebaulichen und architektonischen Unternehmungen auch durchgeführt werden konnten (URBANITÄT). Interessant ist dabei die These des Kunsthistorikers Erwin Panofsky, der eine strukturelle Gleichheit der architektonischen Bauprinzipien der Kathedralen und dem Aufbau der Werke scholastischer Philosophen formuliert hat. Pierre Bourdieu hat auf dieser Grundlage sein Konzept des Habitus entwickelt.

Der Literaturwissenschaftler Terry Eagleton (2005) spricht in seiner Darstellung über die Entwicklung ästhetischer Theorien davon, dass mit der wachsenden Popularität ästhetischer Diskurse – er bezieht sich zunächst einmal auf das 18. Jahrhundert – immer auch die gewachsene Bedeutung des (bürgerlichen) Subjekts thematisiert wird. Dies lässt sich bereits im Übergang vom Mittelalter zur Renaissance feststellen. Petrarca gilt etwa als erster moderner Mensch, nicht bloß, weil er bei seiner Besteigung des Mont Ventoux die Landschaft als ästhetisches Phänomen geradezu entdeckte, sondern weil er sein eigenes Leben als individuelle Gestaltungsaufgabe gesehen hat. Wie oben beschrieben, entspricht dies gerade nicht der kollektivistischen Vorstellung der Einordnung des Einzelnen in die Gemeinschaft im Mittelalter (LEBENSFÜHRUNG).

Die Rolle des Ästhetischen spielt auch und gerade im Umgang mit Religion eine entscheidende Rolle, wenn es etwa um die Diskussion der bildlichen Darstellung Gottes geht (siehe hierzu die Abschnitte zur religiösen und politischen Funktion von Kunst in Busch 1987). Die öffentlichen Inszenierungen religiöser Ereignisse (Gottesdienste, Prozessionen) nutzen ästhetische Ausdrucksmittel, um die Macht Gottes sichtbar zu machen und die religiöse Überzeugung der Menschen zu stärken. Zugleich wird hiermit ein Beitrag zur Erhöhung des sozialen Zusammenhalts der Gemeinde geleistet.

Im Hinblick auf die Renaissance ist zunächst einmal an Italien und in literarischer Hinsicht an die großen Drei, nämlich an Dante, Petrarca und Boccacio zu erinnern, die mit ihren literarischen Arbeiten und ihren gesellschaftlichen Reflexionen bereits zu ihrer Zeit eine große Popularität genossen. Silvio Vietta (2007) schreibt hierzu:

„Bereits im Hochmittelalter vollzieht sich ein *Epochenumbruch* zur Neuzeit hin. Das gilt für die Naturwissenschaften und die Philosophie, das gilt auch für die bereits in dieser Epoche beginnende starke *Ästhetisierung* der christlichen Pistis. Sie vollzieht sich gleichzeitig in der Bildkunst und in der Literatur und ist (…) eine neue Dimension der europäischen Kulturgeschichte, die nicht mehr von der Antike abgeleitet werden kann, auch wenn gerade die Renaissance sich immer wieder auf die Kunst der Antike bezieht und sich selbst als deren „Wiedergeburt“ (Rinacimento) feiert.“

Und weiter:

„Es ist die *Ästhetik,* die in der frühen Neuzeit eine Leitfunktion übernimmt im Prozess der Säkularisation und Umkodierung der christlichen Pistis. In der Ästhetik formiert sich ein neuer, freier Umgang mit den Glaubensgewissheiten. Sie werden aus dem Jenseits herabgeholt in eine Dimension menschlicher Darstellbarkeit und Vorstellbarkeit, für die Dante auch den Begriff der „fantasia“ braucht.“ (283)

Es gibt also einen engen Zusammenhang zwischen der sozialen und politischen Entwicklung und ihrer Reflexion, einem neuen Denken in Kategorien der Macht (Machiavelli), der neuen Rolle des individuellen Subjekts (Pico della Mirandola: MENSCHENWÜRDE), einem neuen Verständnis von Religiosität und der Entwicklung der unterschiedlichen Künste. All dies findet sich auch in den pädagogischen Konzeptionen.

B. Die Aufklärung

11. Was ist „Aufklärung“?

Wenn von „Aufklärung“ die Rede ist, können unterschiedliche Assoziationen hervorrufen werden. So liegt es nahe, sich an die berühmte Definition von Immanuel Kant aus dem Jahre 1784 zu erinnern, die die „Aufklärung“ mit der Aufforderung „sapere aude“, also den Mut zu haben, selbst zu denken, in Verbindung bringt. Für heutige Menschen klingt dies möglicherweise verwunderlich, denn selbst zu denken gehört inzwischen zu dem Selbstverständnis des modernen Menschen. Man kann allerdings danach fragen, wieso es Kant für nötig gehalten hat, diese Aufforderung zu formulieren. Offensichtlich war das Selbstdenken zu seiner Zeit noch keine Selbstverständlichkeit, sondern ein Wagnis, was bedeutet, dass man sich gegen Kräfte zur Wehr setzen musste, die das Denken für den Einzelnen übernehmen wollten.

Dies ist aufschlussreich, weil damit deutlich wird, dass es sich bei der „Aufklärung“ offenbar um eine Protestbewegung handeln muss, sodass man fragen kann, wogegen sich die Aufklärung im Sinne Kants gewandt hat. Man kann eine so verstandene „Aufklärung“ also als ein Element eines Emanzipationsprozesses des Menschen verstehen.

„Aufklärung“ ist in diesem (Kantschen) Verständnis eine geistige Haltung, so wie sie auch in historischen Darstellungen beschrieben wird:

„‘Aufklärung‘, wird der Leser alsbald bemerken, ist ein Sammelname, der die verschiedensten Formen geistigen Lebens decken muss. Aber es gibt Gemeinsames, welches den Sammelnamen rechtfertigt: ein Sichloslösen des Denkens von der Tradition, zumal der theologischen; eine erstrebte Verbindung zwischen Wissenschaft und Literatur; eine Tendenz von isoliertem Fachgelehrtentum weg zu Kontakten des Forschers und Schriftstellers mit einem breiten Laienpublikum, mit den Problemen des gegenwärtigen Lebens, mit der Gesellschaft. In diesem Sinne ist die große, von Professoren, Ärzten, Handwerkern gelesene französische Enzyklopädie in der Tat das klassische Werk der Aufklärung und Diderot, der Sprecher der gebildeten Bourgeoisie, ihr klassischer Sprecher. Unabdingbar gehört zum Begriff der Aufklärung auch die Toleranz, wenngleich es in der Wirklichkeit „Aufklärer“ gab, die im Umgang mit ihren Gegnern nicht eben tolerant waren. Typische literarische Ausdrucksformen kommen dazu: der geschliffene Dialog; der Aphorismus.“ (Mann/Nitschke 1991, Bd. 7, 19)

Vor diesem Hintergrund überrascht es vielleicht, dass eine zweite verbreitete Assoziation in einer kritischen Haltung gegenüber der Aufklärung besteht. Man erinnert sich vielleicht an die „Dialektik der Aufklärung“, die Max Horkheimer und Theodor Adorno in einem einflussreichen Buch beschrieben haben. Man bringt die Aufklärung mit reinem Nützlichkeitsdenken in Verbindung, mit einer bloß instrumentellen Vernunft, die es dem Menschen ermöglicht, Herrschaft über die Natur und andere Menschen auszuüben, ohne die gravierenden Folgen eines auf bloßen Nutzen fokussierten Denkens und Handelns zu bedenken. In einer so verstandenen Aufklärung wird dann rasch die Ursache für alle möglichen Verhaltensweisen gesehen, die katastrophale Folgen hatten.

Aufklärungskritik im Sinne der Kritik an einem mit ihr in Verbindung stehenden „Fortschritt“ gab es allerdings schon in der Epoche, an die viele denken werden, wenn von „Aufklärung“ die Rede ist, nämlich im 18. Jahrhundert. Die Geschichte der Aufklärung kann also auch als Geschichte der Aufklärungskritik geschrieben werden, und eine solche Fundamental-Kritik wurde insbesondere durch die Vertreter des Poststrukturalismus in Frankreich und wird heute – mit einiger Verspätung – von Anhängern dieser Denkrichtung (auch und gerade in der deutschen Erziehungswissenschaft) geübt. Immerhin zeigt diese Kritik, dass das Aufklärungsverständnis von Kant, das sich nur auf den geistigen Prozess des Denkens bezieht, offensichtlich zu eng ist: Es muss auch eine Wirksamkeit in der Praxis geben, in der ein solches Denken im Verständnis der Kritiker großen Schaden angerichtet hat.

In den folgenden Abschnitten und Kapiteln werde ich mich daher (in knapper Form) nicht nur auf die Frage einlassen, was man unter „Aufklärung“ verstehen kann (nämlich u. a. eine Denkweise, eine Haltung zur Welt, ein politisch-emanzipatorischer Prozess, eine Handlungsweise, eine Epoche etc.), es wird auch zu fragen sein, wann dieser Prozess stattgefunden hat, wie man ihn zeitlich und inhaltlich abgrenzen kann von Prozessen, die vorher und die nachher geschehen sind, man wird fragen, in welchen Gebieten sie stattgefunden hat, wer die Trägergruppe war, welche Ziele diese verfolgte und mit welchen gesellschaftlichen Wandlungsprozessen die „Aufklärung“ in Verbindung gebracht werden kann.

Es werden Namen auftauchen wie etwa die über ihren eigenen Landesgrenzen hinaus einflussreichen Philosophen wie der Engländer John Locke oder der Schotte David Hume, es werden neben dem Schweizer Jean-Jacques Rousseau Franzosen wie Voltaire und Denis

Diderot zur Sprache kommen, die einen neuen Typus eines Intellektuellen repräsentieren, der gleichzeitig neben philosophischen Erörterungen erfolgreich im Bereich der Literatur und des Theaters war und zugleich kritischer Zeitdiagnosen publizierte, für die er oft genug von der kritisierten Obrigkeit in den Kerker geschickt wurde.

Zu diesem internationalen Kreis bedeutender Persönlichkeiten, die man mit der Aufklärung in Verbindung bringt, gehört im deutschen Sprachraum Gotthold Ephraim Lessing (1729-1781), der ebenso wie die oben genannten eine hohe Begabung in verschiedenen Feldern hatte und als Philosoph, Schriftsteller, Dramatiker und Zeitdiagnostika in Erscheinung trat. Natürlich wird man wieder auf Immanuel Kant zurückkommen müssen, der in seinem philosophischen Ansatz einen Grundgedanken des gesamten Aufklärungsdenkens – im Anschluss an den Humanismus der Renaissance – systematisch durchdeklinierte: nämlich die wesentliche Rolle eines denkfähigen und gestaltungsbereiten Subjekts.

Wie komplex ein Nachdenken über die Aufklärung angelegt sein muss, erkennt man nicht bloß daran, dass es eine umfangreiche Literatur zu diesem Thema gibt, auch die Vielzahl der Charakterisierungen des für die Aufklärung wichtigen 18. Jahrhunderts lässt erahnen, dass man es mit einem großen Facettenreichtum zu tun hat. So spricht man von diesem Jahrhundert als einem Jahrhundert des Bürgers und des Bürgertums, man spricht von einem pädagogischen Jahrhundert oder einem Jahrhundert der Anthropologie, einem Jahrhundert der Toleranz, der Nützlichkeit, der Emanzipation, einem Jahrhundert, in dem Grundideen ausformuliert und begründet wurden, die bis heute die Basis demokratisch strukturierter Gesellschaften sind. Es ist ein Jahrhundert, in dem der Kapitalismus seinen Siegeszug antritt. Man bekommt es mit paradoxen Wortschöpfungen wie etwa der Rede von einem „aufgeklärten Absolutismus“ zu tun, einer Formulierung, die deshalb paradox ist, weil sich der oben geäußerte Gedanke der Emanzipation nicht ohne weiteres mit dem undemokratischen Konzept einer absolutistischen Ordnung in Einklang bringen lässt. Diesen politiktheoretischen Aspekt bringt der Artikel zur Aufklärung von Heinz Thoma (in Thoma 2015, 67) prägnant zum Ausdruck:

„Aufklärung wird hier nach der wissenschaftlichen Konvention zunächst als jene Epoche verstanden, in der in Europa bzw. in den USA in zeitlich und kulturell unterschiedlicher Lagerung sich abzeichnete, dass die tradierten Verkehrs- und Denkformen dysfunktional wurden, dass weder die Ständeordnungen noch die Auffassung vom Gottesgnadenturm der Monarchie auf Dauer durchsetzbar waren und sich mit der Theorie der Gewaltenteilung und

der Erklärung der Menschenrechte (1776) in der amerikanischen Verfassung (…) wie in der Déclaration des droits de l'homme et du citoyen von 1789 eine auf Freiheit, politische Gleichheit und Selbstständigkeit der Individuen abhebende Weltsicht Platz schafft."

Die „Aufklärung" ist also ebenso wie der Renaissance-Humanismus eine Bewegung, die von Intellektuellen vorangetrieben worden ist, sie hat – wie an prominenten Vertretern wie John Locke und Jean-Jacques Rousseau und ihren entsprechenden Werken gesehen werden kann – ebenso wie der Renaissance-Humanismus einen starken Impuls, in Fragen der Bildung und Erziehung wirksam zu werden („Volksaufklärung"), sodass es gerade im Zusammenhang mit dem vorliegenden Text interessant und ergiebig ist, das pädagogische Denken dieser Zeit zu betrachten und daraufhin zu analysieren, inwieweit sich Grundprinzipien des Aufklärungsdenkens auch in der Pädagogik (in Theorie und Praxis) finden lassen.

„Aufklärung" – ein zweiter Anlauf

Es ist – wie bei anderen anspruchsvollen Begriffen – hilfreich, sich die Herkunft und den Bedeutungskontext der verwendeten Begriffe anzuschauen. Offensichtlich hat man es bei dem Begriff der Aufklärung mit Klarheit zu tun, mit einem Prozess also, Licht in eine offensichtlich dunkle Angelegenheit zu bringen. In diesem Sinne verwendet man den Begriff des Aufklärens im Kontext von Verbrechen, man will Geschehnisse, die sich im Dunkeln abgespielt haben oder immer noch abspielen, ans Licht der Öffentlichkeit bringen. Hierbei hilft die von Kant angesprochene Disposition, nämlich die Fähigkeit, den eigenen Verstand zu verwenden.

Die Lichtmetapher, auf die sich der Begriff der Aufklärung offensichtlich bezieht, ist – so einer der Autoren des Artikels „Aufklärung" im Historischen Wörterbuch der Philosophie (Ritter 1971 ff., Bd. 1, 619 f.) – für das gesamte 18. Jahrhundert charakteristisch und hat eine stark theologische Konnotation. Interessant ist, dass sich nicht bloß diese Lichtmetapher bei der Bezeichnung der betreffenden Epoche auch im Französischen, im Englischen und in anderen Sprachen findet, sondern dass die betreffenden Akteure und Persönlichkeiten sich selbst und ihre Zeit als Aufklärer bzw. als Aufklärung bezeichnen. Dies ist ein wichtiger Unterschied zu anderen Epochenbezeichnungen wie etwa Mittelalter oder Antike, die erst zu späteren Zeiten aufgekommen sind.

Auch weitere Aspekte, die im letzten Abschnitt bereits angesprochen wurden, sind bei einer Annäherung an die „Aufklärung“ interessant. So ist die Aufklärung zwar eine europäische Erscheinung, so wie es das entsprechende Handbuch (Thoma 2015) signalisiert, doch findet man in den verschiedenen europäischen Ländern nicht nur unterschiedliche Schwerpunkte, sondern auch unterschiedliche zeitliche Abgrenzungen. Für den englischsprachigen Kontext werden oft die beiden Jahreszahlen 1687 und 1689 als Anfangszeiten genannt. Das erstere Datum bezieht sich auf die Publikation des Hauptwerkes von Isaac Newton, die „Mathematischen Grundlagen der Naturphilosophie“. Es geht um die mathematische Darstellung von Naturgesetzen insbesondere der Mechanik, deren Bedeutung man auch daran erkennen kann, dass man diese zunächst für eine Wissenschaftsdisziplin entwickelte Denkweise später auf zahlreiche andere Lebensbereiche bezogen hat, sodass man von einer „Mechanisierung des Weltbildes“ (Dijksterhuis) spricht. Es geht um den Anspruch auf Erkenntnis, also darum, Licht in das bisherige Dunkel von Abläufen in der Natur, in der Gesellschaft und letztlich auch im Menschen zu bringen.

In politischer Hinsicht ist das Datum 1689 relevant. Es ist das Datum der Glorious Revolution in England, mit der ein Einvernehmen über die Begrenzung der Machtbefugnisse und Zuständigkeiten des Königs erzielt wurde. Man geht davon aus, dass aufgrund der dadurch geschaffenen politischen und gesellschaftlichen Ordnung eine wichtige Grundlage für den Prozess der Industrialisierung und die wachsende weltpolitische Bedeutung des britischen Empires geschaffen wurde. In philosophischer Perspektive hat man die wachsende Bedeutung des Sensualismus und Empirismus in England als eine philosophische Lehrmeinung interpretiert, die mit dem sich dynamisch auf die ganze Welt ausdehnenden Erfahrungsbereich der Menschen in England zu tun hatte. Für metaphysische Spekulationen, mit denen sich die Philosophen des Kontinents noch längere Zeit befassten, sah man keine Veranlassung mehr.

Eine andere Datierung findet man etwa bei dem Philosophiehistoriker Hermann Ley, der seine Geschichte der Aufklärung und des Materialismus lange Zeit vor der Zeitenwende – und dies in mehreren Kontinenten – beginnen lässt, weil für ihn „Aufklärung“ im Wesentlichen aus dem Siegeszug der Rationalität besteht. Auch Peter Gay (1995) spricht von einer „ersten Aufklärung“ im antiken Griechenland und Rom (vom Mythos zur Vernunft). An diese Sichtweise schließt sich im frühen 20. Jahrhundert der Philosoph Georg Lukacs an, wenn er „die Zerstörung der Vernunft“ (1981f.) als Gegenbewegung zur Aufklärung

beschreibt, die er mit dem Ende des 18. Jahrhunderts beginnen und mit dem Faschismus und dessen ideologischen Unterstützern enden lässt.

In der französischen Philosophie und Öffentlichkeit ist René Descartes mit seiner rationalistischen Philosophie die wichtigste Persönlichkeit. Mit der methodischen Strenge des genialen Mathematikers will er auch im Bereich der Philosophie zu Aussagen kommen, die sein entscheidendes Rationalitätskriterium („clare et distincte“) erfüllen. Im französischen Kontext spielt zudem hinsichtlich der sozialen und politischen Verhältnisse die lange Regierungszeit von Ludwig XIV als wichtiger Vertreter des Absolutismus als Herrschaftsform eine wesentliche Rolle. Zwar weiß man inzwischen, dass Ludwig XIV keineswegs uneingeschränkte Herrschaftsvollmachten hatte und nutzen konnte, sondern vielfältige Rücksichten nehmen musste. Es ist zugleich eine Zeit der Blüte französischer Kultur, insbesondere im Bereich der Literatur (Corneille, Racine, Molière). In dieser Zeit findet die Debatte zwischen „den Alten und den Modernen“ (Querelles des Anciens et des Modernes) statt. Die Zeit zwischen 1680 und 1715 beschreibt der Kulturhistoriker Paul Hazard (1930) in seinem bis heute positiv rezipierten Buch „Die Krise des europäischen Geistes“, auf das er sein Buch „Die Herrschaft der Vernunft“ (1949) über das 18. Jahrhundert (mit dem ursprünglichen Titel „Das europäische Denken im 18. Jahrhundert von Montesquieu bis Lessing) folgen lässt:

„Welch ein Kontrast! Welch unvermittelter Übergang! Hierarchie, Disziplin, eine von der Autorität gesicherte Ordnung, Dogmen, die das Leben mit fester Hand regeln, das liebten die Menschen des 17. Jahrhunderts. Zwang, Autorität, Dogmen, das hassten die Menschen des 18. Jahrhunderts, ihre unmittelbaren Nachfolger. Die ersteren sind christlich, die letzteren antichristlich; die ersteren glauben an das göttliche Recht, die anderen an das Naturrecht; die einen fühlen sich wohl in einer Gesellschaft, die in höchst ungleiche Klassen aufgespalten ist, die anderen träumen von nichts als Gleichheit. Sicherlich neigen Söhne immer dazu, sich zu ihren Vätern in Widerspruch zu setzen und bilden sich ein, sie würden die Welt erneuern, und nur sie hätten gefehlt, sie zu verbessern; aber die Gegenströmungen, von denen aufeinanderfolgende Generationen bewegt werden, reichen zur Erklärung einer so raschen und entscheidenden Wandlung nicht aus. Die Mehrzahl der Franzosen dachte wie Bossuet, und auf einmal denken die Franzosen wie Voltaire: es ist eine Revolution.“ (Hazard 1939, 21).

Während in England die Industriegesellschaft mit dem Bürgertum als Trägergruppe („Protoindustrialisierung“) entsteht und in Frankreich die Aufklärung mit dem entstehenden revolutionären Bewusstsein als Protest gegen das autoritäre absolutistische Regime zusammenhängt, findet sich in Deutschland nichts von beidem. Deutschland leidet im 17.

Jahrhundert unter dem 30-jährigen Krieg und seinen Folgen. Zudem ist die Kleinstaaterei mit mehreren 100 weitgehend selbstständigen Fürstentümern keine geeignete Voraussetzung für eine ökonomische Entwicklung wie in England, weil diese einen ungehinderten Warentausch benötigt.

Der Soziologe Richard Münch hat in seinen beiden Bänden über die Kultur der Moderne (1986) die Rolle und das Verständnis wesentlicher Grundprinzipien der Entwicklung einer modernen Gesellschaft wie etwa Freiheit und Gleichheit in den vier Ländern Frankreich, England, Deutschland und den USA untersucht und ist hinsichtlich des Konzeptes der Freiheit zu dem Ergebnis gekommen, dass man diese in Frankreich, in England und in den Vereinigten Staaten ganz real und zum Teil mit Waffengewalt gegen unterdrückende Mächte erkämpft hat, während man sich in Deutschland auf die Forderung nach bloß „geistiger Freiheit“ beschränkte: Politische Revolutionen waren in Deutschland stets erfolglos. Dies kommt selbst in dem oben zitierten Diktum von Kant zum Ausdruck, für den die Aufklärung bloß in einem freien Denken und nicht in einer revolutionären Handlung besteht.

Aber auch in Deutschland will das Bürgertum Einfluss auf die politische Gestaltung der Gesellschaft nehmen, wobei Literatur und Theater – Lessing mit seinen Schriften und seinen Theaterstücken ist bereits mehrfach erwähnt worden – eine Vorreiterrolle einnehmen. Man liest die großen (bürgerlichen) Romane englischer Autoren (Defoe, Swift, Fielding, Richardson), man liest und rezipiert die politischen und pädagogischen Vorschläge von John Locke, Rousseau und Montesquieu, man leidet unter der Zensur in den kleinen Fürstentümern und kann oft genug Sanktionen dadurch entgehen, dass man das Fürstentum wechselt. Wenn also in einer aktuellen Weltgeschichte (Pleticha 1996) der entsprechende Band die Überschrift „Aufklärung und Revolution“ trägt, so wird man wie beschrieben Revolutionen in den entstehenden Vereinigten Staaten, in England und in Frankreich finden, in Deutschland sind es jedoch wesentlich die Künste, in denen eine neue Haltung zur Welt und ein Bruch mit Traditionen versucht wird.

Allerdings steht bei einer bedeutsamen Entwicklung Deutschland im Mittelpunkt, nämlich bei dem Erfolg von Preußen, sich nach dem Siebenjährigen Krieg als weitere Großmacht auf dem Kontinent (neben England, Frankreich, Russland, Österreich) etablieren zu können. Der Siebenjährige Krieg wird oft als ein erster Weltkrieg bezeichnet, weil zum einen zahlreiche europäische Länder in wechselnden Koalitionen involviert sind und weil deren kriegerische

Aktivitäten und Auseinandersetzungen sich auch in anderen Kontinenten wie Amerika, Asien und Afrika abspielen. Es geht um eine Neuaufteilung der Welt, genauer gesagt: der Kolonien. England setzt sich gegenüber Frankreich durch und begründet auf diese Weise das Empire, das bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts große Teile der Welt erfasst.

Ein weiterer Zugriff ist bei dem Verständnis der Aufklärung hilfreich. Wenn man nämlich der Zuordnung der Aufklärung zum 18. Jahrhundert folgt, dann sind die oben vorgestellten Etikettierungen dieses Jahrhunderts auch bedeutsam für ein näheres Verständnis der Aufklärung. Man spricht von dem Jahrhundert des Bürgers und bezieht sich dabei auf die politische und ökonomische Entwicklung, die England anführt. Mit dem Bürgertum werden „bürgerliche Tugenden und Werte“ (Münch 1984) wie etwa Fleiß oder Sparsamkeit – und dies in einem klaren Gegensatz zur Lebensweise des Adels – relevant. Mit den ökonomischen Aktivitäten wird das Ziel der Nützlichkeit des Handelns und Denkens bedeutsam: Der Utilitarismus ist zunächst einmal eine englische Erfindung des immer erfolgreicher werdenden Bürgertums. Dabei entwickelt sich auch ein spezifisches Verständnis des Subjekts als bürgerliches Individuum, nämlich der „Besitzindividualismus“, der insbesondere auf ökonomischem Handeln auf der Grundlage individueller Freiheit beruht. Die ökonomische Konnotation zentraler Begriffe, die auch für das Verständnis der gegenwärtigen Gesellschaft relevant sind, hat hier ihren Ursprung. Man kann also nicht bloß von einer Dialektik der Aufklärung sprechen, sondern auch von einer Dialektik der Freiheit und der Individualität.

Auch die Rede von einem pädagogischen Jahrhundert hängt mit dieser ökonomischen und politischen Entwicklung zusammen. Denn es werden nunmehr andere Qualifikationen benötigt, wobei sich sehr schnell auch eine Zweiteilung herausstellt. Es geht zum einen um „Die Bildung des Bürgers“ und „die Formierung der bürgerlichen Gesellschaft und die Gebildeten im 18. Jahrhundert“ (so der Untertitel von Herrmann 1982), und zum andern um Volksaufklärung und die Erziehung zur Armut im 18. Jahrhundert für die unterbürgerlichen Schichten (Herrmann 1981), wobei für beide Bevölkerungsgruppen, das Bürgertum und die unterbürgerlichen Schichten, spezifische Bildungsmöglichkeiten geschaffen werden. Gerade im Hinblick auf die unterbürgerlichen Schichten wird man zudem das seinerzeit von Gerhard Oesterreich eingebrachte Konzept der Sozialdisziplinierung im Bereich der pädagogischen Angebote, aber auch im Feld der Fürsorge und der Einrichtungen des Rechtssystems berücksichtigen müssen. Ich werde im letzten Kapitel auf das pädagogische Denken dieser Zeit zurückkommen.

Das 18. Jahrhundert ist durchaus ein Jahrhundert der Emanzipation, zunächst einmal der Emanzipation vom Einfluss der Kirche. Doch muss man sehen, dass Formen von Leibeigenschaft in bestimmten Regionen Deutschlands noch bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts existierten. Es ist das Jahrhundert der Toleranz, so wie es in philosophischen Schriften beschrieben wurde. Doch wurde oben bereits auf das oft intolerante Umgehen von Aufklärern mit anderen Aufklärern hingewiesen, die an bestimmten Punkten andere Ansichten vertraten.

Interessant ist zudem, dass es erhebliche semantische Verschiebungen gegeben hat:

„Der vormoderne Bürgerbegriff war geprägt durch die Verschränkung politischer, sozialer, rechtlicher und kultureller Dimensionen, diese lassen sich in der ständischen Herrschaftsordnung seit dem späten Mittelalter empirisch nicht trennen. Im und seit dem 18. Jahrhundert erfuhr der Begriff *erstens* eine Erweiterung durch die Herausforderung des Postulats der Gleichheit der Menschen; differenzierten sich *zweitens* die einzelnen Ebenen aus, ließen sich etwa der politische gegen den sozialen, der kulturelle gegen den rechtlichen Gehalt ausspielen; erfuhr *drittens* der Begriff eine politische Ideologisierbarkeit; erweiterte sich *viertens* das Begriffsfeld, das bis dahin durch die zwei Bereiche des eine einzelne Person oder einen Stand bezeichnenden Bürgers und die rechtlich verfasste Gesamtheit des Gemeinwesens „bürgerliche Gesellschaft“ (gr. koinonika politike, lat. societas civiles, engl. civil society, fr. societé civile) bestimmt war, und ermöglichte begriffliche Neuprägungen wie Bürgertum oder Bürgerlichkeit, welche eine soziale Formation oder eine spezifische Lebensweise und kulturelle Orientierung bezeichneten. Seit dem 18. Jahrhundert ist einerseits der Bürger zunehmend zurückgetreten hinter den Staatsbürger, welcher auf der rechtlichen und politischen Gleichheit basiert und soziale, ökonomische und kulturelle Unterschiede von der politischen Teilhabe entkoppelt bzw. ihre Verringerung als politische Gestaltungsaufgabe legitimieren kann.“ (Hettling in Thoma 2015, 123)

Auch der Begriff des Subjekts erfährt in der Philosophie von Kant geradezu eine Umkehrung. War das Subjekt bislang – auch sprachlich – das Unterworfene, so wird es nunmehr in der Subjektphilosophie von Kant zu dem Tragenden, dem Ausgangspunkt und Motor von Aktivitäten und Gestaltungen. Bei der Betrachtung des 18. Jahrhunderts der Aufklärung muss man also darauf achten, dass es zwar zum einen neue Begrifflichkeiten gibt, dass zum anderen herkömmliche Begrifflichkeiten zum Teil erheblich einem semantischen Wandlungsprozess unterworfen sind.

Die eingangs beschriebene Unterscheidung der Aufklärung als intellektuelle Haltung auf der einen Seite und als Bündel realer Aktivitäten in unterschiedlichen Bereichen auf der anderen Seite lässt sich auf der Basis der hier vorgestellten Annäherungen weiter ausdifferenzieren. Im Hinblick auf den Bereich des Geistigen kann man fragen, was die Aufklärung im Bereich unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen (die zum Teil – wie etwa die Psychologie – im 18. Jahrhundert erst entstanden sind) bedeutet, was also eine psychologische, pädagogische, soziologische, historische, medizinische etc. Aufklärung bedeutet. Man kann die Aufklärung in der Philosophie mit ihren verschiedenen Disziplinen (Erkenntnistheorie, Ontologie, Moralphilosophie, Ästhetik, politische Philosophie etc.) analysieren, man kann die Auswirkungen der Aufklärung auf das theologische Denken berücksichtigen und nicht zuletzt sind die unterschiedlichen Künste und ihre Theorien in den Blick zu nehmen.

Auf der Ebene des Praktischen lassen sich die Bereiche der Politik, der Ökonomie, der gelebten Kultur (also der praktizierten Religiosität, den künstlerischen Praktiken, der wissenschaftlichen Tätigkeit etc.) und dem Zusammenleben mit ihren jeweiligen Veränderungsprozessen betrachten. Man kann danach fragen, welche gesellschaftlichen Gruppen (Gelehrte, Wissenschaftler, Adel, Unterschichten, Geistliche, Künstler) als Trägergruppen fungierten und welches die Zielgruppen waren.

Infolgedessen kann man neben der Aufklärung im intellektuellen Diskurs auch eine Volksaufklärung unterscheiden und etwa danach fragen, in welcher Hinsicht man Gedanken und Konzepte der Aufklärung im pädagogischen Bereich umgesetzt hat. Man kann zudem – wie oben angedeutet – Entwicklungsverläufe in unterschiedlichen Regionen, Ländern oder sogar Kontinenten betrachten und unterscheiden, was insofern bis heute aktuell ist, als man etwa von der Notwendigkeit einer (nachzuholenden) islamischen Aufklärung spricht (siehe den Artikel „Religion“ in Thoma 2015).

Ein erstes Fazit

Die hier formulierten Hinweise, die in späteren Kapiteln vertieft werden sollen, zeigen bereits, dass es erhebliche Meinungsunterschiede bei der Bewertung der Aufklärung geben

kann. Die „Aufklärung“ muss mit ihren Licht- und Schattenseiten betrachtet werden. Man muss sich mit der „Dialektik der Aufklärung“ (im Sinne von Horkheimer und Adorno) auseinandersetzen, also mit der Berechtigung der Aufklärungskritik und den Schattenseiten der Aufklärung.

Dabei wird man zum Beispiel sehen, dass wesentliche Grundprinzipien einer modernen demokratischen Gestaltung der Gesellschaft wie etwa Gewaltenteilung, das Recht auf Rechte (Arendt), Volkssouveränität, Demokratie, Kritik und Kontrolle ebenso geschaffen wurden, wie neue Methoden der Disziplinierung, Überwachung und Gouvernementalität, so wie sie Michel Foucault in seinen Büchern dargestellt hat. Man muss zur Kenntnis nehmen, dass wichtige Wortführer humanistischer und demokratischer Prinzipien wie etwa John Locke oder Immanuel Kant rassistische Positionen vertreten haben bzw. (wie John Locke und Thomas Hobbes) erheblich in Sklavenhandel und Kolonialismus verstrickt waren.

Doch auch dies ist richtig: Die Liste der Persönlichkeiten mit ihren Werken in allen Bereichen des Lebens, in der Philosophie und in den Wissenschaften, in den unterschiedlichsten Künsten, in der Wirtschaft, in der praktischen Politik und im politischen Denken ist ausgesprochen umfangreich und eindrucksvoll. Eindrucksvoll ist aber auch, wie die wohltönenden und gut überlegten Konzeptionen, Ideen und Vorschläge immer wieder – und dies oft von denen, die sie selbst formuliert haben – in der Praxis konterkariert wurden. Johannes Kleinstück schreibt in seinem Vorwort zu Gay (1983):

„Vieles von dem, was unser Leben bestimmt und uns als selbstverständlich gilt, ist von den eleganten Leuten ersonnen worden, die uns scheinbar so unendlich weit entrückt sind: damals wurde die Welt entzaubert, das rationale, sich mündig erklärende Denken verdrängte die Religion; traditionell Formen der Gesellschaft wurden kritisiert und schließlich gewaltsam zerbrochen; mit den Maschinen kam die Industrialisierung und zugleich die soziale Frage. Das Elend der Arbeiter, unter denen eine große Zahl von Kindern war, erweckte die Anteilnahme humanitärer Reformer.

Charakteristisch für die Aufklärung ist ein optimistisches Vertrauen darauf, dass sich die Menschheit bei freier Anwendung ihrer geistigen Gaben aufwärts entwickeln und ständig weiter vervollkommnen müsse.“

Und weiter:

„Aber schon Jean-Jacques Rousseau stellte den Wert der Zivilisation infrage; auch der Kulturpessimismus hat seinen Ursprung im 18. Jahrhundert, und manche Aufklärer sahen im

Menschen nur eine Art von besonderem Tier, das genauso wie andere Tiere seinen Trieben und Reizen ausgeliefert ist.“ (7)

Ähnlich argumentiert auch die Historikerin Barbara Stollberg-Rilinger in ihrem Buch „Europa im Jahrhundert der Aufklärung“ (2000), das auch deshalb zu empfehlen ist, weil dem Text eine eindrucksvolle Sammlung aussagekräftiger Texte aus dem 18. Jahrhundert beigefügt ist. Stollberg-Rilinger diskutiert das 18. Jahrhundert als europäisches Jahrhundert, als Jahrhundert des Hungers, des Bürgertums, der Toleranz, der Geselligkeit, der Weiblichkeit, der Vernunft, der Reformen und der Revolutionen, wobei sie einige der Etikettierungen (Hunger, Bürgertum, Weiblichkeit, Toleranz) zu Recht mit einem Fragezeichen versieht und die entsprechenden Etiketten in ihrer Allgemeingültigkeit infrage stellt. Das bedeutet, dass sie auch auf „Widersprüche und Ambivalenzen“ (so die Überschrift in Teil II ihres Buches) eingeht, nämlich auf den Fortschrittsoptimismus und die Zivilisationskritik sowie die Grenzen, die im 18. Jahrhundert bei der Umsetzung der mit einigem Pathos formulierten Menschen- und Bürgerrechte gesehen werden müssen.

Beispielhaft diskutiert sie den Umgang mit Juden, mit Sklaven und mit Frauen:

„Das 18. Jahrhundert erweist sich also als ambivalent: Es hat nicht nur das eurozentrische Konzept der Menschheitsgeschichte als fortschreitende Vervollkommnung formuliert, sondern auch die ersten Ansätze dazu hervorgebracht, diese Sicht zu kritisieren, das Fremde als etwas Eigenwertiges wahrzunehmen und sich um ein Verständnis seiner Andersartigkeit zu bemühen. Damit wurde allerdings zugleich der Weg dafür bereitet, die Aufklärungsprinzipien selbst wiederum infrage zu stellen.“ (263)

Auch hinsichtlich des emanzipatorischen Ansatzes, also etwa im Hinblick auf die Forderung des Comenius Mitte des 17. Jahrhunderts, nämlich „Bildung für alle“ zu realisieren, darf man nicht zu viel erwarten:

„Andererseits befürchteten nicht wenige Volkspädagogen auch, dass ein Zuviel an Aufklärung schaden könne, weil es Bauern, Manufakturarbeiter und Handwerker mit den Grenzen ihres Standes unzufrieden machen könne. Denjenigen, die sich die allgemeine Volksaufklärung zum Ziel gesetzt hatten, ging es in der Regel darum, die Menschen aus Elend, Not und Aberglauben zu befreien, nicht aber aus ihrem angeborenen Stand. Ihre Wirtschaftsweise und damit ihre Lebensbedingungen sollten so verbessert werden, dass sie mit ihrem Los zufrieden sein konnten, denn von ihrem Fleiß hing schließlich das Wohlergehen des ganzen Gemeinwesens ab. Sehr behutsam und „verhältnismäßig“ müsse man daher bei der Volksaufklärung zu Werke gehen.“ (275)

und weiter:

„An eine tatsächlich unmittelbar bevorstehende völlige Auflösung der ständischen Ordnung, eine völlige Egalisierung der Gesellschaft, dachten bis zur Revolution nur wenige, ebenso wenig wie an eine restlose Abschaffung der Sklaverei. Die Aufklärung war – das ist bei all ihrer Freiheitsrhetorik nicht zu vergessen – die Bewegung einer relativ schmalen Bildungselite, die in ihrer Mehrzahl von der geistigen Unterlegenheit der europäischen Bauern ebenso überzeugt war wie von der der ‚primitiven' Völker." (276)

In den nächsten Kapiteln werden die Entwicklungen in den einzelnen gesellschaftlichen Bereichen genauer betrachtet.

12. . Zur ökonomischen Situation im 18. Jahrhundert

Überblick

In den meisten Darstellungen, die sich mit der Aufklärung befassen, spielen ökonomische Rahmenbedingungen kaum eine Rolle. Die Aufklärung wird im Wesentlichen als geistige Bewegung betrachtet, deren Träger unter den Gebildeten zu finden sind. Zwar dürfte diese Gruppe größer sein als diejenige, die den Renaissance-Humanismus repräsentierte, weil der gesellschaftliche Bedarf an gut ausgebildeten Menschen – vor allem in der Verwaltung der sich entwickelnden Staaten – gewachsen war, jedoch handelte es sich vor allem um Intellektuellendiskurse, auch wenn es erhebliche Anstrengungen gab, mit den neuen aufklärerischen Ideen eine größere Öffentlichkeit zu erreichen („Strukturwandel der Öffentlichkeit“: Habermas 1990, Faulstich 2002). Es gab zudem verschiedene Versuche, vor allem in der Politik und der politischen Steuerung des Gemeinwesens Gedanken der Aufklärung einzuführen, doch stießen diese – vor allem bei den Menschen, die in der Landwirtschaft tätig waren – auf Widerstand.

Eine als eher geistige Strömung zu verstehende Aufklärung, so wie sie in vielen Darstellungen beschrieben wird (vergleiche etwa Thoma 2013), ist in erhebliche gesellschaftliche Wandlungsprozesse einzuordnen. Dies betrifft insbesondere Machtverschiebungen innerhalb gesellschaftlicher Gruppen, etwa dahingehend, dass nunmehr neben dem Bildungsbürgertum auch das Wirtschaftsbürgertum eine größere Rolle in der Gesellschaft spielte und den Adel mit seinen Privilegien zunehmend verdrängte. In dieser Hinsicht gibt es eine enge Verbindung mit geistigen Entwicklungen in einzelnen Bereichen, etwa der Entstehung von Wirtschaftstheorien (Merkantilismus, Physiokratie und nicht zuletzt der ersten Theorie des Kapitalismus von Adam Smith), deren Anwendung zu deutlichen Veränderungen in der gesellschaftlichen, politischen und vor allem ökonomischen Praxis führte.

Das Interesse an der Wirtschaft und an Theorien und Konzeptionen, mit denen man diese effektiver hätte gestalten können, hing mit dem wachsenden Finanzbedarf der Staaten zusammen. Dieser Finanzbedarf kam dadurch zustande, dass trotz des Friedensschlusses von 1648 die Kriege nicht nur nicht aufhörten, sondern im 18. Jahrhundert sogar einen neuen Höhepunkt erlebten. Man spricht von dem Siebenjährigen Krieg als „Erstem Weltkrieg“ (vgl.

Füssel 2019), weil nicht nur zahlreiche Staaten involviert waren, sondern Kriegsschauplätze auch außerhalb von Europa, nämlich in Asien, Afrika und vor allem in Amerika zu finden sind.

Die ökonomische Entwicklung war daher aufs engste mit der politischen Entwicklung verbunden und diese Entwicklung wird zum einen dadurch charakterisiert, dass sich Preußen als weitere europäische Macht etablierte, dass man von einem zweiten 100-jährigen Krieg zwischen England und Frankreich spricht, bei dem England als Sieger hervorgegangen ist und dass der weltpolitische Einfluss von Spanien und Portugal – auch als Kolonialmächte – zurückgedrängt wurde. Allerdings werden all diese Entwicklungen weniger in Darstellungen der Aufklärung (etwa bei Cassirer oder Kondylis) behandelt, sondern vielmehr in Darstellungen des 18. Jahrhunderts (ich beziehe mich im Folgenden wesentlich auf Stollberg-Rilinger 2000).

Das 18. Jahrhundert wird mit verschiedenen Signaturen beschrieben: als Zeitalter der europäischen Expansion, als Zeitalter des Niedergangs des Absolutismus, als Zeitalter des Hungers, des Bürgertums, der Toleranz, der Geselligkeit, der Vernunft, der Reformen und der Revolutionen (Stollberg-Rilinger 2000). Stollberg-Rilinger orientiert sich in ihrer Darstellung ebenso wie Hans-Ulrich Wehler (2008, Bd. 1) in seiner Deutschen Gesellschaftsgeschichte an dem systemtheoretischen Modell von Parsons, das die gesellschaftlichen Subsysteme Wirtschaft, Politik, Gesellschaft/Gemeinschaft und Kultur unterscheidet. Wie oben erwähnt, ist dies ein gesellschaftstheoretisches Modell, das für entwickelte moderne Gesellschaften erarbeitet wurde, doch macht es offensichtlich auch Sinn, es als Gliederungsschema für die Zeit der Genese moderner Gesellschaften zu verwenden. Immerhin wird durch dieses Modell die Aufmerksamkeit auch auf die ökonomischen Entwicklungen gelenkt.

Einige globale Entwicklungstendenzen

Barbara Stollberg-Rilinger (2000, 45 ff.) behandelt die ökonomische Entwicklung unter der Überschrift „Ein Jahrhundert des Hungers?“:

„Von einem „Jahrhundert des Hungers“ zu sprechen heißt nicht, dass die Menschen im 18. Jahrhundert in außergewöhnlicher Weise gehungert hätten. Aber die ständige Unsicherheit der Ernährung bei immer noch – oder vielmehr gerade jetzt – ein den Alltag und die Mentalität der meisten Menschen beherrschendes Phänomen (…), und das, obwohl viele Zeitgenossen es doch erstmals in der Geschichte für möglich hielten, die großen Geißeln der

Menschheit – Hunger, Seuchen, Krieg und Fanatismus – grundsätzlich in den Griff zu bekommen. Mit einer gewissen Regelmäßigkeit traten wie in den Jahrhunderten zuvor schwere Hungerkrisen auf. Die überwiegende Mehrzahl der Menschen lebte nach wie vor von der Landwirtschaft. Ihr Nahrungsspielraum war noch grundsätzlich begrenzt: Weder die Arbeitskraft der Menschen noch die Erträge von Ackerbau und Viehzucht ließen sich beliebig steigern. Klimatische Schwankungen und mehrjährige Missernten, meist gefolgt von Epidemien, führten deshalb immer wieder zu katastrophalen Versorgungsmängeln.“ (45)

Doch insgesamt kommt die Autorin zu dem Fazit:

„Das 18. Jahrhundert war ein Jahrhundert des konjunkturellen Aufschwungs und der Bevölkerungsvermehrung.“ (46)

Als wesentliche Entwicklungstendenzen nennt sie das Bevölkerungswachstum, die Kommerzialisierung der Landwirtschaft, die Expansion des ländlichen Gewerbes („Protoindustrialisierung“), die „Finanzrevolution“ und die Etablierung eines weltweiten Handelssystems (man denke etwa an die niederländischen und englischen Handelsgesellschaften, zum Teil mit eigenen Armeen). Im Hinblick auf die Bevölkerung wird ein Wachstum festgestellt, das zum einen mit der Erhöhung der Lebenserwartung und zum andern mit dem Anstieg der Geburtenrate zu tun hat. Seuchen wie die Pest tauchten immer seltener auf, die Medizin machte Fortschritte (Erfindung der Pockenimpfung). Man vergrößerte die Anbauflächen durch Trockenlegung der Sümpfe, durch Rodung der Wälder, durch Bebauung bislang unfruchtbarer Landstriche und die Eindeichung von Küstengebieten.

Im Hinblick auf die gewerbliche Produktion (Handwerk, Hausgewerbe, Manufaktur und gegen Ende des Jahrhunderts Anfänge des Fabriksystems) ist die Entwicklung vor allem dadurch gekennzeichnet, dass sich die gewerbliche Produktion zulasten des in Zünften organisierten Handwerks entwickelte. Dies war verbunden mit einer erheblichen Produktivitätssteigerung.

Eine dynamische Entwicklung gab es zudem bei der Entwicklung des Handels, speziell des Außenhandels:

„Das 18. Jahrhundert erlebte geradezu eine Explosion des außereuropäischen Handels, nachdem sich das Schwergewicht vom Mittelmeer- auf den Atlantikhandel verlagert hatte. (…) Bei der Entwicklung dieses neuen Weltwirtschaftssystems errang England auf Kosten der Niederlande und Frankreichs die führende Rolle, die es durch mehrere erfolgreiche Handelskriege sicherte und auch durch den Abfall seiner nordamerikanischen Kolonien nicht mehr verlor. Vor allem war es den Engländern gelungen, den Handel mit Sklaven von Afrika nach Amerika unter ihre Kontrolle zu bekommen – den Lebensnerv des atlantischen

Handelssystems, auf dem die Plantagenwirtschaft in der Karibik und den südlichen Kolonien Nordamerikas beruhte. Von dort importierte man billige Rohstoffe wie Zucker und Baumwolle, aber auch Edelmetalle, Kaffee, Tabak. Umgekehrt wurden die amerikanischen Kolonialgebiete nun als große neue Absatzmärkte für gewerbliche Waren aus Europa erschlossen.“ (55)

Es entwickelt sich ein neuer Finanzmarkt, in dem London eine zentrale Rolle spielte. Insbesondere ist es der Beginn der Industriellen Revolution in England, verbunden mit und vorangetrieben durch technische Innovationen wie die Dampfmaschine, die Spinnmaschine oder der mechanische Webstuhl auf der Basis seit 1689 weitgehend geordneten politischen Verhältnisse.

Im 18. Jahrhundert wurde zudem die im 17. Jahrhundert begonnene Lenkung der Wirtschaft durch den Staat geleitet und durch ökonomische Theorien fortgesetzt. Dem System des Merkantilismus unter Ludwig XIV (Colbert) folgte die Lehre der Physiokraten, nunmehr auf der Grundlage verbesserter wissenschaftlicher Untersuchungen des wirtschaftlichen Geschehens (Quenays, Turgot) und schließlich die ökonomische Theorie von Adam Smith.

In pädagogischer Hinsicht ist Folgendes hochrelevant:

„Das individuelle Streben nach Reichtum und Annehmlichkeit wurde zur wohlfahrtfördernden Tugend. Diese neue Wirtschaftsmentalität, die Smith nur besonders scharfsinnig legitimiert, entsprach den tiefgreifenden sozialen Wandlungsprozessen des 18. Jahrhunderts. Dies spiegelte zum einen die Gefährdung der traditionellen Normen sowohl der zunftbürgerlichen als auch der bäuerlichen Gesellschaft und stieß deshalb dort auf erbitterte Abwehr. Sie stellte aber zum andern auch die kulturelle Dominanz der überlieferten adligen Wertvorstellungen infrage. Die traditionelle adlige Lebensform der Muße, gegründet auf arbeitsfreies Renteneinkommen, hörte endgültig auf, das soziale Wertesystem zu dominieren, und an ihre Stelle traten bürgerliche Arbeit, wirtschaftlicher Erwerb und individuelle Leistung.“ (68)

Zur Situation in Preußen/Deutschland

Viele der oben erwähnten Entwicklungen fanden in Preußen/Deutschland mit erheblicher Verspätung statt. Der größte Teil der Bevölkerung arbeitete in der Landwirtschaft und nur ein sehr geringer Teil war in der gewerblichen Produktion beschäftigt. Der Lebensstandard des überwiegenden Teils der Bevölkerung war ausgesprochen dürftig (vergleiche Kuczynski 1982,

Bd. 2). Die zahlreichen Kriege, aber auch die immer noch vorhandene feudale Struktur verbunden mit der Verpflichtung zur Abgabe eines großen Teils der Ernteerträge waren Ursachen für die desolate Lage der Bevölkerung. Dagegen wehrten sich vor allem die Bauern immer wieder, etwa in dem Bauernaufstand 1705/6 in Bayern oder durch andere Formen der Verweigerung:

„Man schickte als Vertreter schwache Kinder oder Greise, auch wenn dann vielleicht bei der mangelhaften Leistungsfähigkeit die Zahl der Arbeitstage erhöht wurde; man widersetzte sich irgendwelchen Anforderungen, wo immer sich nur eine Gelegenheit bot. Die Folge war eine nicht abreißende Kette von Streitigkeiten, von Sabotage auf der einen und Schikanen auf der anderen Seite.“ (Kuczynski 1982, 73)

Der Staat, insbesondere der preußische Staat unter Friedrich II, versuchte angesichts dieser desolaten Situation, mit einer aktiven Wirtschaftspolitik die Lage zu verbessern. Es ging dabei um folgende Maßnahmen:

– die Gründung monopolistischer Handelsgesellschaften
– die Gründung von Tabakspachtgesellschaften
– die Gründung der levantinischen Handelskompanie und schließlich
– die Gründung einer Bank.

All diese Maßnahmen scheitern entweder an der betriebenen Vetternwirtschaft, der Inkompetenz der Akteure oder an ökonomischer Ineffektivität. Sie stießen daher auf (passiven) Widerstand des Bürgertums. Die staatliche Reglementierung führt schließlich zu Konkursen, etwa bei den Baumwollmanufakturen.

Eine wesentliche Ursache sah man in einer mangelhaften Ausbildung der Menschen, vor allen Dingen in fehlender Leistungsbereitschaft, sodass als gesellschaftlich produziertes Bildungs- und Erziehungsziel „Industriosität“ – verstanden als Gewerbefleiß – formuliert wurde. in der Pädagogik hat man daher versucht, entsprechende Konzeptionen und Reformvorstellungen zu entwickeln und umzusetzen (siehe unten).

Zur politischen Entwicklung

Wolfgang Reinhard beginnt seine „Geschichte der Staatsgewalt“ (1999) lapidar mit den Worten: „Europa hat den Staat erfunden“. (15). In einem früheren Kapitel dieses Buches wird die Genese des Konzeptes des (europäischen) modernen Staates skizziert. Das 18. Jahrhundert spielt in dieser Hinsicht eine besondere Rolle. Auf die zahlreichen Kriege – auch als Mittel der Politik, der Eroberung, der Arrondierung des eigenen Staatsgebietes, der Sicherung der Macht und des Fortbestandes von Dynastien etc. – bin ich im letzten Kapitel kurz eingegangen. Es gab einen Streit europäischer Mächte um die Weltherrschaft, bei dem Spanien und Portugal und zuletzt auch Frankreich England den Vortritt überlassen mussten. Es ging um die Eroberung ganzer Landstriche und Kontinente, die man nunmehr als Kolonien in den eigenen Machtbereich einordnete und ökonomisch ausbeutete. Es war die Zeit großer Herrscherinnen und Herrscher in Frankreich, Preußen, Österreich, Russland oder England, die deutliche Spuren in den Geschichtsdarstellungen hinterlassen haben.

Es war aber auch ein Jahrhundert der Revolutionen und Reformen, der Infragestellung bislang vorhandener Machtstrukturen, ein Jahrhundert, in dem neue gesellschaftliche Gruppen einen größeren Anteil an den Prozessen der Gestaltung der Gesellschaft und der Politik einforderten und zum Teil erkämpften. Die Kirche als wichtige politische und kulturelle Macht verlor an Bedeutung, das Bürgertum betrat nun endgültig als Machtfaktor die Weltbühne. Man sprach vom „Absolutismus“ und verband damit den Gedanken eines nahezu unbegrenzten Herrschaftsanspruches des jeweiligen Herrschers oder der jeweiligen Herrscherin. Inzwischen erkennt man die Grenzen der Machtbefugnisse auch der absolutistischen Herrscher*innen wie etwa Ludwig XIV. Es gab vielmehr ein vielfältiges Machtgeflecht, das auch die Herrscherin und der Herrscher respektieren musste. Dies galt auch für die Menschen aus den bürgerlichen oder unterbürgerlichen Schichten.

Die Entwicklung hin zur Moderne hat hierbei insofern zu einer Vereinfachung geführt, als sich nunmehr der Mensch nicht mehr mit den unterschiedlichen Machtansprüchen auf lokaler, regionaler oder überregionaler Ebene auseinandersetzen musste, sondern es vielmehr eine Vereinheitlichung und Konzentration der Machtbefugnisse bei dem sich entwickelnden Zentralstaat gab. Der übergeordnete Staat entstand und entfaltete mit der Entwicklung neuer Aufgabenstellungen über die bisherige Aufgabe der Friedenssicherung hinaus neue Einfluss- und Zugriffsmöglichkeiten auf den Menschen. Es ging um Disziplinierung und Sozialkontrolle,

so wie sie insbesondere Michel Foucault in seinen historischen Studien zu Macht und Herrschaft und ihrer Ausübung untersucht hat.

Normen und Verpflichtungen gab es dabei nicht bloß für die einfachen Untertanen:

„Das höfische Leben erlaubte keine Privatheit; der Monarch, seine Familie und seine ganze Umgebung standen ständig unter dem Zwang, den eigenen Status angemessen zu repräsentieren – vor einander, vor den anderen Höfen und vor den Untertanen. Die strenge Zeremonialisierung des Alltags, der permanente Müßiggang, die stetige Konkurrenz der Höflinge um den größten Einfluss auf den Monarchen, all das beförderte ein Klima der Intrige, der Verstellung, der Heuchelei – so sahen es jedenfalls die Hofkritiker, und zwar nicht erst im 18. Jahrhundert. Im Ideal des Höflings, der seine Gefühle klug zu verbergen weiß und dem die Kunst der Verstellung zur anmutigen zweiten Natur geworden ist, wurde das Ideal des zurückgezogenen, selbstgenügsamen und aufrichtigen Landedelmanns schon seit der Renaissance entgegengehalten. Im 18. Jahrhundert allerdings machten sich manche Monarchen solche Kritik selbst zu eigen; Friedrich der Große und Joseph II sind die berühmtesten Beispiele. An ihren Höfen wurde der repräsentative Aufwand reduziert und der zeremonielle Zwang gelockert. Wertmaßstäbe machten sich geltend, die gemeinhin als bürgerlich gelten.“ (Stollberg-Rilinger 2000, 85).

Nunmehr ging es um Werte wie Fleiß, Sparsamkeit, Gewissenhaftigkeit, Keuschheit und Intimität des Familienlebens, Aufrichtigkeit und Ernsthaftigkeit des Umgangs, Bescheidenheit und Schlichtheit des äußeren Auftretens (ebd., siehe auch Münch 1984):

„Die Reformen, die von diesen Eliten (gemeint sind die Vertreter der Aufklärung; M.F.) projektiert und von gestaltungswilligen Regenten oder deren Ersten Ministern auf den Weg gebracht wurden, erstreckten sich auf nahezu alle Felder von Wirtschaft, Verwaltung, Justiz und „Polizey“, d.h. die gesamte innere Ordnung des Gemeinwesens. Es ging nicht mehr nur um die Wahrung von Frieden und Recht, sondern um „Sicherheit, Wohlfahrt und zeitliche Glückseligkeit“. Wichtigster Antrieb dieser Politik war aus fürstlicher Perspektive zunächst die Vermehrung der staatlichen Einkünfte, die nur von einer florierenden Volkswirtschaft zu erwarten war. Wollte man die Wirtschaftskraft der Untertanen steigern und die Überschüsse in die fürstliche Kammer leiten, so bedurfte es zunächst einmal planmäßiger statistischer Erfassung aller Kräfte und Mittel des Landes, es bedurfte einer vereinheitlichten und zentralisierten Verwaltung, verbesserter Infrastrukturen, eines überschaubaren und systematischen Rechts, eines qualifizierten, loyalen Personals und der entsprechenden Disziplinierung und Erziehung der Untertanen zu „Industriosität“, d.h. es bedurfte nicht zuletzt verbesserter und staatlich kontrollierter Bildungsinstitutionen.“ (Stollberg-Rillinger in Hammerstein/Herrmann 2005, 11)

Neue Formen der politischen Gestaltung und damit Konkurrenzen gegenüber der Zentralmacht entstanden auf kommunaler Ebene und insbesondere in den Städten. Der Historiker Peter Blickle hat insbesondere die Rolle der Dörfer und Kommunen im Hinblick auf Widerständigkeit gegen Machtansprüche hervorgehoben und zugleich die Wurzeln der Menschenrechte in dieser kommunalen Widerständigkeit gefunden. Ein selbstbewusstes städtisches Bürgertum wiederum konnte auf der Basis seiner ökonomischen Potenzen weitreichende politische Gestaltungsansprüche durchsetzen. Dies hing mit der oben genannten Ausdehnung staatlicher Aufgaben zusammen, für die der Staat zum einen eine immer professionellere Verwaltung brauchte, die er nicht mehr aus dem Adel rekrutieren konnte, und für die er zudem erhebliche finanzielle Mittel benötigte. Die Legitimität der staatlichen Ordnung hing davon ab, inwieweit es den Herrschenden gelungen ist, diese Ansprüche auch zu erfüllen.

Man spricht von einer „Allgemeinen oder Struktur-Krise“ des Feudalsystems, da bisherige politische Ordnungsformen verbunden mit entsprechenden rechtlichen Grundlagen der historischen Entwicklung nicht mehr entsprachen. Auf der geistigen Ebene wurde dies durch neue Theorien staatlicher Ordnung (spätestens seit Thomas Hobbes), neue Vorstellungen über den Menschen und seine Ansprüche und neue Konzeption des Rechts (Naturrecht) unterstützt. Das Leitmotiv der Französischen Revolution, nämlich Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, wurde auf diese Weise sowohl in der realen Entwicklung als auch auf der Ebene der Theorienbildung vorbereitet. Stollberg-Rilinger (2000, 194 ff.) spricht folgerichtig vom 18. Jahrhundert als einem „Jahrhundert der Reformen“, einem revolutionären Jahrhundert (231 ff.), und dem sich durchsetzenden Anspruch auf Vernunft in allen Bereichen des Lebens. Dass diese neuen Ideen so erfolgreich sein konnten, hat mit der Entwicklung der öffentlichen Kommunikation zu tun, so wie sie insbesondere durch das Bürgertum etabliert worden ist:

„Gerade auf Feldern wie der Bildungs-, der Medizinal- oder der Armenpolitik wird der spezifische Charakter dieser Reformanstrengungen deutlich: Hier traf sich das aufklärerische Bemühen, die stetig wachsenden wissenschaftlichen Erkenntnisse allgemein und systematisch fruchtbar zu machen, mit dem obrigkeitlichen Bemühen um fürsorgliche Kontrolle und Disziplinierung aller Untertanen, das humanitäre Bemühen um Verbesserung aller Lebensumstände mit dem immer dominanter werdenden Geist ökonomischer Nützlichkeit, kurzum: Staatsräson und Menschenfreundlichkeit schienen auf das harmonische Miteinander zur Deckung zu kommen. Zugleich wurden an diesen Feldern aber

auch die Grenzen zentraler Ordnungspolitik sichtbar: Überall war die Zentralgewalt auf die Indienstname der traditionellen Zwischengewalten von Adel und Kirche nach wie vor angewiesen.“ (Stollberg-Rilinger in Hammerstein/Herrmann 2005, 11)

13. Zum gesellschaftlichen Wandel

Die Überschrift dieses Abschnitts scheint zunächst einmal selbstverständlich und einleuchtend zu sein, insbesondere im Hinblick auf die Rede von einem Wandel. Denn die Geschichte der Menschheit insgesamt ist eine Geschichte ständiger Veränderungen. Zudem gilt das 18. Jahrhundert als Zeit eines besonders dramatischen Wandels, wie man an Kapitelüberschriften in entsprechenden historischen Darstellungen erkennen kann. Man spricht man von einer „Umgestaltung Europas" (Pleticha 1996, Bd. 8), man kennzeichnet dieses Jahrhundert als Zeit „vom Barock zum Klassizismus", „von Schütz bis Beethoven", als Zeit des Umbruchs (alles Kapitelüberschriften in dem genannten Buch). Insbesondere gilt das 18. Jahrhundert als Zeit des Übergangs von einer ständisch organisierten Gesellschaft hin zu einer (in moderner soziologischer Sprache) funktional differenzierten und bürgerlichen Gesellschaft, als Überwindung des (auch aufgeklärten) Absolutismus hin zu einer Gesellschaft, in der sich langsam republikanische und demokratische Strukturen und Denkweisen herausbilden.

Allerdings gibt es gerade im Hinblick auf Deutschland einige Probleme bei diesen Kennzeichnungen. So wird man als erstes feststellen müssen, dass von einem politisch oder kulturell geeinten Deutschland nicht gesprochen werden kann. Zwar gab es immer noch das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation" mit einem Kaiser an der Spitze, doch war dies ein überaus fragiles Konstrukt, das sich kaum auf das Leben der Menschen auswirkt. Deutschland bestand vielmehr bis ins 19. Jahrhundert aus einigen 100 Klein- und Kleinststaaten und Fürstentümern mit je eigenem Rechtssystem, eigener Währung, zum Teil mit eigener Sprache, deren Grenzen bewacht und deren Wirtschaftsraum lokal begrenzt war.

Auch der Begriff der Gesellschaft ist kaum als Beschreibung des Zusammenlebens der Menschen in dieser Zeit geeignet, denn er wurde – sehr viel später etwa von Hegel in seiner Rechtsphilosophie – für eine weiterentwickelte Form des sozialen Zusammenlebens konzipiert. Die oft zu hören Rede von einer sich durchsetzenden bürgerlichen Gesellschaft will für das Deutschland des 18. Jahrhunderts ebenfalls nicht richtig passen. Dies hätte vorausgesetzt, dass das Bürgertum mit seinen eigenen Wertvorstellungen, seinem spezifischen Rechtssystem (dem bürgerlichen Recht) und entsprechenden politischen Gestaltungsmöglichkeiten eine gewisse Führungsrolle in der Gesellschaft übernommen hätte.

All diese Einwände werden heute in Darstellungen der deutschen Geschichte (zum Beispiel Wehler 2008) und insbesondere in einer „Geschichte des Bürgertums" (z. B. Schäfer 2009) diskutiert. So schreibt Wehler:

„Wie im 18. Jahrhundert noch keine deutsche Agrar- oder Gewerbewirtschaft existierte, gab es auch noch keine deutsche Gesellschaft, die diesen Namen wirklich verdiente. Vielmehr hatte die historische Entwicklung zu zahlreichen verschiedenartigen Erscheinungsformen landschaftlich, städtisch, territorialstaatlich bedingter sozialer Strukturen geführt. Sofern diese historischen Gebilde nicht überhaupt durch tiefe Unterschiede voneinander getrennt wurden, waren sie durch gemeinsame geschichtliche Erfahrungen, durch Sprache und Literatur nur locker verbunden.“ (Wehler 2008, Bd. 1,124)

Auf ähnliche Weise beschreibt auch Barbara Stollberg-Rilinger (in Hammerstein/Herrmann 2005, 13) die Situation:

„Die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts – wenn man von *einer* Gesellschaft überhaupt schon sprechen kann und nicht lieber von vielen territorialen und lokalen Gesellschaften sprechen will – war nach wie vor herrschaftsständisch und korporativ strukturiert. Auf vielen ineinander verschachtelten Ebenen, nicht nur des Staates, wurde Herrschaft ausgeübt – angefangen beim Ehe- und Hausherrn über den Grundherrn bis hin zum Landesherrn. Eine Vielzahl von genossenschaftlichen Verbänden, „Korporationen“, übte in ihrem Innern ebenfalls ursprünglich autonome Hoheitsrechte aus. Daraus folgte, dass es eine Vielzahl unterschiedlicher Rechtsstatus gab. Der „Stand“ jedes einzelnen, sein spezifischer rechtlicher Status, bemaß sich nach einer großen Zahl unterschiedlicher Kriterien: Geschlecht, Hausstand (ledig, verheiratet, verwitwet), Geburtsstand (z. B. Adelsrang), Zugehörigkeit zu einer Korporation (z. B. Zunft, Universität, Dorf Gemeinde, Stadtgemeinde, Kloster, Stift), schließlich die Zugehörigkeit zum Untertanenverband eines Landesherrn und zum Rechtsverband des Reiches.“

.

Schäfer (2009,9) identifiziert „zwei grundlegende Probleme“ einer Geschichte des Bürgertums. Das erste Problem benennt als Schwierigkeit, dass anders als etwa beim Adel, den Bauern oder der Lohnarbeiterschaft dem „Bürgertum“ einheitliche rechtliche oder sozialstatistische Kennzeichen fehlten, an denen sich die Zugehörigkeit zum Bürgertum eindeutig festmachen ließe (ebd.). Ein zweites Problem sieht Schäfer darin, dass die Geschichtsschreibung dem Bürgertum die Rolle zugewiesen hat, „Protagonist einer neuen Gesellschaftsform, eben der ‚bürgerlichen Gesellschaft‘“ zu sein. Es geht um einen Zusammenhang von Bürgertum, Bürgerlichkeit (als Sammlung spezifischer „bürgerlicher“ Werte) und bürgerlicher Gesellschaft. Zudem fehlt in der deutschen Sprache die Unterscheidung von bourgeois (als Wirtschaftsbürger) und citoyen (als politischem Akteur in einer bürgerlichen Gesellschaft):

„Tatsächlich gibt es nicht wenige Historiker, die davon abraten, Bürgerlichkeit und Bürgerliche Gesellschaft im 18. Jahrhundert als Merkmal oder Anliegen einer fest umrissenen sozialen Gruppe verstehen zu wollen. Das Bürgertum formierte sich aus dieser Sicht nicht als soziale Gruppe, die man an Merkmalen des Berufs, des Einkommens, der sozialen Lage festmachen kann. Bürgertum wird

vielmehr als kulturelle Formation begriffen, deren Angehörige bestimmte „bürgerliche“ Einstellungen, Überzeugungen und Werthaltungen teilten. Gemeinsam war den „Bürgerlichen“ etwa die Grundannahme, dass der Mensch ein voraussetzungsloses Einzelwesen sei, das seine innere Anlagen, Interessen und Fähigkeiten erst entfalten und anzuwenden lernen musste. Im späten 18. Jahrhundert wurde dieser Entwicklungsprozess, den der Einzelne aktiv zu durchlaufen hat, gewöhnlich mit dem Begriff der „Bildung“ umschrieben.“ (Schäfer 2009, 39)

Schäfer zitiert eine Reihe gebräuchlicher Beschreibungen des Bürgers, des Bürgertums und der bürgerlichen Gesellschaft und hebt insbesondere die Bielefelder Forschungsrichtung (deren Initiator der oben zitierte Hans-Ulrich Wehler ist) hervor, wo die folgenden Kennzeichen einer „bürgerlichen Gesellschaft“ unterschieden werden:

„– dass staatliche Macht durch Öffentlichkeit, Wahlen und repräsentative Organe an den Willen rechtlich gleichgestellter Bürger zurückgebunden ist;

- dass grundlegende Menschen- und Bürgerrechte gelten: Meinungs-, Rede- und Pressefreiheit, das Recht auf Eigentum, der Schutz der Person vor staatlicher Willkür und anderes mehr;
- dass die Lebenschancen und der soziale Rang des Einzelnen von seiner individuellen Leistung und nicht von seiner Herkunft abhängen;
- dass die Wirtschaft frei von zünftischen Regularien, feudalen Bindungen und willkürlicher staatlicher Intervention ist und Güter und Dienstleistungen auf Märkten ausgetauscht werden.“ (43)

Es ist offensichtlich, dass die genannten Bestimmungsmerkmale bestenfalls in ersten Ansätzen im 18. Jahrhundert in Deutschland vorhanden sind:

„Im 18. Jahrhundert ist in Deutschland über die bürgerliche Gesellschaft zwar mehr oder minder intensiv „räsoniert“ worden. Doch ist sie bis zum Ende des Jahrhunderts nur in Ansätzen Realität geworden In einigen Ländern Westeuropas und Nordamerika hatten sich Züge einer bürgerlichen Gesellschaft um 1800 wesentlich stärker ausgebildet. Die Strukturen der alten Ständegesellschaft und des absolutistischen Obrigkeitsstaates waren hier weitgehend beseitigt worden oder hatten sich gar nicht erst entwickelt.“ (44)

Hans-Ulrich Wehler (2008, Bd. 1, erster Teil) unterscheidet „drei Hauptdimensionen einer Gesellschaft“, nämlich Wirtschaft, Herrschaft und Kultur, wobei er für die Analyse dieser Dimensionen

wesentlich den Aspekt der *sozialen Ungleichheit* sieht. Er betrachtet daher im Hinblick auf Herrschaft die unterschiedlichen Einfluss- und Durchsetzungschancen von Menschen und Menschengruppen (er spricht in Anlehnung an Marx von Klassen), er sieht soziale Ungleichheit im Hinblick auf die ökonomische Lage und nicht zuletzt findet er unterschiedliche kulturelle Deutungsmuster (120). In diesem Sinne spricht der von einem „Umbruch im Schichtungssystem: Von der Stände- zur Klassengesellschaft" (133 ff.), Er unterscheidet für den ländlichen Bereich den Adel, die Bauern und Vaganten und Kriminelle und er sieht soziale Ungleichheit in der Stadt dort, wo sich im städtischen Bürgertum eine Ober-, eine Mittel- und eine Unterschicht herausbilden. Diese Unterscheidungen werden – so wird später zu zeigen sein – auch in unterschiedlichen Erziehungskonzeptionen aufgegriffen, wenn etwa von einer „Bildung des Bürgers" und einer „Erziehung zur Armut" (Herrmann 1981, 1982) gesprochen wird.

Eine weitergehende Differenzierung findet sich in der Unterscheidung unterschiedlicher typischer Sozialfiguren im 18. Jahrhundert. So werden folgende Unterscheidungen vorgeschlagen (Vovelle 2004): der Adlige, der Geschäftsmann, der Gelehrte, der Wissenschaftler, der Künstler, der Beamte, der Priester, die Frau der Aufklärung. Offensichtlich fehlen in dieser Darstellung typischer Sozialfiguren die unterbürgerlichen Schichten im Handwerk, in den Manufakturen, in der langsam entstehenden Industrie, es fehlen die verschiedenen Berufsgruppen in der Landwirtschaft, doch zeigt diese Liste auch, wie sehr der Adel an Bedeutung verliert und welche Bedeutung nunmehr bürgerliche Berufe erreichen:

„Im 18. Jahrhundert wurden indessen diese ständisch-korporativen Strukturen allmählich unterhöhlt, und zwar durch die großen säkularen Trends zu immer intensiverer marktwirtschaftlicher Verflechtung und staatlicher Verdichtung. Die rechtliche Monopolisierung sozialer Chancen und wirtschaftlicher Besitzstände, ständische Konsum- und Erwerbsschranken (z. B. der Ausschluss Bürgerlicher von Grundeigentum an herrschaftlichen Gütern, die Enthaltung Adliger von bürgerlichen Erwerbsarten, das Verbot bestimmter Luxusgüter für bestimmte Stände usw.) gerieten mit der Dynamik des Marktes zunehmend in Konflikt. Damit einhergehend wurde auch die Legitimität der ständischen Rechtsungleichheit allmählich in Zweifel gezogen." (Stollberg-Rilinger in Hammerstein/Herrmann 2005, 13)

Auch wenn in Deutschland bis weit ins 19. Jahrhundert die Landwirtschaft die prägende Wirtschaftsform war, in der auch ein Großteil der Bevölkerung arbeitete, gewann das Bürgertum in der Wirtschaft und im öffentlichen Diskurs zunehmend an Einfluss. Es entstand eine Öffentlichkeit auch als

Basis dafür, in politischer, rechtlicher und letztlich auch ökonomischer Hinsicht Veränderungen anzuregen. Es entwickelten sich neue Medien öffentlicher Kommunikation (politische Zeitungen, Intelligenzblätter, Wochenblätter etc.; siehe Faulstich 2002, Bd. 4). Das Jahrhundert gilt als „Jahrhundert der Geselligkeit mit seinen Salons, den entstehenden Gesellschaften und Geheimbünden (Stollberg-Rilinger 2000, 114 ff.). Es entsteht ein literarischer Markt, sodass Philosoph*innen, Schriftsteller*innen und Publizist*innen wie Lessing, Herder, Schiller, Goethe und andere ihre Analysen und Impulse mit einer gewissen Resonanz veröffentlichen konnten.

14. . Zur kulturellen Entwicklung

Überblick

Es gab sicherlich noch nie ruhige Zeiten in der Geschichte Europas, doch steht insbesondere das 18. Jahrhundert im Zeichen eines dynamischen Wandels. Veränderungsprozesse gab es – wie oben beschrieben – im Bereich der Wirtschaft, des Zusammenlebens und der Politik. Aber in besonderer Weise ist es die Kultur, ist es die kulturelle Entwicklung, auf die sich die Entwicklungsprozesse der Aufklärung meist beziehen. Dies gilt umso mehr, wenn man einen weiten Kulturbegriff anlegt, der über die traditionellen Künste und ästhetischen Praktiken hinaus auch die Technik, die Wissenschaften und die alltagskulturellen Erscheinungen ins Auge fasst. Der für dieses Kapitel vorgesehene Seitenumfang lässt es jedoch noch nicht einmal zu, bloß den Namen und Errungenschaften aufzuzählen, die zu der hier betrachteten Zeit gehören. Es können also nur einzelne punktuelle Hinweise gegeben werden, die allerdings leicht aufgrund der reichhaltig vorhandenen Literatur zu den unterschiedlichen Bereichen vertieft werden können.

Immerhin kann man einige Tendenzen und Strömungen angeben, die für die unterschiedlichsten Bereiche maßgeblich sind. Ein zentraler Begriff, der zu Recht mit Aufklärung in Verbindung gebracht wird, ist der Begriff der *Vernunft*. Vernunft, so wie sie im Rationalismus im Mittelpunkt steht, ist natürlich keine Erfindung des 18. Jahrhunderts. Betrachtet man nur die Neuzeit, so wird man an Denker wie Descartes, Pascal oder Leibniz denken müssen, die umfassende rationalistische Systeme entwickelt haben. Gerade Leibniz als Universalgelehrter, der in der Logik und in der Mathematik, in anderen Wissenschaften, aber auch in praktischen Disziplinen wie dem Bergbau Unglaubliches geleistet hat, ragt hierbei heraus. Auch sind seine organisatorischen Leistungen etwa bei der Gründung von Akademien europaweit sowie seine Bemühungen, zu einem Friedensschluss angesichts der immer wieder aufflammenden Religionskriege zu kommen, zu nennen. Im Hinblick auf die Weite seiner Interessensgebiete und einer durch nichts einzuschränkenden Neugierde kann man die Aufklärung als Fortführung einer solchen geistigen Haltung zur Welt verstehen.

Neben einer so verstandenen rationalistischen Konzeption von Vernunft entwickelte sich jedoch auch vor allem im englischen Sprachraum ein empiristisches Verständnis von Vernunft, das ebenfalls einen großen Einfluss in der Aufklärung und insbesondere bei deutschen Intellektuellen hinterlassen hat. Die Orientierung an der Empirie, an der zu

erforschenden Realität und an der bedeutenden Rolle der Sinne im Prozess der Wahrnehmung und Erkenntnis, so wie sie vor allem in England – etwa in der Philosophie von John Locke – zu finden ist, hat sehr viel mit der wirtschaftlichen Entwicklung in diesem Land und mit seinen imperialistischen Bestrebungen zu tun: Man wollte die eroberten Regionen besser kennen zu lernen, es ging darum, neue Weltregionen zu erkunden (man denke etwa an die Reisen von Thomas Cook), man wollte zudem die Menschen, die in diesen Regionen lebten, besser kennen lernen – allerdings auch deshalb, um sie besser und leichter beherrschen zu können. Natürlich ist dies alles im Kontext des entstehenden Kapitalismus und der mit ihm verbundenen Ausbeutungsbestrebungen zu sehen, sodass es vielleicht kein Zufall ist, dass große Denker wie Thomas Hobbes oder John Locke zugleich tief in den Kolonialismus und in den Sklavenhandel verstrickt waren. Es geht um Nützlichkeit und Verwertbarkeit, um Erwerbsfleiß und geschäftlichen Erfolg, was bekanntlich Max Weber aufs Engste mit dem Protestantismus und insbesondere mit dem Calvinismus in Verbindung gebracht hat.

„*Wissen*“ ist eine weitere Kategorie, die eng mit der Dominanz der Vernunft und der Haltung der *Neugierde* zusammenhängt. Es gab geradezu eine explosionsartige Ausdehnung des Wissens in den sich entwickelnden Wissenschaften, es gab zudem ein großes Interesse daran, dieses Wissen in die Breite der Bevölkerung zu bringen. Die Alphabetisierungsrate steigt, was zugleich die Basis für das sich entwickelnde System von Medien, von Zeitschriften und anderen Publikationen darstellt.

John Locke und später Wilhelm von Humboldt gelten als Gründungsväter des politischen Liberalismus, bei dem die *Freiheit des Individuums* und eine entsprechende Entwicklung seiner Persönlichkeit im Mittelpunkt steht. Beide Denker wussten, dass individuelle Entwicklung, so wie sie sich vorstellten, nur dann möglich ist, wenn geeignete politische, soziale und kulturelle Kontexte vorhanden sind. Es ist daher nicht verwunderlich, dass die meisten Denker in dieser Zeit sowohl neue Ideen einer politischen Gestaltung des Gemeinwesens im Sinne des Liberalismus, als auch entsprechende Konzeptionen von Bildung und Erziehung entwickelt haben. Denn beides, Politik und Pädagogik, waren in dieser Hinsicht immer schon zwei Seiten derselben Medaille.

Man feierte die neuen Erkenntnisse aus den Wissenschaften oder aus den Entdeckungs- und Erkundungsreisen der Forscher, man war stolz über die technischen Erfindungen, etwa der

Dampfmaschine, aber gleichzeitig gab es bereits in dieser Anfangszeit der Industriellen Revolution warnende Stimmen, die – in modernerer Terminologie – auf die mit dieser gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklung verbundene Entfremdung und Entzweiung hingewiesen haben. Entsprechende Schriften von Jean-Jacques Rousseau waren europaweit Bestseller, konnten aber letztlich die „Mechanisierung des Weltbildes", die Vorstellung unbegrenzter Machbarkeit und einer fortschreitenden „Verbesserung des Menschengeschlechts" nicht begrenzen. Kritische Stimmen, die das zentrale Konzept des „*Fortschritts"* infrage stellten, sind seither nicht verstummt – und haben in den zerstörerischen Auswirkungen der technischen Zivilisation gute Gründe gefunden.

Philosophie

Panajotis Kondylis (1986) beginnt seine umfassende Darstellung der Aufklärung mit den Worten:

„Die Frage nach den Beziehungen zwischen Geist und Sinnlichkeit kann in gewisser Hinsicht als das zentrale Problem aller Philosophie betrachtet werden. (…) Es ist daher kein Zufall, wenn Philosophie, die für die geistige Tradition des sogenannten Abendlandes maßgeblich gewesen sind, dem Dualismus, d.h. der grundsätzlichen Entgegensetzung von Geist und Sinnlichkeit huldigen." (9)

Diese Charakterisierung gilt in besonderer Weise für die europäische Philosophie der Neuzeit. Descartes gilt nicht nur als ihr Begründer, er ist zugleich Begründer und wichtiger Vertreter eines Rationalismus auf der Grundlage von Mathematik und Geometrie, weswegen er heute oft in der Kritik steht (Logozentrismus). Seine Trennung in res extensa (für deren Erforschung er die neue Naturwissenschaft vorgesehen hat) und der res cogitans (für die er die Zuständigkeit bei den katholischen Theologen sieht, die die Entwicklung der Naturwissenschaft kritisch verfolgen) wird von vielen als zentrale Erblast der neuzeitlichen westlichen Philosophie gesehen.

Übersehen wird von vielen Kritikern dabei, dass man diese Trennung auch als taktisches Manöver verstehen kann, mit dem Descartes die Existenzberechtigung der Naturwissenschaft sicherstellen, sich aber zugleich vor möglichen Sanktionen der katholischen Kirche schützen will. Immerhin hat man Galilei angeklagt und Giordano Bruno auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Es ging also zum einen um die Berechtigung einer

Wissenschaft und Philosophie, die nur der Vernunft verantwortlich sind und die eine theologische Bevormundung ablehnen. Zum anderen spielte auch die Konkurrenz zwischen Frankreich und England insofern eine Rolle, als dem prominent werdenden französischen Rationalismus der englische Empirismus (etwa John Locke) gegenübersteht. Dies ist auch ein zentrales Thema in dem Konflikt zwischen Leibniz und Newton. Der Schotte David Hume nahm hierbei eine vermittelnde skeptische Position ein, die in den Intellektuellendiskursen in Europa in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einflussreich wurde. Man erinnere sich nur an die entsprechenden bewundernden Ausführungen von Kant.

Bei jeder Rede über Aufklärung scheint es – zumindest im deutschen Sprachraum – unvermeidlich zu sein, die berühmte Aufforderung von Kant aus dem Jahre 1784 zu erwähnen, sich mutig seines eigenen Verstandes zu bedienen. Kant rückte in die Position eines zentralen Impulsgebers der Aufklärung. Rückblickend mag dies gerechtfertigt erscheinen, doch im Hinblick auf die Situation des 18. Jahrhunderts wird man hier einige Einschränkungen vornehmen müssen. So findet sich der entsprechende Aufsatz von Kant erst im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. Drei Jahre zuvor ist seine „Kritik der reinen Vernunft“ erschienen. Man muss sehen, dass trotz der heutigen Popularität von Kant dieser im 18. Jahrhundert keineswegs eine solche Prominenz besessen hat, zumal Königsberg zwar eine weltoffene Hafenstadt war, aber keineswegs im Zentrum Deutschlands lag. Universitäten wie Göttingen oder Halle waren vielmehr die Zentren der deutschen Aufklärung. Auch seine drei Jahre zuvor erschienene erste kritische Hauptschrift hat keineswegs dazu beigetragen, ihn an die Spitze der deutschen Philosophie zu setzen. Vielmehr hatten auch wohlmeinende Freunde erhebliche Schwierigkeiten, diese kritische Schrift zu verstehen.

Europaweite Bedeutung hatten andere Philosophen. So beschreiben Will und Ariel Durand (1982) mit einer gewissen Berechtigung das 18. Jahrhundert als „Zeitalter Voltaires“. Voltaire war sicherlich kein tiefgründiger Philosoph, aber ein vielseitiger philosophischer Schriftsteller und populärer Kommentator seiner Zeit. Als zweites ist Jean-Jacques Rousseau zu nennen, der bereits Mitte des Jahrhunderts seine Kritik an dem (angeblichen) Fortschritt geübt hat, der durch die Wissenschaften bewirkt werden sollte. Seine Schriften waren europaweit (und darüber hinaus) Bestseller, die natürlich auch Kant las (vgl. Gay 1967 und 1969).

Es sind die englischen Philosophen wie Thomas Hobbes oder John Locke zu nennen. Die Werke von Locke erschienen bereits rund um die Jahrhundertwende 1700 und übten

entscheidenden Einfluss sowohl auf die französischen Denker, aber auch auf die führenden Vertreter der amerikanischen Unabhängigkeitsbewegung aus. Es gab die Schriften von Montesquieu, der bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts seine revolutionären Schriften zur Gewaltenteilung vorgelegt hat. Jahre vorher publizierte der von Kant hoch geschätzte David Hume seine philosophischen und politischen Schriften. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts legte der schottische Moralphilosoph Adam Smith seine Theorie des Kapitalismus und einer entsprechend gestalteten bürgerlichen Gesellschaft vor.

Von besonderer Bedeutung ist zudem der im 18. Jahrhundert aufblühende ästhetische Diskurs, bei dem wiederum französische Denker und dann vor allem der auch in Deutschland und von Kant intensiv rezipierte Anthony Ashley Cooper (III. Earl of Shaftesbury, 1671-1713), unmittelbarer Schüler von John Locke, eine wichtige Rolle spielt. Im Rahmen des bereits oben angesprochenen Leitkonzeptes des Wissens und seiner Verbreitung muss die seit 1751 erscheinende und von den Denis Diderot und d'Alembert herausgegebene Enzyklopädie erwähnt werden, an der praktisch alle prominenten Philosophen und Wissenschaftler dieser Zeit mitwirkten.

All dies zeigt, wie lebendig der Diskurs unter Intellektuellen (!) im 18. Jahrhundert war und wie dies durch die zahllosen Gesellschaften, Korporationen und Publikationsorgane unterstützt wurde. Man ging zunehmend dazu über, seine Schriften in der jeweiligen Landessprache zu publizieren, was ebenfalls zu deren Verbreitung beitrug. Es gab geradezu revolutionär zu nennende Überlegungen im Bereich der politischen Philosophie, es gab produktive Meinungsverschiedenheiten im Hinblick auf erkenntnistheoretische Positionen (Rationalismus, Sensualismus und Empirismus, Kants kritischer Ansatz etc.), man rezipiert im Bereich der Naturphilosophie die Ergebnisse der Naturwissenschaften (auch Newton verstand sein Hauptwerk als Beitrag zur Naturphilosophie), man dachte über Ethik nach und nicht zuletzt ergab sich zwischen Künstlern und Philosophen ein lebendiger Austausch über ästhetische Fragen. Man erinnere sich, dass in der Mitte des 18. Jahrhunderts Alexander Baumgarten eine neue philosophische Disziplin „erfunden" hat, die er zur Verwunderung seiner Zeitgenossen „Ästhetik" nannte. Baumgarten bezog sich explizit auf den griechischen Begriff „aisthesis", was zunächst einmal nichts mit Kunst zu tun hat, sondern auf sinnliche Erkenntnis und Erfahrung hinweist. Es ging entgegen dem verbreiteten Rationalismus, so wie er auch in Deutschland von dem in seiner Zeit wichtigsten Hallenser Philosophen Christian Wolff vertreten wurde, um eine Rehabilitation der Sinne und der sinnlichen Wahrnehmung.

Eines der wichtigsten Leitprinzipien dieser Zeit war die Hervorhebung der Rolle des *Subjekts.* Auch hierbei ist die Philosophie von Kant entscheidend, weil er wesentlich dazu beigetragen hat, dass sich die Bedeutung dieses Begriffs grundlegend verändert: Verstand man bis dahin das Subjekt (in seiner wörtlichen Bedeutung) als das Unterworfene, so wurde es nunmehr zu dem Tragenden. Kant akzeptierte zwar die Außenwelt als „Ding an sich", verstand aber den Erkenntnisprozess als Konstruktionsprozess, also als kreativ-konstruktiver Leistung des Subjekts.

Das Subjekt ist es auch, das in ethischen Reflexionen nunmehr die Verantwortung für sein Handeln übernehmen muss. Dieser Gedanke war zwar nicht neu, denn er spielt auch im Protestantismus eine entscheidende Rolle, doch wurde er nun philosophisch „geadelt". Terry Eagleton weist zudem darauf hin, dass all die ästhetischen Debatten im 18. Jahrhundert quasi als Subtext eine Thematisierung des (autonomer werdenden) bürgerlichen Subjekts behandeln. Es ist das Subjekt, das politisch Verantwortung übernehmen soll, das fähig ist, Schönheit zu erkennen und zu produzieren und das in ethisch-moralischer Perspektive verantwortlich für sein Handeln ist.

Auch diese Rolle des Subjekts bzw. des Individuums (wörtlich: das Unteilbare) ist nicht im 18. Jahrhundert erfunden worden. Der Schweizer Kulturhistoriker Jacob Burckhardt spricht von der „Erfindung des Individuums" in der Renaissance, der deutsche Historiker Richard von Dülmen spricht vorsichtiger von der „Entdeckung des Individuums" in dieser Zeit. Auch wenn es sicherlich bedeutende individuelle Leistungen und deren Anerkennung in früheren Zeiten gegeben hat, so wird man doch konstatieren können, dass seit der Renaissance das Denken in Kategorien der Individualität im Alltag, in den Wissenschaften und Künsten und auch in der Philosophie in den Mittelpunkt rückte.

Wissenschaften

Eine scharfe Trennung zwischen Philosophie auf der einen Seite und Wissenschaften auf der anderen Seite macht für das 18. Jahrhundert wenig Sinn. Wie am Beispiel von Newton gezeigt wurde, verstanden sich führende Naturwissenschaftler als (Natur-) Philosophen. Man bezeichnete die neu entstehenden Naturwissenschaften als „experimentelle Philosophie".

Auf der anderen Seite verfolgten Philosophen wie Kant, der sich während seiner gesamten Lebenszeit mit Mathematik und Naturwissenschaften befasst hat, intensiv die Entwicklungen in den verschiedensten Wissenschaften und berücksichtigten diese in ihren philosophischen Arbeiten. Dies betrifft nicht nur die Physik oder die sich verwissenschaftlichende Chemie (Lavoisier), es galt letztlich für alle Forschungsrichtungen, die sich mit Natur befassen. Es gab die großen Ordnungsversuche der Pflanzen- und Tierwelt durch Buffon und Linné, Forschungsreisende dokumentierten und veröffentlichten ihre Entdeckungen (oft in Verbindung mit ökonomischen Interessen). Man führte Experimente in der neu entdeckten Elektrizität und dem Magnetismus durch, oft auch als Unterhaltungsangebot in den Salons.

„Im 18. Jahrhundert untersuchten die Menschen ihre Umwelt unvoreingenommener, als dies seit den alten Griechen jemals der Fall gewesen war. Es war, wie der Philosoph Alfred North Whitehead später schrieb, „als ob der Himmel selbst sich öffnete." Naturforscher sammelten und klassifizierten Tausende von Tieren und Pflanzen, Geologen begannen, die Erdoberfläche aufzuzeichnen. Chemiker konnten das Feuer, die Luft und die Zusammensetzung des Wassers erklären und bereiteten der Chemie den Weg zur modernen quantitativen Analyse. Die faszinierendste Seite der „verwegenen Suche nach der Wahrheit" im Zeitalter der Aufklärung war jedoch die Tatsache, dass diese Suche hauptsächlich von Amateuren durchgeführt wurde. Englands Georg III. beschäftigte sich mit Botanik, Portugals Johann V. studierte Astronomie. Man sammelte Versteinerungen, Insekten und getrocknete Pflanzen. Sogar die Damen wurden mitgerissen. Voltaires Freundin schrieb über die Schwerkraft; Mlle. de Coigny, eine Dame der Pariser Gesellschaft, studierte Anatomie; Madame de Pompadour beschäftigte sich mit den Sternen. An dieser Betriebsamkeit war zwar vieles oberflächlich, einiges ging jedoch tiefer – daraus entstand die Grundlage der modernen Naturwissenschaft." (Gay 1967, 21)

Auch in der Mathematik gab es revolutionäre Fortschritte. So wollte die Mutter von d'Alembert ihren mathematisch hochbegabten Sohn davon abhalten, sich weiterhin mit diesem Metier zu beschäftigen, weil man hier doch schon alles erfunden habe, doch trug ihr Sohn zusammen mit vielen anderen dazu bei, diese Annahme der Mutter zu widerlegen. Insbesondere ist hier das Jahrtausendgenie Gauß zu erwähnen, der praktisch in jedem Zweig der Mathematik zu revolutionären Erkenntnissen gelangt ist und wichtige Impulse gab, an den sich die Mathematiker*innen bis heute abarbeiten.

Der Unterhaltungscharakter der Wissenschaft wurde bereits erwähnt. Dies war dann auch das Feld, in dem sich Betrüger und Scharlatane breitmachten. Es gab Quacksalber, die

Wunderkuren anboten, es gab die Behauptung eines „tierischen Magnetismus“ von Franz Mesmer, der die Heilung unterschiedlichster Krankheiten versprach. Es gab Geisterseher oder Fantasten wie Johann Lavater, der – von der von ihm entwickelten Wissenschaft von der Physiognomie ausgehend – den Charakter und die Straffälligkeit von Menschen anhand ihrer äußeren Erscheinung erkennen wollte (Gay 1967, 65 ff.).

Die Künste

Der Mensch war schon immer künstlerisch tätig. Man kann sogar zeigen, dass eine ästhetische Praxis nicht nur wesentlich zum Menschsein dazu gehört, sondern dass ohne ästhetische Praxis der homo sapiens erst gar nicht hätte entstehen können. Entgegen der heute verbreiteten (oft ideologischen) Annahme einer „Autonomie von Kunst“, was in einer rigiden Interpretation meint, dass Kunst nichts mit Gesellschaft zu tun habe, hatte und hat Kunst immer schon eine erhebliche Relevanz für die Bedeutung des einzelnen Menschen und die Gemeinschaft. Wichtig ist hierbei, von einem etablierten Verständnis von Kunst im Sinne einer hochkulturellen ästhetischen Praxis abzuweichen und ästhetische Praktiken im weitesten Sinne (rezeptiv und produktiv) in den Blick zu nehmen.

Aber auch im Hinblick auf die traditionellen Kunstsparten spielen gesellschaftliche Entwicklungsprozesse in Bezug auf die Künste eine entscheidende Rolle. Leo Ballet und Eberhard Gerhard (1972) geben daher folgerichtig ihrer kunstgeschichtlichen Darstellung des 18. Jahrhunderts den Titel: „Die Verbürgerlichung der deutschen Kunst, Literatur und Musik im 18. Jahrhundert“. Sie beschreiben – ähnlich, wie es Thomas Nipperdey (1990) später für das 19. Jahrhundert tut – in welcher Weise der Kampf des Bürgertums um ökonomische Selbstständigkeit, um politische Freiheit und soziale Gleichheit (zumindest für die eigene Klasse) wesentlich über das Medium ästhetischer Praktiken erfolgte. Die Annahme einer autonomen Kunstgestaltung, so wie sie bei Schiller in seinen „Briefen zur ästhetischen Erziehung“ auch als Mittel einer politischen Emanzipation verstanden wird, gilt geradezu als Musterbeispiel und Vorlage für die Gewinnung von Autonomie im Bereich der Ökonomie, der Politik und der Gesellschaft.

Zugleich wird ein System von Medien und ein Bereich der Öffentlichkeit geschaffen, mit denen diese neuen emanzipatorischen Gedanken auch verbreitet werden konnten. Im Theater und in der Literatur entdeckte man den Bürger und die Bürgerin mit ihren jeweiligen

Problemen als zentrale Akteure, dasselbe gilt für die bildende Kunst. Der Roman verdrängte allmählich die Lyrik als Leitmedium im Bereich der Literatur, ethisch-moralische Fragen wurden in literarischer Form – etwa bei den sogenannten französischen „Moralisten“ – behandelt. In Bildungs- und Entwicklungsromanen wurden – zum Teil in pädagogischer Absicht – Entwicklungsverläufe einzelner Personen beschrieben. Es geht um glückliche und tragische Vorfälle, es geht aber auch um Witz und Satire.

Das 18. Jahrhundert ist auch ein Jahrhundert musikalischer Hochleistungen. Der deutsche Georg Friedrich Händel feierte in London große Erfolge, Bach, Haydn, Vivaldi und Mozart wirkten und auch das Leben von Beethoven (geboren 1770) spielte sich zu einem großen Teil noch im 18. Jahrhundert ab.

15. Zum pädagogischen Denken

Ebenso wie andere Bereiche des Wissens und Forschens strebte auch die bislang als praktische Kunst verstandene Pädagogik im 18. Jahrhundert danach, das von den Naturwissenschaften vorgegebene Ideal der Wissenschaftlichkeit zu erfüllen. Dieses neue pädagogische Denken war eingebettet in politische, soziale und kulturelle Kontexte, aus denen Wünsche für anzustrebende Erziehungsziele an die Pädagogik herangetragen wurden. Solche Ziele wurden aus den in den letzten Kapiteln vorgestellten gesellschaftlichen Teilbereichen Politik, Wirtschaft, Gemeinschaft und aus dem Kulturbereich formuliert, wobei – wie zu allen Zeiten – keineswegs Einvernehmlichkeit sowohl zwischen den Zielen aus den verschiedenen Bereichen, aber auch zwischen Zielen, die aus jeweils einem Bereich kamen, vorlag. Zudem gab es neben diesen gesellschaftlichen Funktionserwartungen an die Pädagogik Vorstellungen darüber, in welcher Weise der Mensch sich entwickeln solle: Das 18. Jahrhundert ist auch ein Jahrhundert der Anthropologie, wobei es insbesondere die Überzeugung gibt, dass der Mensch sich zum Guten entwickeln lassen könne:

„Der Glaube an die Perfectibilität des Menschen als Subjekt und als soziales Wesen hält den Reflexionsprozess aufklärerische Pädagogik in Gang und gefördert die Institutionalisierung der Schule als zu diesem Zweck organisierten pädagogischen Lernfelds. Hieraus erklärt sich das moralisierende und politische Pathos etwa der Philanthropen in Deutschland, ihre Auffassung des 18. Jahrhunderts als eines pädagogischen.

Dem Glauben an die Perfectibilität als der Machbarkeit des Menschen, der fast beliebigen Gestaltbarkeit seines Denkens, Fühlens und Wollens, entspricht die herrschende sensualistische Anthropologie, die die Grundlage – wie bei Rousseau übrigens auch – der Erziehung und des Unterrichts ist (…).“ (Herrmann 1982, 181)

Die Pädagogik der Aufklärung lässt sich daher auf recht unterschiedliche Weise betrachten: im Hinblick auf philosophische und konzeptionelle Grundlagen, die aus unterschiedlichen Wissensgebieten stammen, hinsichtlich des sich entwickelnden institutionalisierten Systems von Bildungseinrichtungen mit deutlichen Unterschieden im Hinblick auf die verschiedenen Zielgruppen, hinsichtlich der Ausbildung und Professionalisierung des Lehrpersonals und im Hinblick auf die in den verschiedenen deutschen Ländern praktizierte Bildungspolitik. Da ich nur einzelne Hinweise zu verschiedenen Facetten dieser Entwicklungen geben will, ist es

interessant, sich die Bilanz der Aufklärungspädagogik durch den Bildungshistoriker Heinz-Elmar Tenorth (2000) anzusehen:

„Die historische Bedeutung der Pädagogik der Aufklärung sollte nicht allein aus der Erziehungstheorie der Klassiker oder aus den kritischen Bildern der Neuhumanisten abgeleitet werden. Das ergäbe eine ungerechte Würdigung, weil sie die unmittelbaren Erfolge, langfristige Wirkungen oder gar das Scheitern der Pädagogik der Aufklärung allein von der Philosophie aus sieht.

Man kann dennoch zunächst festhalten: Die größte Wirkung hat die Pädagogik der Aufklärung – wie die gesamte Bewegung in ihrer Zeit und bis in die Gegenwart – im philosophischen, publizistischen und literarischen Bereich gehabt, in der Propagierung von Ideen und Maximen, in der Kritik von Dogmen und Traditionen, von schlechten Schulen und überholten Formen der Erziehung, in der Konstruktion und Verbreitung von pädagogischen Plänen und Entwürfen. In der Aufklärungspädagogik ist die gedankliche Vorwegnahme, nicht die Realität eines modernen Erziehungs- und Bildungsprozesses gegeben.“ (116)

Tenorth weist darauf hin, dass die Erziehungspraxis und die Entwicklung des Schulsystems keineswegs mit den vollmundigen Zielen und Konzepten der Aufklärungspädagogik haben mithalten können. Zwar gab es in einigen Regionen – angeleitet und organisiert durch Vertreter der einflussreichen Pädagogenschule der Philanthropisten – ermutigende Initiativen in dieser Hinsicht, doch wurde am Ende des Jahrhunderts dieser philanthropistische Ansatz einer Erziehungswissenschaft durch den aufkommenden Neuhumanismus beendet. Die kurze akademische Karriere von Ernst Christian Trapp, der als erster eine Professur ausschließlich für Pädagogik an der Universität Halle innehatte, ist hierfür beispielhaft: Seine Stelle wurde durch einen Vertreter des Neuhumanismus (durch den Altphilologen Friedrich August Wolf) nach seinem Ausscheiden aus dem Universitätsbetrieb besetzt.

Dies ist durchaus verwunderlich, denn zunächst einmal waren die Bedingungen für den Philanthropismus als wichtigster Bewegung innerhalb der Aufklärungspädagogik durchaus günstig. Mit ihrem Gründer Johann Bernhard Basedow hatten sie einen publikumswirksam agierenden Vertreter, der auch publizistisch ausgesprochen erfolgreich war. Er gründete Versuchsschulen („Philanthropine“), in denen philanthropistische Konzeptentwickler auch ganz praktisch ihre Ansätze erproben konnten.

In philosophischer und weltanschaulicher Hinsicht entsprach das Denken der Philanthropisten durchaus dem Zeitgeist. Man rezipierte den Sensualismus von John Locke, man fand sich im Einklang mit den vorrevolutionären Bemühungen in Frankreich, es gab einflussreiche und vielgelesene pädagogische Bücher etwa von Jean-Jacques Rousseau. In anthropologischer Hinsicht gab es die Werke von Herder, es gab Bildungs- und Erziehungsromane etwa von Karl Philip Moritz („Anton Reiser"), der zugleich als Begründer einer wissenschaftlichen Psychologie gilt.

Auch im Hinblick auf die ökonomische und gesellschaftliche Entwicklung fand man sich im Einklang mit starken Strömungen der Zeit: Es ging um die Beförderung ökonomischer Produktivität, was sich an dem Bildungsziel der Industriosität (Gewerbefleiß) zeigen lässt. Mit ihrem Nützlichkeitsdenken war die Aufklärungspädagogik passfähig für die sich durchsetzende Marktgesellschaft.

So kann man als relevante Erziehungsziele, die aus dem Bereich der Wirtschaft kommen, die genannten Konzepte der Brauchbarkeit und der Industriosität festhalten. Von einer republikanischen oder gar einer demokratischen Gestaltung des Gemeinwesens kann in Deutschland noch lange keine Rede sein. Allerdings bilden sich auf europäischer Ebene Nationalstaaten, sodass der Staat, der zunehmend Einfluss auf die Gestaltung des Bildungswesens nimmt, als Erziehungsziele Patriotismus und Zuwendung zum Nationalen vorgibt. Im Hinblick auf das soziale Zusammenleben gibt es nach wie vor die Standeserziehung, wobei auch Gemeinnutz ein wichtiges Thema ist. Bei aller Kirchenfeindschaft – etwa von Voltaire – spielt nach wie vor die Religion eine wichtige Rolle, sodass aus dem Kulturbereich eine von der Obrigkeit akzeptierte Frömmigkeit als Bildungsziel gefordert wird.

Die Eigenständigkeit des Subjektes wiederum wird durch anthropologische Konzeptionen gestützt. Glückseligkeit und Vervollkommnung sind die in diesem Bereich diskutierten Bildungsziele. Man spricht über „Seelenkräfte", man überlegt, wie eine „natürliche Erziehung" vonstattengehen kann (hier ist der Einfluss von Rousseau spürbar). Ernst Christian Trapp erläutert in seinem systematischen Hauptwerk („Versuch einer Pädagogik", 1780) seine Vorstellung von der „menschlichen Natur". Diese teilt sich in drei Bereiche auf: Sinnliches, Geistiges, Moralisches. Dieser Dreiteilung entsprechen drei Erziehungsfelder: die physische, die intellektuelle und die moralische Erziehung mit ihren jeweiligen Erziehungsregeln.

Erziehung, so Trapp, habe die Aufgabe, den Menschen glücklich zu machen, wobei Wissen, Bildung und Können maßgeblich sind. Wichtig sei die Entwicklung des individuellen Willens, sich auf diese Prozesse auch einzulassen. Eine solche Entwicklung könne nur in einem sozialen Kontext entstehen, wobei hier ein Nützlichkeitsaspekt dominiert: Andere seien für uns unentbehrlich, weil wir sie zur Befriedigung physischer, geistiger und moralischer Bedürfnisse benötigten. Dies bedeute unter anderem, dass man sich nützlich und beliebt zu machen habe (ebd., 5ff.) In wissenschaftsmethodischer Hinsicht versucht man, der induktiven und empirischen Methode von Newton nachzueifern. Allerdings ergibt sich hierbei das Problem, dass Newton in der Darstellung der eigenen Methode den empiristischen Aspekt sehr stark zulasten des von ihm benötigten theoretischen Fundaments (etwa Theorien des Raumes und der Zeit) hervorgehoben hat, weil er sein Programm im Widerspruch zu dem Rationalismus und dem deduktiven Vorgehen von Descartes gesehen hat (darauf hat bereits sein Zeitgenosse Leibniz kritisch hingewiesen). Diese Vernachlässigung der Theoritizität der Newtonschen Methode zugunsten der Hervorhebung der Empirie und der induktiven Methode wurde von John Locke nicht nur aufgegriffen, sondern geradezu verabsolutiert.

Wenn also Philanthropisten dieses ihrer Meinung nach Newtonsche Verfahren aufgreifen, um auf diese Weise Erziehungswissenschaft zu begründen, erliegen sie der von Newton bewusst herbeigeführten empiristischen Fehldeutung. Damit eröffnen sie der polemischen Kritik an ihrer Erziehungstheorie, wie sie später von Niethammer, einem Freund von Humboldt, vorgetragen wurde, Tür und Tor.

Man kann zeigen, dass in dem neuhumanistischen Ansatz von Humboldt der Aufklärungsgedanke der Emanzipation weiterhin eine zentrale Rolle spielt, dass aber das wissenschaftsmethodische zeichentheoretisch begründete Vorgehen, so wie es etwa Humboldt in seiner Sprachtheorie entwickelt hat, für die weitere Entwicklung der Wissenschaften (und der Pädagogik) fruchtbarer war.

Tenorth benennt in seinem kritischen Fazit zur Aufklärungspädagogik weitere Schwachpunkte: eine zu zaghafte Kritik an der Kirche, eine halbherzige Säkularisierung, eine Furcht der Aufklärung vor der Revolution (nach 1792), insgesamt eine Ängstlichkeit in politischer Hinsicht:

„Man findet schließlich in Deutschland wenige Manifeste, die im politischen Anspruch und praktischen Rigorismus denen gleichkäme, die in der französischen Revolution mit großen Folgen für die Bildungsideologie der Grande Nation z. B. von Condorcet, Lepeletier oder La Chatolais überliefert sind. Die Pädagogen in Deutschland zeigen doch eher – pädagogisch konkretisiert – die Differenz zu Frankreich, die Goethe für die deutsche Literatur markierte:

„Wo die Franzosen des 18. Jahrhunderts zerstörend sind, ist Wieland neckend“. In ihrer Lehrhaftigkeit, in dem nicht selten penetrant pädagogischen Ton zeigt die deutsche Aufklärungspädagogik selbst die Grenzen einer professionellen und erzieherischen Erneuerung der Gesellschaft.“ (119 f.)

Trotz dieser Kritik weist Tenorth darauf hin, dass eine Zurückdrängung der weiterführenden Gedanken der Aufklärung und eine Rückkehr zu (neuen) Mythen nicht die Lösung sein können:

„Gleichwie, die von der Aufklärung markierte Zäsur besteht darin, dass die Menschen sich nicht in beklagenswerten Zuständen einrichten, sondern sich selbst, ihre eigene Praxis und ihre eigenen Lernprozesse als Medium der Veränderung zum Besseren erfahren und erproben. Die besseren philosophischen Traditionen der Aufklärung wie ihre pädagogischen Ansprüche finden schließlich mit dem Bildungsbegriff Eingang in die klassische Philosophie. Sie hat in Kant – dem „Philosophen der Aufklärung“, wie Karl Popper zu Recht gesagt hat – ihre Vollendung und sie sucht eine Lösung von Problemen, die vorher gesehen, aber noch nicht geklärt waren.“ (118)

Teil 3: Pädagogik und die Strukturmerkmale der Moderne: Die heutige Gesellschaft

In diesem Teil soll das Verhältnis von Pädagogik und Gesellschaft (mit dem Schwerpunkt auf Deutschland) in der Gegenwart thematisiert werden. Die Frage ist allerdings, was man unter „Gegenwart“ zu verstehen hat, genauer: wann die „Gegenwart“ begonnen hat. Dies bedeutet unter anderem, dass man Abgrenzungskriterien gegenüber einer offensichtlich zu Ende gegangenen Vergangenheit finden muss.

Eine Möglichkeit besteht darin, Epochenumbrüche zu identifizieren. Es stellt sich dann allerdings die Frage danach, in welchem Bereich man nach solchen Epochenumbrüchen suchen soll. Denn es wurde bereits in früheren Teilen deutlich, dass man keineswegs mit einer Synchronität von Ereignissen und Entwicklungen in den verschiedenen Gesellschaftsfeldern (Ökonomie, Politik, Gesellschaft, Kultur) rechnen kann. So spricht man heute etwa von einem „digitalen Kapitalismus“ und sieht darin eine neue Entwicklungsstufe der kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, vielleicht sogar ein neues Wirtschafts- und Gesellschaftsmodell. Doch ist der digitale Kapitalismus immer noch Kapitalismus, so wie er sich in den letzten Jahrhunderten entwickelt hat. Bei allen, durchaus revolutionär zu nennenden Veränderungen bleibt es dabei, dass Arbeitskraft und mit ihr immer mehr Dinge und Prozesse des täglichen Lebens als Ware verstanden werden (Kommodifizierung). Dazu gehört eine Vernachlässigung des Gebrauchswert von Dingen und Prozessen zugunsten einer Dominanz des Tauschwertes, was wiederum verbunden ist mit einer umfassenden Quantifizierung all unserer Lebensumstände. Nach wie vor gilt das Prinzip der Gewinnmaximierung, auch wenn diese gegen moralische Standards und oft genug gegen gesetzliche Regelungen verstößt.

Auch im Hinblick auf gesellschaftliche Verhältnisse hat sich nicht nur nichts daran geändert, dass Ungleichheit ein wichtiges Charakteristikum ist, diese hat sich vielmehr in den letzten Jahren sogar noch dramatisch vergrößert.

Veränderungen gibt es in der Politik etwa dahingehend, dass sich die etwa um 1990 aufgekommene Hoffnung einer weltweiten Durchsetzung demokratischer Strukturen nicht realisiert hat, dennoch hat man nicht grundsätzlich Abschied von dem System der Menschenrechte genommen.

Wie ist also vor dem Hintergrund einer solchen Kontinuität des Geschichtsverlaufs eine Abgrenzung für eine „Gegenwart“ zu finden? Darauf wird im ersten Kapitel dieses Teils

eingegangen werden. Dazu werde ich einen Blick auf die große Zahl aktueller Gegenwartsdiagnosen werfen, so wie sie vor allem in der Soziologie angeboten werden. Ich werde Beispiele für relevante Zeitsignaturen angeben, wie sie in der Politik und in der Pädagogik bei der Entwicklung von Theorien und Konzepten und bei der Gestaltung der entsprechenden Praxis genutzt werden. Interessant ist zudem die Frage danach, ob man einen Wandel im Hinblick auf relevante und typische Sozialfiguren in den letzten Jahren konstatieren kann. All dies sind Kontext- und Ausgangsbedingungen für das pädagogische Denken der Gegenwart, auf das ich im letzten Kapitel dieses Teils eingehen werde.

16. Wann begann die Gegenwart

Es ist nicht einfach, auch bei gebräuchlichen Epochenbezeichnungen allgemein akzeptierte zeitliche Abgrenzungen zu finden. Das ist bei der (westlichen) Unterscheidung von Antike, Mittelalter und Neuzeit der Fall, es gilt aber auch dann, wenn man Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft voneinander abgrenzen will. Bei historischen Betrachtungen ist es oft üblich, solche Daten für Abgrenzungen zu nehmen, an denen bedeutsame und folgenreiche Ereignisse stattgefunden haben. Das gilt etwa bei Regierungsdaten berühmter Machthaber oder für den Beginn und das Ende von Kriegen, für Revolutionen oder Unabhängigkeitskämpfe. Man denke etwa an das Jahre 1618 und 1648, 1689, 1789, 1914 und 1918, 1933, 1939 und 1945. Manche historische Daten, die mit einem Epochenumschwung verbunden sind, werden zudem als jährlich begangene Feiertage gewürdigt. Es betrifft etwa Daten wie der 24. 12. Oder der 31.10. in christlichen Regionen.

Doch was bedeutet dies für die Abgrenzung der „Gegenwart“? Eine Möglichkeit zur Beantwortung dieser Frage bietet etwa das Konzept der Sattelzeit, das von Reinhard Koselleck zur Beschreibung der Umwälzungen rund um die Jahrhundertwende 1800 (etwa 1770-1830) eingeführt wurde. Diese Zeitspanne umfasst die Französische Revolution, den Siegeszug und schließlich die Niederlage von Napoleon und seinen Armeen und deren Einfluss auf Politik, Wirtschaft und Kultur nicht bloß in Europa.

Ähnliches könnte man im Hinblick auf die Jahrhundertwende 1900 (1870-1930) anführen: Die deutsche Einigung 1870 war nicht bloß der Beginn von Großmachtbestrebungen des Deutschen Kaiserreiches, sondern letztlich auch eine Grundlage für den ersten Weltkrieg, der als erster moderner Krieg in der Geschichte gilt. Auch die 1920 er Jahre waren nicht bloß (als erste Demokratie) in Deutschland relevant: Mit dem Erstarken der faschistischen nationalsozialistischen Partei entstehen in dieser Zeit die Voraussetzungen für den späteren Zweiten Weltkrieg und die faschistische Diktatur.

Die Frage ist nun, ob man auch bei der Jahrhundertwende 2000 von einer solchen Sattelzeit sprechen kann, ob man also in der Zeit zwischen 1970 und dem 2020 er Jahren ebenfalls gravierende Entwicklungen und Ereignisse findet, die möglicherweise einen Epochenumbruch benennen. Insbesondere interessiert im Kontext des vorliegenden Textes, inwieweit es nicht nur Kritik, sondern möglicherweise auch Modifikationen oder sogar Absagen hinsichtlich der Strukturmerkmale der Moderne (Rationalität, Universalismus,

Kapitalismus, Individualität, Leistung, Fortschritt, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Solidarität etc.) gegeben hat und gibt.

Zu diesem Schluss kommen zahlreiche Untersuchungen über die Entwicklungsprozesse der betreffenden Jahrzehnte. So gibt es eine Reihe von Publikationen, die „eine kurze Geschichte der Gegenwart“ (so der Untertitel von Sarasin 2022 und Rödder 2017) vorstellen und die den Beginn der Gegenwart in die 1970 er Jahre verlegen. So wählt Philipp Sarasin 1977 als das für ihn entscheidende Jahr, Frank Bösch wählt das Jahr 1979. Andreas Rödder (2017) und Pankaj Mishra (2017) legen sich zwar nicht auf eine bestimmte Jahreszahl fest, aber auch bei Ihnen stehen die Entwicklungen in den genannten Jahren im Mittelpunkt. Bei allen Unterschieden in der inhaltlichen Gestaltung und Schwerpunktsetzung (politische, ökonomische, technische oder kulturelle Entwicklungen) gehen zudem alle genannten Publikationen darauf ein, in welcher Weise die Voraussetzungen der dann näher dargestellten, zum Teil revolutionären Transformationsprozesse sich Jahrzehnte und zum Teil Jahrhunderte vorher entwickelt haben und beschreiben somit die Vorgeschichte dieser Prozesse.

Schon längere Zeit liegt das zunächst auf Englisch und dann 2017 in deutscher Sprache erschienene Buch des britisch-indischen Wissenschaftlers Pankraj Mishra vor. Sein Thema ist Zorn und Hass, die sich in den zahlreichen weltweiten gewalttätigen Protesten und Terrorakten in den letzten Jahrzehnten artikulieren. Eine Motivation dieser Gewaltakte findet Pankrash darin, dass die Vertreter*innen der Moderne zwar Fortschritt und Wohlergehen für alle versprochen haben, dass aber letztendlich nur kleine Eliten vor allem im Westen von diesen Errungenschaften profitieren und der Großteil der Menschen bewusst von diesen Errungenschaften ferngehalten wurde. Es gab das Versprechen kosmopolitischer Toleranz und Liberalität, doch galt dies nur für eine kleine Gruppe von Nutznießern dieser Errungenschaften der Moderne:

„Die ehrgeizigen Philosophen der Aufklärung brachten die Vorstellung einer zur Vervollkommnung fähigen Gesellschaft hervor: der Himmel auf Erden statt des Paradieses im Jenseits. Die französischen Revolutionäre griffen diesen Gedanken energisch auf, und Louis Antoine de Saint-Just, einer der größten Fanatiker unter ihnen, sagte den folgenden denkwürdigen Satz: ‚Das Glück ist ein neuer Gedanke in Europa‘. Bald schon wurde aus dieser Ansicht die neue politische Religion des 19. Jahrhunderts. Im 20. Jahrhundert drang sie tief in die postkoloniale Welt vor, wo sie zu einem Glauben an die Möglichkeit einer Modernisierung von oben wurde und aus traditionellen Lebensweisen und Überzeugungen, seien es buddhistische oder muslimische, moderne politische Ideologien machte.“ (178 f.)

Doch sah die reale Entwicklung anders aus:

„Die Industrialisierung im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert konzentrierte den Reichtum in den Händen einer winzigen Minderheit und verstärkte noch die Widersprüche einer unvollständigen Modernisierung. Hohe Steuern machten die Vereinigung des Landes zu einer wirtschaftlichen Last für die Ärmsten; Hunderttausende emigrierten (hier ist Italien gemeint; M. F.) in die Vereinigten Staaten. Von denen, die blieben, schlossen sich manche Protestaktionen an, die von apokalyptischen Ausbrüchen wie dem von Davide Lazzaretti in der Toskana bis hin zu Bauernaufständen und Straßenräuber reinreichten.“ (255)

Interessant ist gerade aus deutscher Perspektive, dass Mishra nicht bloß die Visionäre der Moderne, sondern auch frühe Kritiker wie etwa Rousseau (vor allem in seiner Gegnerschaft zu Voltaire) umfassend zu Wort kommen lässt. Zu diesen zählt er auch deutsche Kulturkritiker wie Herder oder Nietzsche:

„Die Grundidee zu diesem Buch kam mir, als ich einige Anmerkungen Nietzsches zum Konflikt zwischen dem abgeklärt elitären Voltaire und dem neidvollen Plebejer Rousseau las. Diese Anmerkungen enthielten eine unverbrauchte Sicht auf die Spaltungen der modernen Welt – Spaltungen, die bereits zu Beginn der Moderne im späten 18. Jahrhundert zutage getreten waren. Ähnliche Entdeckungen, Eingebungen und Ahnungen – etwa bezüglich Rousseaus Einfluss auf junge deutsche Provinzler, der für die Weltgeschichte so wichtige erste Kontakt eben dieser Provinzler mit Frankreich sowie die Bedeutung solcher vernachlässigter Gestalten wie Bakunin, Mazzini und Sorel – führt mich durch die Niederschrift von *Zeitalter des Zorns.“* (380)

Vor diesem Hintergrund kritisiert er auch unkritische Apologetiker der Moderne wie Peter Gay:

„Die Vielfältigkeit und die Widersprüche der Aufklärung blendete man in den liberalen Standarddarstellungen aus – so geht es zum Beispiel Peter Gay in seiner kommerziell erfolgreichen zweibändigen Geschichte aus den 1960 er Jahren – und präsentierte sie als einheitliches Projekt individueller Emanzipation, das den notwendigen und unvermeidlichen Übergang der Menschheit von der Tradition zur Moderne, Unreife zum Erwachsensein ein einleitete.“ (56)

Mishra beschreibt, wie geschickte Populisten den verständlichen Zorn vieler Menschen für ihre eigenen Zwecke politisch nutzten:

„In den Pamphleten wütender weißer Männer wie in den Erlassen rachsüchtigen islamischer, hinduistischer, buddhistischer und jüdischer Chauvinisten stoßen wir auf einen gnadenlosen

Machismo, nicht zu besänftigen und auch nicht zu verstehen versucht und der erst recht keine Tränen des Mitleids über die Not schwächerer Völker vergießt.“ (361)

Sein Fazit:

„Es ist notwendig, eine Welt ohne moralische Gewissheiten und metaphysische Garantien nicht nur zu interpretieren, damit die Zukunft nicht so grauenvoll wird. Vor allem müssen wir intensiver nachdenken über unsere eigene Verwicklung in alltäglichen Form der Gewalt und Enteignung und über unsere Gefühllosigkeit angesichts des allenthalben zu beobachtenden Leids.“ (362)

Drei weitere Bücher stammen von deutschen Historikern, die sich mit „der kurzen Geschichte der Gegenwart“ (so Philipp Sarasin und Andreas Rödder in den Untertiteln ihrer beiden Bücher) bzw. mit der Zeitenwende 1979 (mit dem Untertitel: Als die Welt von heute begann) befassen. Alle drei Autoren sind sich einig darin, dass mit den siebziger Jahren eine wichtige Zeitspanne zu Ende gegangen ist, die wesentlich durch die Strukturprinzipien der klassischen Moderne gekennzeichnet war, und eine neue Zeit begonnen hat.

Bei aller Verschiedenheit in der Anlage ihrer Darstellungen beschreiben alle drei Autoren nicht bloß die zum Teil radikale Infragestellung wichtiger Strukturprinzipien der Moderne (Fortschritt, Vernunft, Universalität etc.), sie tun dies auch auf der Ebene realer Entwicklungen und theoretischer Reflexion. Das wirtschaftspolitische Paradigma von John Maynard Keynes , das die sozialpolitische Rolle des Staates in den Vordergrund stellt und das in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg für ein ständiges ökonomisches Wachstum in westlichen Ländern gesorgt hat, wurde von einem – bis heute vorherrschenden – neoliberalen marktorientierten Paradigma abgelöst, das auf die individuelle Verantwortung und Eigeninitiative setzt und die Bereiche Gesundheit, Kultur, Bildung und Soziales abbauen will.

Dieses Paradigma wurde nicht bloß von politischen Strömungen verfolgt, zu denen es ohnehin immer schon gehörte (Wirtschaftsliberalismus, Margret Thatcher, Ronald Reagan), auch bislang wohlfahrtsstaatlich orientierte politische Strömungen wie die Sozialdemokratie übernahmen es zunehmend (Tony Blair, Gerhard Schröder).

Die siebziger Jahre sind die Zeit einer großen Ölkrise (autofreie Sonntage), die Zeit, in der das Finanzsystem von Bretton Woods beendet wurde, in der man von Stagflation (einer Verbindung von Inflation und Stagnation) gesprochen hat und in der eine einflussreiche

Studie des Club of Rome das „Ende des Wachstums“ proklamierte. Diese Zeitenwende stand im Zeichen einer ökonomischen Krise, die zugleich Auswirkungen auf Politik, Kultur und Gesellschaft hatte.

Es gab terroristische Organisationen wie die RAF in Deutschland, das Ende der Hippiebewegung, aber auch die wachsende Sensibilität in Fragen der Geschlechtergerechtigkeit. Philipp Sarasin spricht von einem Jahrzehnt der Verunsicherung (12 ff.), die sich auch in popkulturellen Produktionen (Rockmusik, apokalyptische Filme und Bücher etc.) spiegelte.

Der Begriff der Postmoderne, der zwar nicht neu war, wurde in einer einflussreichen Studie des französischen Philosophen Lyotard zu einer wichtigen Zeitsignatur. Sarasin bezieht sich zustimmend auf Andreas Reckwitz, der betont,

„dass sich die Moderne grundsätzlich dadurch auszeichnet, dass in ihr die Behauptung, Förderung oder Durchsetzung eines Allgemeinen gegenüber einem Partikularen dominieren – angefangen bei der Idee der Allgemeinheit des ‚Volkes‘ und seiner in der Nation verwirklichten ‚Einheit‘ über die Allgemeinheit des Rechts und die ‚universellen‘ Grundsätze menschlicher ‚Gleichheit‘ über die Durchsetzung von Nationalsprachen und nationalen Konfessionsgemeinschaften, die Ausbildung nationaler Kulturen, nationaler Organisationen, Vereine und Verbände sowie nationaler Massenmedien bis hin zur Vereinheitlichung von nationalen Wirtschaftsräumen, Maßen, Gewichten und Währungen, Schul-, Steuer- und Militärdienstpflicht. Im 20. Jahrhundert erzeugten politische Massenbewegungen und Massenparteien das subjektive Erlebnis und Gefühl, Teil eines ‚Größeren, einer ‚Allgemeinheit‘ zu sein, während Massenproduktion, Standardisierung und Massenkonsum für Verlässlichkeit, Normalität und die Teilhabe am gesellschaftlichen Wohlstand standen.“ (29)

Dagegen, so Sarasin:

„Aus sehr unterschiedlichen Gründen, aber in einer fast synchronen Bewegung seit den siebziger Jahren schwächte sich die Geltung und Anerkennung des ‚Allgemeinen‘ merklich ab, während sich die ‚Individualität‘ bzw. das Einzelne und Besondere in Gestalt von sogenannten ‚Kulturen‘ und ‚Identitäten‘, aber auch von hochgradig individualisierten Lebensstilen, von *unique selling points* der ‚Ich-AG‘ und der Inszenierung von Unverwechselbarkeit und Einzigartigkeit in den Vordergrund schoben.“ (30)

Bösch (2020) entwickelt die Darstellung der von ihm beschriebenen Transformationsszenarien unter Bezug auf spezielle Ereignisse oder Personen in den 1970 er Jahren. So sieht er in der Revolution im Iran den Beginn eines radikalen Islamismus, in der Polenreise von Johannes Paul II eine wichtige Ursache für den Niedergang des Sozialismus, in

der Revolution in Nicaragua den Beginn einer weltweiten Solidarität mit der Dritten Welt. Er beschreibt die Öffnung Chinas unter Deng Xiao Ping, die Flucht von Menschen aus Vietnam (Boatpeople), den sowjetischen Einmarsch in Afghanistan in seiner Verbindung mit dem NATO-Doppelbeschluss, Margarete Thatcher und gleichzeitig die Gründung der Grünen, den AKW-Unfall bei Harrisburg und in kultureller Hinsicht die weltweite Rezeption der Fernsehserie Holocaust:

:

„Die Ereignisse von 1979 zeigen auch, wie sich das Verhältnis zu Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit wandelte. Während man in den Jahren zuvor noch überwiegend die Chancen und Risiken der Zukunft erörtert hatte, schockierten nun viele eine übermächtige aufziehende Gegenwart, die oft mit einer Sehnsucht nach der Vergangenheit einherging. Angesichts der vielfältigen Umbruchserfahrung erschienen Begriffe wie Modernisierung oder Moderne für die Beschreibung der Gegenwart immer fragwürdiger. Vielmehr kamen nun Begriffe wie ‚Postmoderne' auf. Prominent machte diese Diagnose Jean-François Lyotards Schrift *La condition postmoderne* von 1979, die das Ende der großen Erzählungen proklamierte, etwa von der fortschreitenden Emanzipation der Menschheit. Diese hätten ihre Glaubwürdigkeit verloren, und an ihre Stelle sei nun eine neue Pluralität in das Bewusstsein eines Bruchs getreten. (…) Wie ratlos viele Intellektuelle damals auf die Welt blickten, zeigt der von 1979 von Jürgen Habermas herausgegebene Band *Stichworte zur geistigen Situation der Zeit*. Beiträge konstatieren ernüchtert eine ‚Unübersichtlichkeit' wischen dem Utopieverlust der Linken, einer konservativen Tendenzwende einer Krisenwahrnehmung, die viele an die frühen 1930 er Jahre erinnerte." (13 f.)

Frank Bösch sieht die Gemeinsamkeit der vielfachen Umbrüche seit den 1970 er Jahren darin, dass sie aus Krisenkonstellationen entstanden sind (397). Er bewertet diese Entwicklungen keineswegs negativ, zumal sich aus der Kritik vielfältige neue Entwicklungen ergaben. Wichtig ist, dass diese unterschiedlichen Entwicklungen nicht isoliert stattfanden, sondern vielfach – ermöglicht durch ein sich verdichtendes mediales Netzwerk – miteinander verbunden waren. Im Hinblick auf Deutschland schreibt er:

„Die Bundesrepublik spielte in vielen Umbrüchen eine besondere Rolle. Da sie exportstark war und meist einer der wichtigsten Handelspartner, besaß sie besonders enge Verbindungen in viele Regionen. Weil sie keine klassische Kolonialmacht war, verfügte sie zumindest über ein relativ hohes Ansehen. Deutsche konnten so oft entscheidenden Einfluss auf den Verlauf von Ereignissen nehmen, sei es bei der Befreiung der Geiseln im Iran oder bei der Unterstützung von Sandinisten und der Opposition in Nicaragua. Auch bei großen Krisen pflegten die Deutschen pragmatisch bestehende Kontakte und bauten neue aus." (401)

Als globalen Trend identifiziert Bösch nicht bloß ein Anwachsen der ökologischen Sensibilität, sondern auch eine gesteigerte Bedeutung der Religion.

Seine Schlussbemerkung:

„Die Zeitenwende 1979 brachte vielfältige Umbrüche in unsere Gegenwart, weil Menschen von einer besseren Welt räumten. Heute sehen wir mit Erstaunen, wie nachhaltig viele damals eingeschlagene Wege und Herausforderungen fortbestehen.“ (405)

Auch Andreas Rödder (2017) betrachtet die letzten Jahrzehnte als Zeit gravierender Wandlungsprozesse. Insbesondere ist es ihm ein Anliegen zu zeigen, dass die Transformationsprozesse nicht aus dem Nichts entstanden sind, sondern auf zum Teil langen Entwicklungen basieren. Er beschreibt die digitale Revolution und ihre Folgen, die neoliberale Globalisierung, den Klimawandel und die Energieproblematik, die Konsumgesellschaft und verschiedene Spaltungsprozesse (Männer-Frauen, Migration, Alt-Jung, Arm-Reich, Ost-West). Er zeigt, dass der lange Zeit totgesagte Staat keineswegs an Bedeutung verloren hat und er beschreibt die Probleme der europäischen Integration.

Interessant in unserem Zusammenhang ist *ein dreifaches Resümee (379 ff.)*:

Fünf Neuigkeiten des frühen 21. Jahrhunderts: Digitalisierung und rhizomatisches Denken, anthropogener Klimawandel, der Aufstieg der Anderen (gemeint ist der Verlust der Vormacht Europas), die europäische Integration und die Wahlfreiheit der Lebensformen.

Fünf historische Muster: anhaltende Bedeutung der Familie, Beschleunigung, Asymmetrie zwischen Kapitalismus und Demokratie, internationale Konflikte und Gewalt, deutsche Stärke in Europa (trotz zweier verlorener, von Deutschland verursachter Kriege)

Drei allgemeine Tendenzen: das Entschwinden des 20. Jahrhunderts (unter anderem Abschied von Ordnungsentwürfen der Welt des 20. Jahrhunderts); die Verschiebung des Rahmens, die Kultur der Inklusion und der Wandel der Freiheit (von einer entgrenzten ökonomischen Freiheit hin zu einer staatlich moderierten Freiheit); Umgang mit Ungewissheit (weg von geschlossenen Ordnungsentwürfen und verfestigten Rahmen hin zu der Einsicht, dass auch das Unwahrscheinliche geschehen kann:

„Nur wer offen dafür ist, dass alles auch ganz anders sein mag als gedacht, kann die Chance des Unvorhergesehenen nutzen. So gelangte Kolumbus nach Amerika, so wurde der Teebeutel und das Penicillin erfunden, und wenn sich neue Ideen mit dem Sinn für die Realitäten verbinden, dann macht die Geschichte der Gegenwart keine Angst vor der Zukunft.“ (392)

Beispiele für aktuelle Zeit-Signaturen

Es gibt zahlreiche Untersuchungen, in denen gezeigt wird, inwieweit unsere heutige Gesellschaft (zunächst einmal in Deutschland bzw. anderen westlichen Ländern) die Versprechungen der Moderne auf Freiheit, Gleichheit und Solidarität nicht nur nicht realisiert hat, sondern dass bereits erreichte Standards sogar wieder abgebaut werden. Es gibt profunde Studien, die zeigen, dass von ökonomischer Gleichheit überhaupt nicht die Rede sein kann, dass Armut wächst und Ungleichheit Formen annimmt, die selbst Befürworter des kapitalistischen Systems für problematisch halten. Man spricht von einem Ende der Aufstiegsgesellschaft, von einer wachsenden Mutlosigkeit und von Ängsten gegenüber der Zukunft, man spricht von „Zumutungen und Leiden im deutschen Alltag“ (Schultheis/Schulz 2005). In einer umfangreichen aktuellen Gesellschaftsanalyse (Schauer 2023) diagnostiziert die Autorin den Verlust utopischen Denkens:

„Und doch ist vom Schwinden des Möglichkeitssinns – so die abschließende These des Buches – nicht nur das politische Handeln, sondern auch das kritische Denken betroffen, das jenes begleiten und kommentieren, hinterfragen und umlenken will. Der spätmoderne Weltverlust bedeutet auch eine Krise der Kritik.“ (636)

Vor diesem Hintergrund fordert sie eine Revitalisierung des Möglichkeitssinns:

„Wo Gesellschaft nicht nur interpretiert, sondern verändert werden soll, bedarf es des Möglichkeitssinns in Theorie und Praxis. (…) Praktisch kann sie ohne Möglichkeitssinn nicht bestehen, weil ohne die Vorstellung, dass die Welt auch ganz anders sein könnte, die Rückverwandlung in ihr Gegenteil droht. (…) Aufgabe Kritischer Theorie heute wäre also die Errettung des Möglichen.“ (636 f.)

Die meisten Analysen sind sich einig darin, dass viele Ursachen der immer wieder diagnostizierten Befunde wie Erschöpfung, Burnout, Depression, Perspektivlosigkeit etc. damit verbunden sind, dass einem entfesselten Kapitalismus keine Grenzen gesetzt werden. Dies findet sich auch in einer internationalen Perspektive, wenn etwa Jean Ziegler (2008) von

einem „Hass auf den Westen“ spricht und eine wesentliche Ursache Sachen in der Arroganz und in der ökonomischen Unersättlichkeit des Westens findet.
Inzwischen gibt es zahlreiche Vorschläge einer Veränderung. So spricht Uwe Schneidewind, lange Jahre Präsident des renommierten Wuppertal-Instituts, von der Notwendigkeit von sieben Wenden, die zu einer – auch vom Wissenschaftlichen Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen WBGU geforderten – „Großen Transformation“ führen sollen:

- Wohlstands- und Konsumwende
- Energiewende
- Ressourcenwende
- Mobilitätswende
- Ernährungswende
- urbane Wende
- industrielle Wende.

In Anlehnung an Robert Musil forderte er eine Möglichkeitswissenschaft, die eine solche Transformation unterstützen soll. Sie soll dies auf zweierlei Weise tun:

„1. Sie tut es in einer kritischen Funktion, in der sie Grundannahmen gesellschaftlicher Debatten immer wieder hinterfragt. Das Aufdecken von Wahrheit im Sinne von naturwissenschaftlichen Fakten und Zusammenhängen wie in der Klimaforschung ist ein Teil dieses kritischen Programms: Es sensibilisiert für die naturwissenschaftlichen Folgen menschlichen Handelns. Genauso wichtig ist aber die Sensibilisierung für kulturelle und sozioökonomische Zusammenhänge sowie die oft impliziten Grundannahmen gesellschaftlicher Praxis, wie sie von einer (kritischen) Sozial- und Kulturwissenschaft geleistet wird. (…)

2.Wissenschaft zeigt darüber hinaus Szenarien und mobile mögliche Zukünfte auf. Dies ist der Kern von Zielwissen. Hier entwickelte Wissenschaft durchaus eine utopische Kraft, um das Handeln von Akteuren zu orientieren und zu inspirieren.“ (Schneidewind 2018, 435)

All diese Befunde und Vorschläge sind auch in der Erziehungswissenschaft bekannt. So hat schon in den 1980 er Jahren der Erziehungswissenschaftler Wolfgang Klafki von „epochaltypischen Schlüsselproblemen“ gesprochen und diese in den Feldern Frieden, Umwelt, Leben in der einen Welt, Umgang mit Technik, Demokratie,

Verteilungsgerechtigkeit, Menschenrechte und nicht zuletzt Glücksfähigkeit identifiziert (siehe Fuchs 2024).

17. Epochaltypische Schlüsselprobleme und Subjektformen in der gesellschaftlichen Transformation

Subjekt und Gesellschaft

Damit der Mensch in seiner Gesellschaft zurechtkommt, muss er die Regeln und Normen der Gesellschaft kennen. Dies bedeutet nicht unbedingt, dass er diese Regeln kritiklos akzeptieren muss, denn es gehört zum Selbstverständnis des modernen Menschen, auch in die Gestaltung der Rahmenbedingungen seines Lebens eingreifen zu können. Insbesondere spürt der Mensch, wenn diese Rahmenbedingungen nicht so gestaltet sind, dass er sein eigenes Projekt des guten Lebens nicht realisieren kann. Genau dies ist aber von der Ordnung der Gesellschaft zu erwarten, wenn sie von den Menschen akzeptiert werden will.

Dieser Gedanke der Passfähigkeit geistiger Strukturen mit realen Strukturen in den unterschiedlichsten Gesellschaftsfeldern (Wirtschaft, Politik, soziales Zusammenleben) ist nicht neu. So ist es kein Zufall, dass bereits in der griechischen Antike, etwa in den philosophischen Schriften von Platon, Fragen der Erziehung in denselben Schriften behandelt werden, in denen es um geeignete politische Organisationsformen geht. Der Staat, so sagte es einmal Ernst Cassirer, erzieht genau solche Subjekte, die er zu seiner Aufrechterhaltung benötigt. Diese Aussage kann man auch auf das ökonomische System ausdehnen. So gibt es immer wieder bedeutende Studien, die die Entstehung bestimmter Sozialcharaktere oder Sozialfiguren auf die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse zurückführen. Marx sprach von „Charaktermasken“ und meinte damit das notwendige Verhalten etwa von Kapitalisten, damit diese erfolgreich waren. Max Weber sprach von einer „methodischen Lebensführung“, so wie sie in einer kapitalistischen Ordnung gefordert wird. David Riesman entwickelte in seinem frühen soziologischen Bestseller aus dem Jahre 1950 („Die einsame Masse“) eine Typologie von Verhaltensstilen (traditionsgeleitet, innengeleitet, außengeleitet), Herbert Marcuse sprach von dem „eindimensionalen Menschen“ (erstmals 1964). Später beschrieb der Sozialwissenschaftler Richard Sennett den „flexiblen Menschen“ unter dem Originaltitel: Die Korrosion des Charakters“. Heute ist es das „unternehmerische Selbst“ oder die „Ich-AG“, die als typische Sozialfigur für den neoliberalen Kapitalismus gesehen wird. Eine theoretisch gehaltvolle Erklärung dieser Prozesse liefert etwa Pierre Bourdieu mit seinem Habituskonzept (siehe zu solchen Typologien die Übersicht in Fuchs 2012).

Auch in der Erziehungswissenschaft wird dieser Zusammenhang zwischen Gesellschafts- und Persönlichkeitsstruktur seit langem gesehen. Dies ist nicht bloß in der Sozialisationsforschung der Fall (vgl. Hurrelmann u. a. 2015), sondern man findet bereits im 18. Jahrhundert bei Pestalozzi die Erkenntnis, dass der Mensch ein Produkt der Natur, der Gesellschaft und seiner selbst sei. Um zu verstehen, wie dieser „Produktionsprozess“ des passfähigen Subjekts zustande kommt, ist die seit Jahren eingeführte Unterscheidung formal – nonformal – informell hilfreich. Im Hinblick auf formale Bildung spielt das sich entwickelnde Bildungssystem eine zunehmend wichtige Rolle. Helmut Veith (2003) hat in einer umfangreichen historischen Studie rekonstruiert, in welcher Weise sich die Ziele, die für das Bildungssystem maßgeblich wurden, im Hinblick auf politische Ordnungsvorstellungen und ökonomische Qualifikationserfordernisse verändert haben.

Eine einflussreiche Theorie der gesellschaftlichen Funktionserwartungen – diese Theorie wurde zunächst nur für die Schule entwickelt, sie lässt sich allerdings auch in außerschulischen Kontexten anwenden – hat der Erziehungswissenschaftler und Psychologe Helmut Fend (siehe etwa 2009) entwickelt. Er unterschied im Anschluss an die soziologische Systemtheorie von Talcott Parsons die vier Subsysteme Wirtschaft, Politik, Gemeinschaft und Kultur und ordnete jedem dieser Subsysteme bestimmte Funktionsanforderungen an die Schule zu: Qualifikation (Wirtschaft), Legitimation (Politik), Allokation und Selektion (Soziales) und Enkulturation (Kultur). Interessant hierbei ist, dass die Funktionsanforderungen der einzelnen Subsystemen, sondern sogar innerhalb desselben Subsystems unterschiedlich sein können. Daraus ergibt sich ein Konglomerat widersprüchlicher Zielformulierungen, was immerhin auch dazu führt, dass keineswegs nur eine einzige Sozialfigur in dem ausdifferenzierten Bildungssystem angestrebt wird. Hierbei ist der Aspekte der Macht und des Einflusses sowie die betreffende Zielgruppe zu berücksichtigen.

Neben den formalen und nonformalen Bildungsangeboten, die zum Teil durch gesetzliche normative Vorgaben (Schulgesetze, Weiterbildungsgesetze, Kinder- und Jugendhilfegesetz etc.) geregelt sind, gibt es das weite Feld der informellen Bildung. Die Bedeutsamkeit dieses Bereichs hat nicht bloß die Sozialisationsforschung hervorgehoben, welche unterschiedliche Sozialisationsinstanzen in den Blick nimmt, sondern sie wird auch von einer Studie bestätigt, die seinerzeit vom Bundesbildungsministerium in Auftrag gegeben wurde (Dohmen 2001). Dieser Studie zufolge werden etwa 70 % aller für die Lebensführung notwendigen Kompetenzen durch informelle Lernprozesse erworben. Hierbei spielt zunehmend der

Umgang mit Medien eine Rolle. Wenn es also richtig ist, dass Lebenswelten Medienwelten sind, dann muss man sehen, dass es zwar sinnvoll und notwendig ist, über Bildungsbegriffe und Bildungsziele (im Bereich der formalen und nonformalen Bildung) nachzudenken, dass aber ein wesentlicher Teil der Mediensozialisation außerhalb organisierter Bildungsangebote stattfindet (siehe Vollbrecht/Wegener 2010).

Zur Frage, ob der digitale Kapitalismus eine neue Entwicklungsstufe darstellt

Die in der Überschrift genannte Frage wird von verschiedenen Autor*innen sehr unterschiedlich beantwortet. Zum einen kann man feststellen, dass der digitale Kapitalismus auch Kapitalismus ist. Das bedeutet, dass er nach denselben Strukturprinzipien funktioniert, wie sie sich im Laufe der letzten Jahrhunderte entwickelt und durchgesetzt haben. Horst Niesyto (2019) hat in seinem Vergleich der Strukturprinzipien der Digitalität und des Kapitalismus nicht nur eine Reihe solcher Strukturprinzipien in beiden Bereichen aufgelistet, sondern auch eine große Übereinstimmung festgestellt. Es handelt sich um Quantifizierung und Messbarkeit verbunden mit einer zunehmenden Ökonomisierung von Bildung und anderen Bereichen der Gesellschaft (Gesundheit, Künste, soziales Zusammenleben, Politik etc.). Es geht um Effizienz und Nützlichkeit, die in der Regel durch quantitative Messverfahren nachgewiesen werden. Das ökonomische Prinzip bedeutet auch eine bestimmte (im historischen Ablauf veränderte) Zeitstruktur, ganz so, wie es Benjamin Franklin seinerzeit schon sagte: Zeit ist Geld. Es geht in der modernen Gesellschaft um eine lineare Zeitvorstellung im Gegensatz zu einer zyklischen Zeitvorstellung in früheren Zeiten. Insbesondere sind Beschleunigung und das Ziel stetigen Wachstums ein wichtiges Merkmal. Digitalität ebenso wie Kapitalismus verfolgen zudem beide das Ziel einer zunehmenden Vernetzung, einer großen Flexibilität der Menschen, der zunehmenden Datifizierung aller Prozesse und Abläufe. Felix Stalder (2016) findet in seiner kulturwissenschaftlichen Analyse des digitalen Kapitalismus die Prinzipien der Referentialität, der Algorithmizität und der Gemeinschaftlichkeit.

Im Hinblick auf die Frage danach, ob man es nunmehr mit einem veränderten Kapitalismus zu tun hat und ob sogar die Möglichkeit besteht, dass sich – wie Marx und Engels es noch erhofften – der Kapitalismus aufgrund seiner Funktionslogik selbst zerstört, neigt man heute mehrheitlich zu einer negativen Antwort. Man hat vielmehr festgestellt, dass es dem

Kapitalismus immer wieder gelingt, selbst kritische Positionen so zu integrieren, dass sie die zentrale Funktionslogik eher verbessern als zerstören (siehe Boltanski/Chiapello 2016). Man kann zudem zeigen, dass der Prozess der Digitalisierung, den man oft in der öffentlichen Debatte mit der Entwicklung der neuen elektronischen Techniken und Medien in Verbindung bringt, also etwa mit der Zeit seit der Entdeckung der Elektronenröhre, der Diode und des Transistors, eine sehr viel längere Tradition hat (siehe Fuchs 2021). Dies hat man etwa im Rahmen der Toronto-Schule (Marshall McLuhan, später und aktuell Derrick de Kerckhove) erforscht. Kulturgeschichtlich geht es um die Zeit der Erfindung des Buchstabenalphabets, das die Griechen von den Phöniziern übernommen haben. Die Nutzung eines Alphabetes, also die Zusammensetzung atomarer Bausteine (der Buchstaben) zu Worten und Sätzen, war eine Anwendung atomistischer Vorstellungen griechischer Philosophen und kann als revolutionärer Schritt zur Digitalisierung gesehen werden:

„Ich möchte schon hier eindringlich darauf hinweisen, dass die alphabetische Schrift nicht durch ihren Inhalt, durch das, was sie „sagt“, sondern durch ihre Struktur die spezifisch abendländische Art und Weise des Zur-Welt-Seins und des Denkens prägte. Sie beeinflusst das Gehirn über den Blick, bevor sie das Denken berührt. Ich betone, dass es sich um eine tiefgreifende Beeinflussung auf physiologischer Ebene handelt, um auf die determinierende Dimension der Beziehung von Schrift und Kultur hinzuweisen.“ (Kerckhove 1995, 10)

Kerckhove spricht hier von dem Alphabet als „Software des Abendlandes“ (11).

Der von Gutenberg und anderen erfundene Buchdruck, bei dem man ebenfalls mit einer begrenzten Anzahl einzelner Buchstaben Fließtexte erstellen konnte, ist eine technische Umsetzung dieses atomistischen Grundprinzips. In einer kulturwissenschaftlichen und kulturhistorischen Sichtweise kann man dies – vor allem dann, wenn man die Forschungen von Alfred Sohn-Rethel berücksichtigt – als wichtige Ausgangsbedingung für den entstehenden Kapitalismus und seine Denkform betrachten.

Angesichts der Ubiquität dieser Denkform und der mit ihr verbundenen Realität kann man nun fragen, ob es überhaupt die Möglichkeit gibt, sich zumindest zeitweise ihrer Denk- und Handlungslogik zu entziehen. Folgt man Adorno mit seiner These von den „Verblendungszusammenhängen“ und seiner Aussage, es könne kein richtiges Leben im falschen geben, dann scheint ein solcher Ausstieg nicht möglich zu sein. Allerdings wären dann auch kritische Positionen gegenüber einer kapitalistischen Gesellschaftsordnung nicht

möglich. Die Realität zeigt jedoch, dass man scheinbare Selbstverständlichkeiten, wie sie die Marktgesellschaft suggeriert, nicht unbedingt hinnehmen muss.

Erneut: Kulturkritik und Moderne

In Europa entwickelte sich die Moderne als kapitalistisch organisierte bürgerliche Gesellschaft mit erheblichen Ungleichzeitigkeiten in den unterschiedlichen Regionen. Während sich in England aufgrund der 1689 herbeigeführten politischen Ordnung auf der Basis genialer technischer Errungenschaften (zum Beispiel die Dampfmaschine) und mithilfe von Finanzmitteln, die durch Sklavenhandel und Kolonialismus erworben wurden („ursprüngliche Akkumulation“, so Marx), die Industriegesellschaft entwickelte, musste man in Deutschland noch längere Zeit auf eine solche Entwicklung warten (siehe neben den oben genannten historischen Darstellungen Fuchs 2021a. Helmuth Plessner (1974) sprach im Hinblick auf Deutschland von einer „verspäteten Nation“.

Die Bewertung dieses Prozesses fiel allerdings bei den Beobachtern in Europa nicht nur positiv aus. So formulierte der Schweizer Philosoph Jean-Jacques Rousseau bereits Mitte des 18. Jahrhunderts eine vielgelesene Kulturkritik in seiner Preisschrift zu einer entsprechenden Aufgabenstellung der Akademie in Dijon, in der er vehement bestritt, dass die Entwicklung der Wissenschaften zu einer Verbesserung der Sitten führen würde. Eine Geschichte der Kultur der Moderne lässt sich auch als eine Geschichte der Kulturkritik schreiben, in der Jean-Jacques Rousseau prominente Nachfolger fand. Von Anbeginn an fokussierte sich diese Kulturkritik auf bestimmte Aspekte des Lebens in der Moderne. Vor allem sprach man von einem Verfall der Sitten und von Entfremdung und Entzweiung, so wie sie durch den sich durchsetzenden arbeitsteiligen Produktionsprozess in den neugegründeten Fabriken verursacht wurden und zu psychischen und charakterlichen Fehlentwicklungen führten. Schiller griff diese Kulturkritik in seinen „Briefen zur ästhetischen Erziehung“ im Jahre 1795 auf.

Es blieb jedoch nicht bloß bei einer Kritik am Logozentrismus, am Nützlichkeits- und Fortschrittsdenken, sondern man entwarf Gegenmodelle, wobei oft genug die Künste und eine ästhetische Praxis zu Hoffnungsträgern einer alternativen Lebensweise wurden. Solche Überlegungen finden sich bereits bei Schiller in den genannten Briefen, die bis heute immer wieder als Legitimationsgrundlage für eine ästhetische Praxis und Bildung zugezogen

werden. Auch Herrmann Glaser zitierte in seiner Programmschrift für eine neue Kulturpolitik und ein „Bürgerrecht Kultur“ umfänglich Schillers Ausführungen (Glaser/Stahl 1983). Denn in einer solchen Praxis – so Schiller – erlebt der Mensch nicht bloß genussvoll in einem spielerischen Umgang mit ästhetischen Gestaltungsprozessen Freude an einer sinnlich erfahrbaren Freiheit, sondern – so die emanzipatorische Hoffnung von Schiller – entstehe dadurch auch der Wunsch nach einer Übertragung dieser Gestaltungsprinzipien auf den gesellschaftlichen und politischen Raum.

Dieser Gedanke der Schaffung ästhetischer Gegenwelten, in denen die Entwicklung einer ganzheitlichen Persönlichkeit möglich ist, wird seither immer wieder aufgegriffen. Der Gedanke findet sich in der Romantik, er ist ein wesentliches Gestaltungsprinzip in der Lebensphilosophie und in den verschiedenen gesellschaftlichen Reformbemühungen am Ende des 19. Jahrhunderts sowie in der in diesem Zusammenhang entstehenden Reformpädagogik (Stichwort „musische Bildung“). Er findet sich in den Konzeptionen einer Neuen Kulturpolitik seit den späten 1960er Jahren und er wird bis heute als Alternative zu einer als menschenfeindlich betrachteten modernen Gesellschaft, zumindest aber als Kompensation ihrer negativen Folgen für die Persönlichkeitsstruktur der Menschen, gesehen.

Während Max Weber die Entstehung der modernen kapitalistischen Gesellschaft als Prozess der Entzauberung der Welt interpretierte, handelt es sich bei all diesen Versuchen darum, in ästhetischen Gegenwelten zu einer Wiederverzauberung der Welt zu gelangen. Die Philosophin Cornelia Klinger (1995) untersuchte diese unterschiedlichen Bewegungen auch im Hinblick auf ihre politischen Dimensionen und zeigte, dass es neben emanzipatorischen Ansätzen auch solche Strömungen gab, die mit ihrer aufklärungs- und kulturkritischen Haltung den Boden für den Nationalsozialismus bereiteten (siehe auch Stern 1963). Eine Ästhetisierung der Gesellschaft und insbesondere der Politik kann also durchaus in eine andere Richtung führen, als sie Schiller mit seinen politischen Visionen vorschwebte.

All diese Debatten führen in wissenschaftlicher Hinsicht zu der Frage nach den Wirkungen der Künste und einer künstlerisch-ästhetischen Praxis. Yvonne Ehrenspeck (1998) setzte sich kritisch mit zu starken Wirkungsbehauptungen der Künste auseinander, so wie sie heute im Bereich der Wirkungsforschung als Teil einer sich verwissenschaftlichenden Kulturpädagogik thematisiert werden (vgl. Rittelmeyer 2012). Aus einer philosophischen Perspektive warnte bereits Willi Oelmüller (1982) vor zu weitreichenden Erwartungen an die Künste:

„Idealistische und romantische Theoretiker und ihre Nachfolger bis heute erwarten vom Schönen und Ästhetischen eine Aufhebung der Entfremdungsprobleme der modernen bürgerlichen Gesellschaft, eine Veränderung der Welt: einen „ästhetischen Staat“ (Schiller), eine „neue Religion“ (Systemfragment), eine „neue Kunstreligion“ (früher Hegel), eine „neue Mythologie“ (Schelling), eine Poetisierung des Lebens und der Gesellschaft: die romantische Poesie… (will) die Poesie lebendig und gesellig, und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen (Schlegel). Auf solche Überforderungen des Schönen und Ästhetischen folgt bis heute Enttäuschung und Ernüchterung. Die Fantasie ist in der bürgerlichen Gesellschaft nicht an die Macht zu bringen.“ (56; siehe hierzu auch Fuchs 2011)

Eine Herausforderung für solche Ansätze war die Frage danach, ob die oft überbordenden Wirkungszuschreibungen einer ästhetischen Praxis in der Realität auch gefunden und nachgewiesen werden können. Dazu kam auf der Ebene der Politik die Forderung nach einer „Evidenzbasiertheit“ und einer durch die PISA-Untersuchungen forcierte quantitativ-empirische Ausrichtung in der pädagogischen Forschung. Interessant ist, dass in den frühen Argumentationen zugunsten einer ästhetischen Praxis Fragen der Moral- und Charakterentwicklung im Vordergrund standen, wohingegen sich der Fokus in den 1990er Jahren entsprechend dem Konzept einer zu fördernden „Wissensgesellschaft“ auf die Transferwirkungen bei der kognitiven Entwicklung richtete („Mozart macht schlau!“).

Pathologien der Moderne

Offenbar gibt es nun erhebliche Probleme bei diesem Zusammenspiel von individuellen Erwartungen und den Möglichkeiten, diese auch zu realisieren. Letztlich kann man alle kritischen Haltungen gegenüber einer bestimmten Gesellschaft darauf zurückführen, dass es eine Unzufriedenheit mit den vorhandenen Strukturen gibt. Gerade in der Moderne mit ihrem Charakteristikum, dass Menschen selbstreflexiv mit den Bedingungen ihres Lebens umgehen, verbreitete sich eine solche Gesellschaftskritik. Man spricht von einem „Zeitalter der Nervosität“ (Joachim Radkau), das bereits um die Jahrhundertwende 1900 identifiziert wurde. Man spricht von „Pathologien des Sozialen“ wie in dem Sammelband, den Axel Honneth (1994) herausgegeben hat und in dem Entfremdung, Gemeinschaftsverlust, Kommerzialisierung und Verdinglichung sowie eine mangelhafte Durchsetzung von Gerechtigkeitsprinzipien diskutiert wird. Aktuell gibt es Diagnosen, die sich über ein

Unbehagen in der Gesellschaft beklagen. So heißt es in der Verlags-Ankündigung eines entsprechenden Buches von Alain Ehrenberg (2011):

„In den letzten Jahrzehnten sind in den westlichen Gesellschaften die Freiheitsspielräume und Wahlmöglichkeiten bei der individuellen Lebensgestaltung enorm gewachsen. Im Zuge der Liberalisierung und Privatisierung wurden traditionelle Rollenvorgaben und gesellschaftliche Bindungen aufgelöst. Die alte Frage ‚Was *darf* ich tun?' ist abgelöst worden von der neuen Frage ‚Was *kann* ich tun?'. Dadurch sehen sich die Menschen mit einer neuen Quelle des Leidens konfrontiert: ihrer Unfähigkeit, die Freiheitsspielräume und Wahlmöglichkeiten für ein gelingendes Leben zu nutzen. Eine rapide Zunahme narzisstischer Persönlichkeitsstörungen und depressiver Erkrankungen ist die Folge."

Leiden ist ein Stichwort, das bereits der Soziologe und Sozialisationsforscher Hans Peter Dreitzel (1972) in den Mittelpunkt seines Grundlagenwerkes zur Sozialisationsforschung gestellt hat. Auch er spricht von Pathologien, von Anomie und Entfremdung, die letztlich zu Verhaltensstörungen führen. Gesellschaftsanalyse wird in dieser Hinsicht immer auch zur Analyse des Leidens des Individuums in der Gesellschaft.

„Der Mensch ist ein leidendes Wesen, daran besteht kein Zweifel. Die Quellen seiner Leiden hingegen sind unterschiedlicher Art. Mit seiner körperlichen Verfassung hält ihn die Natur in ihrem Griff, begrenzt seinen Bewegungsspielraum, setzt seiner Existenz mit dem Tod ein Ende, schlägt ihn zuvor schon mit Krankheit und Verfall. Aber seit je galten neben den Seuchen die Kriege, neben dem Tod der Teufel als die ärgsten Feinde des Menschen. Anders als das Tier lebt er nicht unmittelbar aus seiner Natur, sondern muss seine Existenz absichern durch Versachlichung seiner Umwelt und Produktion seiner Lebensbedingungen. Erst auf dem Umweg über andere, erst wenn er sich der von ihm immer neu produzierten gesellschaftlichen Ordnung unterwirft, kann er als Mensch leben und sich seiner selbst als solcher gewiss sein. Seine Konstitution zwingt ihn nicht nur zu sein, was er körperlich ist, sondern sich in der Vermittlung durch Material und soziale Umwelt als ein Selbst zu haben. Deshalb leidet er nicht nur unter der Bürde seiner Körperlichkeit, sondern auch unter dem Druck der Ordnungen, die er sich gibt und geben muss. Nur der Mensch muss sich dazu verstehen, seiner Welt einen Sinn abzugewinnen, der ihm Legitimation der gesellschaftlichen Ordnungen und Orientierungsmaßstab seines Handelns ist. Wird ihm dieses Sinnverständnis zweifelhaft, so erleidet er die gesellschaftlichen Ordnungen als Zwang." (1972, 1)

Man kann hierbei durchaus die von Wolfgang Klafki genannten epochaltypischen Schlüsselprobleme (Umwelt, Ungleichheit, Krieg und Frieden, Bevölkerungswachstum, technische Entwicklung etc.) als Ursachen für das individuelle Leiden nehmen. Das Problem bei der Diagnose solcher Leidensursachen besteht darin, dass zwar einerseits der Einzelne

dem entsprechenden Gefahrenpotenzial unterworfen ist, dass er aber andererseits aktiv daran mitwirkt, dass diese Problemlagen entstanden sind und nur zögernd behoben werden. Jeder Einzelne ist zugleich Täter und Opfer.

Neuere Gesellschaftsanalysen weisen zudem darauf hin, dass zu den klassischen Pathologien der Moderne (Entfremdung, Entzweiung, Nervosität, Stress, Burnout, Heimatlosigkeit etc.) neue Herausforderungen gekommen sind. Dies betrifft etwa den mit der Entwicklung neuer Medien verbundenen Trend zur Metrifizierung und Datafizierung, zur Kommodifizierung und Digitalisierung verbunden mit den Möglichkeiten, den Aspekt der Kontrolle, der Disziplinierung und Überwachung nicht bloß zu verstärken, sondern es sind auch überaus erfolgreiche Unternehmungen im Bereich des sogenannten digitalen Kapitalismus entstanden, die daraus lukrative Geschäftsmodelle entwickelt haben. Auch der Trend zu einer verstärkten Individualisierung, zu einer Gesellschaft der Singularitäten (Andreas Reckwitz) ist aufs Engste mit der Entwicklung digitaler Medien verbunden.

Mit dieser gesellschaftlichen Entwicklung ist die Entstehung neuer Subjektformen verbunden (z. B. das „digitale Subjekt“). Dass sich bei gesellschaftlichen Transformationsprozessen neue Subjektformen und Sozialfiguren entwickeln, ist keine neue Erkenntnis. Es wurde oben bereits auf das ambitionierte mehrbändige Publikationsprojekt hingewiesen, in dem in den verschiedenen Jahrhunderten seit der ägyptischen und griechischen Antike jeweils relevante Sozialfiguren vorgestellt werden. Andreas Reckwitz (2006) untersucht den Wandel von Subjektformen seit dem 18. Jahrhundert und korreliert diese mit der Entwicklung der Gesellschaft (bezogen auf Europa).

Gesellschaftliche Wandlungsprozesse werden oft krisenhaft erfahren. Der Soziologe Günter Dux (2013) schreibt hierzu:

„Wir sind mit der Marktgesellschaft in eine Krise geraten. Recht betrachtet sind es drei Krisen, denen sich die Gesellschaft ausgesetzt sieht: der Krise, die durch die Bedrohung der Lebensdienlichkeit der Umwelt bewirkt wird, der Krise des europäischen Währungssystems und der Krise des Bankensystems im Finanzsystem. Drei Gemeinsamkeiten sind es, die die Krisen bestimmen:

- Jede ist durch das ökonomische System der Marktgesellschaft bewirkt. Der liegt, wie wir wissen, die Logik der Kapitalakkumulation zu Grunde.
- Von jeder Krise ist festzustellen, dass das ökonomische System nicht in der Lage ist, ihrer Herr zu werden.

• Von jeder lässt sich sagen, dass sie – wenn überhaupt – nur durch eine Inversion der Gestaltungshoheit in der Marktgesellschaft zu bewältigen ist. Abhilfe schaffen kann nur das politische System.“

Und weiter:

„Tatsächlich ist die Bewältigung der Krisen an drei Bedingungen gebunden:

• Das politische System vermag die Krise nur zu bewältigen, wenn es die Logik des ökonomischen Systems preisgibt und das ökonomische System von einer Logik der Kapitalakkumulation auf ein Gleichgewichtslogik umstellt, die in der Lage ist, einen Ausgleich zwischen Ökonomie und Natur herzustellen.

• Mit der Preisgabe der Logik des ökonomischen Systems muss überdies der Aufbau einer Gesellschaft einhergehen, in der die Zielvorgabe der Demokratie, die gesellschaftlichen Voraussetzungen einer so selbstbestimmten wie von Sinn bestimmten Lebensführung für alle und jeden zu schaffen, umgesetzt wird. Die Demokratie muss mit anderen Worten eine Chance bekommen, die sie in einer kapitalistisch verfassten Gesellschaft nicht hat.

• Möglich ist der Aufbau einer Gesellschaft unter der Zielvorgabe der Demokratie nur, wenn sich dazu im politischen System ein Machtpotenzial bildet.“ (245 f.)

Das Leiden an diesen gesellschaftlichen Entwicklungen wirkt sich auf der individuellen Ebene in Form unterschiedlichster Krankheitssymptome aus. So hat sich seit dem 18. Jahrhundert zunehmend die Erkenntnis durchgesetzt, dass die Ursachen für individuelle Erkrankungen nicht bloß im Individuum selbst zu suchen sind, sondern dass es soziale Umstände sind, die zu Krankheiten führen können. Es entwickelt sich eine soziale Medizin, die sich etwa um die Frage der Arbeitsbedingungen und der Arbeitsfähigkeit kümmert, die generelle Umweltbedingungen, etwa im Straßenverkehr, als mögliche Krankheitsursachen identifiziert. Eine Soziologie der Medizin untersucht den Zusammenhang zwischen materiellen, sozialen und kulturellen Ressourcen auf der einen Seite und dem Wohlergehen des Menschen auf der anderen Seite. Nadin Reibling (2021) ordnet die Vielzahl möglicher Forschungsgegenstände drei Dimensionen zu:

- die soziale Produktion von Gesundheit und Krankheit: soziale Muster der Verteilung von Gesundheit und Krankheit, Suche nach sozialen und nicht-biologischen oder psychologischen Erklärungen für diese Muster
- die soziale Konstruktion von Gesundheit und Krankheit: Aufklärung, wie und warum Definitionen von Gesundheit und Krankheit zwischen Kulturen und über die Zeit variieren; Reflexion von Kultur, Politik und moralischen Vorstellungen einer

Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit durch die herrschende Definition von Gesundheit und Krankheit

- die soziale Organisation von Gesundheit und Krankheit: Analyse und Bewertung der Art und Weise, wie eine bestimmte Gesellschaft ihre gesundheitliche Versorgung organisiert, finanziert und in Anspruch nimmt; Empfehlungen zur Vermeidung von Fehlsteuerungen (2f.)

Zu diesem Diskussionskontext gehört auch der Paradigmenwechsel, der mit dem Konzept der Salutogenese verbunden ist, nämlich Krankheit nicht als Gegenteil von Gesundheit zu betrachten und einen Arbeitsschwerpunkt darin zu sehen, Ressourcen zu fördern, die die Befähigung des Menschen, ihre Gesundheit stärken, verbessern. Einflussreich in diesen Debatten ist auch der Aspekt der Konstruktion von „Krankheit“ verbunden mit der Frage, wie die Gesellschaft mit Krankheit und mit Kranken umgeht. Einen besonderen Einfluss hatte in dieser Hinsicht die Studie über Wahnsinn von Michel Foucault. (siehe auch Dörner 1975).

18. Pädagogisches Denken I und der Diskurs der Moderne

A. Überblick

In diesem Kapitel soll kein Überblick über aktuelle Theorien der Bildung, der Erziehung und der Erziehungswissenschaft insgesamt gegeben werden, sondern es soll lediglich an einzelnen Beispielen untersucht werden, inwieweit Strukturmerkmale der Moderne, so wie sie im letzten Teil beschrieben wurden, im pädagogischen Denken der letzten Jahrzehnte eine Rolle gespielt haben. Diese Untersuchungen werde ich im zweiten Teil dieses Kapitels vornehmen.

Insgesamt kann man feststellen, dass es ein Wechselverhältnis zwischen Gesellschaft mit ihren unterschiedlichen Bereichen und Pädagogik in Theorie und Praxis gibt. So werden aus den verschiedenen Gesellschaftsfeldern Anforderungen an die Pädagogik gestellt, wobei es weniger Anforderungen an das pädagogische Denken sind, sondern eher Anforderungen an das Bildungssystem und vor allem die Schule, also an die pädagogische Praxis. Man kann von einer gesellschaftlichen Produktion von Bildungs- und Erziehungszielen sprechen. Man hält zurecht das Bildungs- und Erziehungssystem einer Gesellschaft für relevant, da Dispositionen, die im Bereich der Wirtschaft, der Politik, des sozialen Zusammenlebens und in der Kultur benötigt werden, wesentlich von diesem System mitentwickelt werden.

Dies ist eine erste wichtige Errungenschaft der Moderne, dass sich nämlich ein umfassendes und professionelles System von Bildungseinrichtungen entwickelt hat. Damit verbunden ist eine Professionalisierung des Lehrpersonals, was etwa bedeutet, dass für alle Schulformen heute eine akademische Ausbildung verbunden mit einer Ausdehnung wissenschaftlicher Aktivitäten an Hochschulen eingerichtet wurde. Im Hinblick auf das pädagogische Denken ist dies relevant, weil mit dieser Entwicklung eine Ausdifferenzierung pädagogischer Diskurse verbunden ist. So gibt es den Bereich wissenschaftlicher Arbeiten, Forschungen und Theorieentwicklungen, es gibt Diskurse unter Praktiker*innen, den bildungspolitischen Diskurs sowie die administrative Ebene (Ministerialbürokratie, Schulaufsichtsbehörden etc.), die praxisbezogene zweite Ausbildungsphase (Referendariat) und nicht zuletzt einen großen Markt einer pädagogischen Publizistik, wobei jeder dieser Bereiche eine relative Autonomie für sich beansprucht und Einfluss auf die pädagogische Praxis der Lehrenden und der Institutionen hat. Zudem gibt es einflussreiche internationale Akteure wie OECD, UNESCO und die Vereinten Nationen. Man wird davon ausgehen müssen, dass in diesem komplexen

Beziehungsgeflecht der Einfluss des wissenschaftlichen pädagogischen Denkens begrenzt ist. Auch dies ist ein Kennzeichen der Moderne, dass es nämlich eine Vielzahl von Akteuren mit je unterschiedlichen Einflussmöglichkeiten gibt (Stichwort: educational governance).

Hinsichtlich der oben beschriebenen epochaltypischen Schlüsselprobleme, mit denen sich – nicht nur der Ansicht von Wolfgang Klafki nach, der diesen Begriff in den pädagogischen Diskurs eingebracht hat – Pädagogik befassen muss, gibt es in Theorie und Praxis für jedes dieser Schlüsselprobleme inzwischen spezialisierte pädagogische Disziplinen. So gibt es etwa hinsichtlich der Umweltprobleme das Konzept einer Bildung für nachhaltige Entwicklung (BNE), es gibt die Friedenspädagogik, die sich mit dem Problem des Krieges und des Friedens auseinandersetzt, man thematisiert die Frage der sozialen Ungleichheit und ihren Einfluss auf die Pädagogik, man diskutiert mit wachsender Intensität das Problem des Verhältnisses zwischen Ländern des Globalen Nordens und des Globalen Südens, oft verbunden mit dem Problem der Aufarbeitung kolonialer Vergangenheit und ihrem Weiterleben in der Gegenwart. Es gibt pädagogische Ansätze, die sich mit allen Formen der Diskriminierung auseinandersetzen, die das Thema der Interkulturalität behandeln, die sich kritisch mit Fragen der Technikentwicklung vor allen Dingen im Bereich der Medien auseinandersetzen und die sich nicht zuletzt auf der Basis kritischer Gesellschaftsanalysen mit den Folgen des digitalen Kapitalismus auf die Pädagogik auseinandersetzen.

Auch in dieser Hinsicht zeigt sich ein Charakteristikum der Moderne, nämlich eine zunehmende Ausdifferenzierung von Fragestellungen und Personengruppen, die sich auf die Bearbeitung dieser Fragestellungen thematisiert und spezialisiert haben. Die Ambivalenz der Moderne und speziell die Ambivalenz dieser Ausdifferenzierung zeigt sich etwa dann, wenn diese Spezialisierungen zur Fragmentierungen führt, wenn also insbesondere die einzelnen Spezialbereiche die Diskurse in den anderen Bereichen nicht mehr zur Kenntnis nehmen und ihre eigene Problemstellung für die einzig relevante halten.

Ambivalenz dürfte über dieses Beispiel hinaus insgesamt ein zentrales Charakteristikum der Moderne sein. Ambivalenzen zeigen sich in der Praxis, wenn etwa positiv zu bewertende Errungenschaften der Moderne beachtet werden müssen, die die Lebensqualität vieler Menschen verbessern, wenn aber zugleich die Entwicklung der Moderne auf der anderen Seite allerdings gezeigt hat, dass sich ursprüngliche Visionen und Hoffnungen in die zukünftige Entwicklung nicht erfüllt haben. An dieser Problematik scheiden sich daher auch

die Geister derer, die über die Moderne reflektieren. Während die einen durchaus Fehlentwicklungen eingestehen, aber davon sprechen, dass das „Projekt der Moderne“ noch unvollendet sei, sich aber eine weitere Verfolgung der ursprünglichen Ziele noch lohne (so etwa Jürgen Habermas), ist die Gruppe derer durchaus beachtlich, die die Moderne insgesamt einer radikalen Kritik unterziehen und fordern, Abschied von ihr zu nehmen. Eine solche Fundamentalkritik findet Argumente darin, dass wesentliche Strukturmerkmale der Moderne, so wie sie im letzten Teil vorgestellt wurden, sich in ihrer Realisierung geradezu in das Gegenteil der ursprünglich vollmundig vorgetragenen Ziele verkehrt haben. Weder die Versprechen auf Freiheit und Gleichheit noch die Vision einer solidarischen Gesellschaft wurden in einer Weise realisiert, wie es die Vordenker der Moderne – vor allem im 18. Jahrhundert – formuliert haben.

Vor diesem Hintergrund ist die rechtswissenschaftliche Studie von Marietta Auer („Der privatrechtliche Diskurs der Moderne“, 2014) interessant. Die Autorin geht der Frage nach, wie eng der Gedanke des Privateigentums – als Grundprinzip der modernen kapitalistischen Gesellschaft – mit der Vorstellung von Freiheit und dem Konzept eines autonomen, selbstbestimmenden Individuums und Subjekts verbunden ist. Es wird beschrieben, in welcher Weise diese Idee eines isolierten Individuums im Laufe des 19. Jahrhunderts brüchig wurde, insofern man zunehmend zur Kenntnis nehmen musste, dass soziale Kontexte die Entwicklung von Individualität entscheidend beeinflussen: Es geht um die Gesellschaftlichkeit des Individuums. In dem Maße, wie die Autonomie des Einzelnen mit guten Gründen bestritten wird, werden auch die normativen Grundlagen des Eigentumsgedankens fragwürdig, dass nämlich Privateigentum wesentlich zur Freiheit gehört. Allerdings zeigte sich, dass dieses Spannungsverhältnis zwar auf der theoretischen Ebene der Rechtswissenschaften und der Rechtsphilosophie durchaus wahrgenommen wird, dass dies allerdings bislang in der ökonomischen und Rechtspraxis keine Rolle spielt:

„All dies ändert aber – dies sei abschließend betont – nichts daran, dass die Bewusstseinsstruktur der Moderne unser Privatrechtsdenken bestimmt, und zwar unabhängig von der Tragfähigkeit ihrer Legitimationsdiskurse. Moderne: normative Unausweichlichkeit des Subjekts. Selbstvergewisserung der Moderne: Unzulänglichkeit des Prinzips der Subjektivität als Norm gebender Maßstab. Essenz des privatrechtlichen Diskurses der Moderne: Fortbestand des Autonomieprinzips bei gleichzeitigem Fortschreiten seiner Durchbrechung.“ (167)

Dieser abschließenden These geht eine ausführliche Analyse der Entwicklung der Moderne voran. Auer unterscheidet zwei Phasen der Moderne, eine „erste Moderne“, in der die visionären Ziele eines autonomen Subjekts formuliert werden, und eine „reflexive Moderne“ (etwa im Anschluss an Ulrich Beck), in der die Allgemeingültigkeit dieses Konzeptes infrage gestellt wird:

„Im vorliegenden Zusammenhang sollen jedoch zwei Aspekte hervorgehoben werden: zum einen eine affirmative Dimension, im Folgenden auch als ‚erste Moderne‘ bezeichnet, die im Rationalitätsanspruch der europäischen Aufklärung paradigmatisch verkörpert ist und spätestens seit dem 17. Jahrhundert zum Durchbruch gelangte. Zu den deutlichsten Kennzeichen dieser aufklärerischen Moderne zählen die Hinwendung zum willensbegabten Subjekt, also zu einem methodischen und normativen Individualismus, der in den zeitgenössischen Schriften von Hobbes und Locke bis zu Kant und Adam Smith breiten Ausdruck findet, sowie zur rationalen Durchdringung aller Lebensbereiche, die nach dem Zusammenbruch der mittelalterlich-kosmologischen Weltordnung schließlich zur immer weitergehenden säkularen Typisierung, Enttraditionalisierung und funktionalen Ausdifferenzierung einzelner gesellschaftlicher Teilsysteme führt.“ (6)

Interessant ist, dass – wie im vorliegenden Text mehrfach beschrieben – bereits während der Anfangszeit der ersten Moderne Gegenpositionen entwickelt werden, die schließlich zu der These von einer „zweiten“ oder „reflexiven Moderne“ geführt haben:

„In Abwesenheit eines allgemein verbindlichen, materiellen Maßstabes, der als Korrektiv des individuellen Wollens hätte dienen können, erschloss sich spätestens ab dem 18. Jahrhundert die Erfahrung der Gestaltbarkeit und damit auch der potentiellen Beliebigkeit der Gesellschaftsordnung. Die Frage nach dem Zusammenhalt der bürgerlichen Gesellschaft avancierte zum normativen Grundproblem der Rechts- und Sozialphilosophie und wurde spätestens im 19. Jahrhundert als Dilemma erkannt. Seit Rousseau und Hegel gehört es zu den Gemeinplätzen der Modernisierungskritik, dass die moderne Gesellschaft eine immanente Dynamik entfaltet, die zu Desintegration und Verelendung führt und schließlich auch vor ihren eigenen Voraussetzungen nicht halt macht. Individualisierung, Rationalisierung und Differenzierung werden bei zunehmender Desintegration der Gesellschaft selbst zum gesellschaftlichen Problem, dem nämlich durch weitere Individualisierung, Rationalisierung und Differenzierung beizukommen ist.“ (6f.)

Die hiermit beschriebene zentrale Rolle des Subjekts und des Subjektbegriffs ist auch für die Pädagogik hochrelevant, da diese als Arbeit mit und am Subjekt verstanden werden kann. Vor diesem Hintergrund ist ein Aufsatz von Christoph Wulf (2020, 36-47) über den „pädagogischen Diskurs der Moderne“ relevant, der zum Teil als komprimierte

Zusammenfassung bestimmter Ausführungen des vorliegenden Textes verstanden werden kann. Ich zitiere daher einen längeren Abschnitt:

„Wie wir gesehen haben, ist die heutige Pädagogik weitgehend ein Produkt der Neuzeit bzw. der Moderne. Mit dem Unbehagen an der Moderne korrespondiert ein Unbehagen an der Pädagogik und umgekehrt. Drei Ergebnisse konstituieren die Moderne im weiteren Sinn: die Reformation, die Entstehung der modernen Wissenschaften und die Entdeckung der Neuen Welt. Mit diesen Einschnitten gehen zahlreiche Entwicklungen einher. Zu den wichtigsten gehören die Entstehung von Rationalismus, Rationalität und Rationalisierung sowie von Universalismus, Universalität und Universalisierung. Die Entwicklung dieser für die Moderne charakteristischen Prinzipien überschneidet sich mit der Säkularisierung und Generalisierung von Normen und Werten, mit der Entstehung neuer Sozialisations- und Erziehungsmuster. Es kommt zur Ausbreitung der städtischen Lebenswelt, der Entwicklung des Bildungswesens, der Verbreiterung politischer Teilhaberechte, der Herausbildung von Zentralgewalt und Nationalstaaten sowie zur vermehrten Bildung von Kapital und Ressourcen zum Wachstum der Arbeitsproduktivität und der Produktivkräfte. Die bürgerliche Moderne verdrängt im 18. und 19. Jahrhundert allmählich die traditionale Adelsgesellschaft. (…)

Für die Pädagogik werden drei Aspekte besonders wichtig: der Zugang konkreter Individuen zu universellen Normen, die Rationalisierung der Lebenswelt und das Prinzip der Repräsentation. Diese Entwicklungstendenzen tragen zur Ausbildung einer modernen Wissenschaft und eines modernen Bildungswesens bei, die trotz ihres europäischen, d.h. bestimmten ethnischen Ursprungs Weltgeltung beanspruchen. Bereits in der Pädagogik des Comenius lassen sich die drei Prinzipien der Universalisierung, Rationalisierung und Repräsentation festmachen.“ (36)

Wulf hebt die entscheidende Rolle des Subjekts hervor:

„Im Zentrum dieser Entwicklung steht das Subjekt, seine Konstitution, seine Bildung, seine Stellung zur Welt und zu sich selbst. Dieses Subjekt wurde Mittelpunkt der Moderne. Handelnd gestaltet es sich und wird durch ihre Strukturen geformt. Im Namen des modernen Subjekts wird das Recht auf individuelle Freiheit, Kritik und autonomes Handeln gefordert. In seinem Zentrum wird eine sein Handeln verantwortlich steuernde Instanz vorausgesetzt. Im theologischen Diskurs wird diese Instanz durch das Gewissen gebildet, das sich im Mittelalter durch den Anspruch auf die Unterscheidung zwischen Gut und Böse, die Institutionalisierung von Meditation, Gebet und Ritus sowie vor allem durch die Beichte verfeinert. (…) Descartes‘ „cogito ergo sum“ macht die Gewichtsverlagerung zu einem abstrakten, des Denkens fähigen und dieser allgemeinen Fähigkeit seinen konkreten Körper unterordnenden Subjekt deutlich. Mit der Etablierung der Vernunft als oberste Gerichtsinstanz bildet sich die Selbstbeziehung des erkennenden Subjekts weiter heraus. Diesen Prozess unterstützen Wissenschaft, Moral und Kunst, die sich bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts als spezifische gesellschaftliche Bereiche herausbilden, in denen Fragen der Wahrheit, der Erkenntnis, des richtigen und gerechten Handelns sowie des Geschmacks behandelt werden.“ (40 f.)

Wulf führt in diesem Zusammenhang das Konzept des Anthropozäns ein, dass sich nämlich das Subjekt in seiner Selbstermächtigung (als zentralem Aspekt der Moderne) mithilfe von Wissenschaft und Technik gegenüber der äußeren Natur durchsetzt. (41)

Dass eine solche „subjektzentrierte Vernunft (…) nur unzulängliche Wege (findet), sich dem zweckrationalen Handeln der kapitalistisch organisierten Unternehmen und des bürokratischen Staatsapparates zu widersetzen“ (45), ist der Grund für die vor allem im Rahmen des französischen Poststrukturalismus vorgenommene Dekonstruktion und Dezentrierung eines solchen vernünftigen Subjekts. Wulf plädiert daher für die Einbeziehung „paralogischen Denkens“, für die Einbeziehung alternativer Formen der Welterzeugung (etwa der Künste).

Es kann heute nicht darum gehen, auf die Errungenschaften der Moderne zu verzichten, zumal ein solcher Verzicht politisch kaum durchsetzbar wäre. Allerdings sind die grundsätzlichen und strukturellen Ambivalenzen zusammen mit der Kontingenz der Entwicklung der Moderne zu berücksichtigen. An anderer Stelle formulieren Christoph Wulf und Christine Merkel (2002, 15 f.) in diesem Zusammenhang eine Reihe von Spannungen, die als Herausforderung für die Bildung(stheorie) angesehen werden muss: zwischen Globalem und Lokalem, Universellem und Singulären, Tradition und Modernität, zwischen Langfristigkeit und Kurzfristigkeit, zwischen notwendigem Wettbewerb und Chancengleichheit, zwischen der außerordentlichen Ausweitung des Wissens und den begrenzten Fähigkeiten des Menschen, zwischen Geistigem und Materiellem. In diesem Sinne wird in dem „Handbuch der Erziehungswissenschaft“ (Mertens u. a. 2011, 215 ff.) von einem zeitgemäßen Bildungsbegriff gefordert, dass er sich mit solchen Ambivalenzen auseinandersetzt und insbesondere eine kritische Reflexion von Vernunft, Entfremdung, Alterität und Leiblichkeit stattfinden muss.

B. Hinweise zu Moderne-Diskursen in der Pädagogik

Die praktische Pädagogik galt lange Zeit als bloße Kunstlehre. Daneben gab es philosophische und theologische Überlegungen darüber, wie der Mensch beschaffen sein soll. Im christlichen Europa war bis zur Reformation der Katholizismus die maßgebliche Instanz, die solche Vorstellungen verbindlich formulierte. Bis tief ins 19. Jahrhundert hinein beanspruchten die christlichen Kirchen eine Aufsichtspflicht (zumindest) über das („niedrige“) Schulwesen.

Es gehört zur Modernisierung und Professionalisierung der pädagogischen Praxis, nicht bloß eine Professionalisierung der Lehrkräfte – beginnend bei den Lehrern am Gymnasium, später dann auch bei den Lehrkräften des elementaren Schulwesens – voranzutreiben, sondern auch die Aufsicht über das Bildungswesen in die eigenen Hände zu nehmen. Dies kann man als eine Form der Säkularisierung – ebenfalls ein Prinzip der Moderne – betrachten, doch muss man sehen, dass bis heute nicht nur Religionsunterricht an Schulen stattfindet, sondern dass die entsprechenden Lehrer*innen in Absprache mit den jeweiligen Kirchen ausgesucht werden. Dies gilt für Deutschland, es gilt jedoch nicht für Frankreich, bei dem seit der Französischen Revolution eine vollständige Säkularisierung des Staates und damit auch des Bildungswesens realisiert wurde.

Auch die Einführung eines flächendeckenden Systems von Bildungseinrichtungen entspricht den Prinzipien der Moderne („Bildung für alle“, so schon der Barock-Pädagoge Johan Comenius), auch wenn aufgrund der Mehrgliedrigkeit des deutschen Schulwesens verbunden mit einer Ungleichheit von Bildungschancen auch in diesem Bereich das Projekt der Moderne nur unvollständig umgesetzt wurde. Spätestens seit dem 18. Jahrhundert, als im Zuge der Durchsetzung der bürgerlichen Gesellschaft und der Industrialisierung der Bedarf an qualifizierten Arbeitskräften wuchs, gab es Versuche zur Verwissenschaftlichung der Pädagogik in Theorie und Praxis. Es ist in erster Linie die Gruppe der vielen Philanthropisten zu nennen, die mit ihren publizistischen Aktivitäten viele Menschen erreichte, die pädagogische Konzeptionen entwickelten und auf dieser Basis Schulen gründeten („Philanthropine“) und sogar mit der Modernisierung des Bildungswesens in einigen der zahlreichen Fürstentümern Deutschlands betraut wurden. Es gab mit Ernst Christian Trapp einen ersten Professor (an der Universität Halle), der ausschließlich Pädagogik als Lehrgebiet hatte (siehe Fuchs 1984). Man versuchte eine

Verwissenschaftlichung der Pädagogik durch Übertragung der Methoden der erfolgreichen Naturwissenschaft zu erreichen, so wie man sie verstand. Darauf werde ich später noch eingehen.

Ein wichtiges Prinzip der Moderne ist Pluralisierung. Es gibt eine Pluralisierung der Lebensformen, der Akteure, die Anspruch auf politische Mitgestaltung erheben, der Weltanschauungen und Religionszugehörigkeit, der philosophischen Lehrmeinungen. Nicht zuletzt gibt es auch eine Pluralisierung im Verständnis dessen, wie eine Theoretisierung der pädagogischen Praxis auszusehen hat.

Bei aller zeitweiligen Bedeutsamkeit des aufklärungsorientierten Ansatzes der Philanthropisten ist zu berücksichtigen, dass deren Ansätze keineswegs eine Monopolstellung im pädagogischen Diskurs hatten, sondern es immer auch Kritik und Gegenpositionen gegeben hat. Dies zeigt sich auch daran, dass die Zeit ihres Erfolges begrenzt war. So war etwa Joachim Heinrich Campe ein prominenter und erfolgreicher Autor und Philanthropist, er war zugleich einer der Hauslehrer des jungen Wilhelm von Humboldt, der wiederum später als einer der Mitbegründer des Neuhumanismus dafür sorgte, dass der zeitweilige Erfolg der Philanthropisten ein Ende fand.

Ein Grund hierfür bestand in einem Paradigmenwechsel in Theorie und Praxis der Pädagogik, wobei dies keineswegs als ein antimoderner Rückfall betrachtet werden muss, sondern ebenfalls Ausdruck eines wichtigen Prinzips der Moderne ist, dass es nämlich in allen Grundsatzfragen zu Meinungsstreitigkeiten kommen kann. Bei solchen Paradigmenwechseln im Wissenschaftsbetrieb sind immer auch soziale, politische, kulturelle und ökonomische Kontexte zu berücksichtigen.

Der Wechsel zum Neuhumanismus fand in der sogenannten Sattelzeit statt, also zwischen 1770 und 1830, einer Zeit, die der Historiker Reinhart Koselleck deshalb Sattelzeit nennt, weil in Politik, Kultur, Ökonomie und im Sozialen gravierende Veränderungen geschahen. Auch das theoretische pädagogische Denken muss vor dem Hintergrund solcher Wandlungsprozesse verstanden werden. Man kann also danach fragen, ob und inwieweit philanthropistisches pädagogisches Denken und Handeln in politischer, ökonomischer, kultureller und sozialer Hinsicht dysfunktional geworden ist und ob es die Anforderungen aus den sich ausdifferenzierenden Subsystemen der Gesellschaft nicht mehr in gewünschtem Maße erfüllte.

Dieser Hinweis auf Kontexte des pädagogischen Denkens und der pädagogischen Praxis ist wichtig, weil beides, Theorie und Praxis der Pädagogik, nicht im luftleeren Raum stattfinden. Helmut Fend hat daher schon vor Jahrzehnten unter Nutzung der soziologischen strukturfunktionalistischen Theorie des amerikanischen Soziologen Talcott Parsons gesellschaftliche Funktionen von Schule unterschieden, also Erwartungshaltungen formuliert, die eine (moderne) Wirtschaft, Politik, Kultur und Gesellschaft an das Bildungssystem und speziell an die Schule stellen. Man kann hierbei durchaus von einem Machtkampf sprechen.

Das Wissen um die Eingebundenheit der Entwicklung pädagogischer Institutionen und Praxis in Strukturen der Macht und gesellschaftlicher Nützlichkeit ist keineswegs eine neue Erkenntnis. Es gibt allerdings gute Gründe für die These, dass in früheren Zeiten die Funktionalisierung des Bildungswesens offener thematisiert wurde, als dies bisweilen heute geschieht. Denn einer solchen Funktionalisierung steht heute die Idee einer zumindest relativen Autonomie sowohl des pädagogischen Denkens als auch der pädagogischen Praxis entgegen.

Im Hinblick auf die Funktionalisierung des Bildungswesens sind Studien interessant, die die Pädagogik in Theorie und Praxis in den Kontext von Disziplinierung, Kontrolle und Unterwerfung stellen. Prominent wurden in diesem Zusammenhang die frühen Studien von Michel Foucault, der diese Aspekte in Bezug auf Schule, Klinik oder Gefängnis untersucht hat. Er konnte dabei an frühere Studien etwa von Otto Kirchheimer anknüpfen, der solche Fragen der Disziplinierung im Rahmen der Justiz und des Strafsystems der Gesellschaft untersucht hat. In dieselbe Richtung gehen historische Studien zur Entwicklung des Systems der Wohlfahrtspflege und Sozialfürsorge, es wurde der Begriff der Sozialdisziplinierung (Gerhard Oestreich) eingebracht, und auch in der Pädagogik hat man untersucht, welchen Beitrag das Bildungswesen zur „Fabrikation des zuverlässigen Menschen“ (so der aufschlussreiche Titel eines Buches von Treiber/Steinert 1980, bei dem die Disziplinierung im Kloster und in der Fabrik im Mittelpunkt steht) leistet.
Gero Lehnhart (1984) untersucht die (disziplinierende) Rolle einer bürokratischen Zweckrationalität bei der Organisation der Schule. Nicht zuletzt ist die profunde Studie von Wolfgang Dreeßen (1982) zu nennen, der unter dem Titel „Die pädagogische Maschine“ eine „Geschichte des industrialisierten Bewusstseins in Preußen/Deutschland“ (so der Untertitel)

vorlegte. Es geht darum, dass es neben der äußeren Industrialisierung, also dem Aufbau des Systems der Fabriken und der zugehörigen Infrastruktur, auch eine in innere Industrialisierung gibt, dass nämlich das Bewusstsein der in den Fabriken arbeitenden Menschen und insgesamt der Menschen in industrialisierten Gesellschaften so geformt wird, dass sie von selbst tun, was von außen gefordert wird:

„Industrialisierung soll hier wörtlich verstanden werden, es geht um die Vorgeschichte unserer eigenen ‚Verfleißigung', um einen Erziehungsprozeß, in dem schließlich die produzierte Welt so selbstverständlich wird, dass unsere Anpassung als realistisch, als sachgerecht und zugleich als vernünftig ausgegeben werden kann. (…) Die ‚Fortschritte der Naturbeherrschung' (Walter Benjamin) werden daraufhin untersucht, wer hier beherrscht wird und welche Selbstverständlichkeit das Ergebnis dieser Beherrschung ist, auch wenn dieses Ergebnis uns inzwischen als Freiheit erscheint, weil es der produzierten Welt entspricht und wir anderes nicht mehr wahrnehmen." (7)

Dreeßen bezieht sich unter anderem auf die Studie zur Dialektik der Aufklärung (Horkheimer/Adorno 1974) sowie auf die Arbeiten von Michel Foucault. Eine gewisse Nähe gibt es ebenfalls zu den Studien von Norbert Elias, in denen dieser zeigt, wie die Prozesse der Verinnerlichung äußerer Anforderungen und damit eine gesellschaftskonforme Formung des Bewusstseins geschieht. In dieselbe Richtung einer mentalen Formung der Insassen geht der Aufbau von Arbeitshäusern im Bereich der Wohlfahrtspflege und Fürsorge, sodass dieser Aspekt auch im Rahmen der Geschichte der Sozialen Arbeit behandelt wird. Die Entwicklung von Disziplin insbesondere bei Jugendlichen, bei denen man in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verstärkt von Verwahrlosung spricht, ist auch ein Thema des Militärs. Man findet hier die modernen Konzepte der Ordnung, der (bürokratischen) Rationalität, der Disziplinierung und Bestrafung, wobei es sich zeigt, dass keineswegs die Pädagogik die einzige Disziplin ist, die im Zusammenhang mit diesen Strukturprinzipien gesehen werden muss. Es handelt sich vielmehr um ein interdependentes Beziehungsgeflecht unterschiedlicher gesellschaftlicher Bereiche wie Pädagogik, Justiz, Fürsorge, Verwaltung, Ökonomie und Kirchengeschichte, bei denen der Aspekt der Sozialdisziplinierung relevant ist. Es geht um Erziehung und Umerziehung, also um den Abbau von Dispositionen, die für die jeweilige Gesellschaft als nicht förderlich angesehen werden und um die Entwicklung alternativer Dispositionen. Dies findet im Rahmen der formalen Bildung in Bildungseinrichtungen statt, doch üblicherweise sind die Hoffnungen auf entsprechende

Erziehungserfolge größer im Bereich der nonformalen und informellen Bildung, so wie sie in den Einrichtungen der Justiz, der Fürsorge oder der Kirche stattfindet. Es sei dabei daran erinnert, dass Industriosität, also eine Erziehung zu (Gewerbe-) Fleiß, ein zentrales Ziel der Aufklärungspädagogik war. Gleichzeitig propagierte Pestalozzi eine Erziehung zur Armut. Ulrich Herrmann (1981, 1982) hat in Bezug auf das 18. Jahrhundert in zwei Bänden sehr deutlich die Bildung des Bürgers von der Erziehung zur Armut bei „niedrigeren“ Schichten dargestellt.

Im folgenden Kapitel will ich thematisieren, inwieweit sich ausgewählte Strukturprinzipien der Moderne, so wie sie im vorliegenden Text mehrfach aufgezählt wurden, in pädagogischen Konzeptionen wiederfinden. In Teil 2 dieser Untersuchungen wurde – zumindest kursorisch – gezeigt, dass die meisten der charakteristischen Merkmale der Moderne eine lange Vorgeschichte haben, die viele Jahrhunderte zurückreicht. Zwar konzentriert man sich in den meisten Darstellungen auf die europäische Entwicklung, doch muss man sehen, dass die europäische Entwicklung immer schon aufs engste mit Einflüssen aus außereuropäischen Regionen verbunden war. Das betrifft insbesondere die griechischen Entwicklungen, bei denen ägyptische, phönizische, persische oder babylonische Kenntnisse einbezogen waren. Später hat man zur Kenntnis genommen, welche Entwicklungen in Ostasien stattgefunden haben. Man weiß, dass man erst durch die Überlieferung und Kommentierung griechischer Philosophie durch arabische Philosophen viele Werke griechischer Philosophen in Europa kennengelernt hat.
Als ein zentrales Merkmal der Moderne gilt (eine spezifische Form von) Rationalität. Rationalität hat es mit der Angabe von Gründen für den Anspruch auf Wahrheit und Wahrhaftigkeit von Aussagen (speziell über die äußere Natur) zu tun. Man kann davon ausgehen, dass ohne belastbares Wissen über die Außenwelt der Mensch nicht hätte überleben können, sodass man mit guten Gründen feststellen kann, dass Rationalität ein anthropologisches Grundmerkmal ist. Die besondere Rolle der Griechen besteht darin, eine besondere methodische Strenge in der Beweisführung bei der Behauptung von „Wahrheit“ gefunden zu haben. Vernunft und Rationalität sind also keineswegs Merkmale der Alleinstellung der Moderne, es ist vielmehr zu fragen, welche Spezifik das Verständnis von Rationalität in der Moderne aufweist.

Diese (moderne) Rationalität ist eng verbunden mit der Entstehung und Entwicklung wissenschaftlichen Denkens. Es geht um Erkenntnis, es geht aber auch um den engen Zusammenhang, so wie er in der These von Francis Bacon zum Ausdruck gebracht wird: Wissen ist Macht. Dieses wissenschaftliche Wissen, so wie es mit Beginn der Neuzeit entstanden ist, hat eine wesentliche Grundlage in der mathematischen Beschreibung von Naturgesetzen. Auch hierbei geht es nicht nur um Fragen der Wahrheit, sondern grundsätzlich auch um Erkennbarkeit und letztlich um Macht. Dies zeigt sich etwa an dem jahrhundertelangen Konflikt zwischen Glauben und Wissen, der wesentlich ein Streit zwischen geistlicher und weltlicher Macht (zwischen Papst und Kaiser) war.
Der Herrschaftsaspekt kommt insbesondere bei der Anwendung naturwissenschaftlichen Wissens im Bereich der Technik und der Industrialisierung zum Ausdruck. Auch die Technik ist keine neue Errungenschaft der Moderne, sondern sie kann als spezifische Befähigung des Menschen ebenfalls als anthropologische Grundkonstante betrachtet werden, da der Mensch seit seinen Frühformen immer neue Methoden und Hilfsmittel entwickelt hat und entwickeln musste, um sein Überleben zu sichern.
Man kann in der Geschichte der Wissenschaften und der Technik zwar von qualitativen Sprüngen sprechen, doch sind auch diese Teil einer Geschichte, die in die Frühzeit des Menschen hineinreicht. Auch hierbei kommt es also darauf an, die Besonderheit von Naturwissenschaft und Technik und deren Nutzen in der Moderne im Vergleich zu früheren Zeiten zu analysieren.
Man kann die Entwicklung von Wissenschaft und Technik kaum trennen von der ökonomischen Entwicklung, denn es geht um das Prinzip der Nützlichkeit, das ebenfalls der Moderne zugeschrieben wird (Utilitarismus). Aus einer erfahrenen oder auch bloß behaupteten Nützlichkeit von Dingen und Prozessen kann sich nämlich durch geschicktes ökonomisches Handeln Reichtum entwickeln. Auch dies ist keine Entwicklung, die ausschließlich der Moderne zugeschrieben werden kann, denn ökonomisches Handeln lässt sich ebenfalls bis in die Frühzeit des Menschen zurückverfolgen. Es stellt sich also wiederum die Frage, was die Besonderheit des ökonomischen Handelns, so wie es sich in der Moderne – etwa im Rahmen der Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung des Kapitalismus – entwickelt hat, ausmacht.
Insgesamt muss man sehen, dass man zwar die Entwicklung all der hier angesprochenen Merkmale isoliert betrachten kann – und aus Gründen der vorhandenen Kompetenz und Zeit

auch so betrachten muss –, dass man aber immer im Auge behalten muss, dass diese Prozesse eng miteinander verbunden sind und sich gegenseitig beeinflussen. Zudem haben alle genannten Merkmale der Moderne eine pädagogische Dimension, da die Befähigung im Umgang mit diesen Charakteristika gelernt und – im Interesse der Weiterexistenz der jeweiligen Gemeinschaft – weitergegeben werden musste.
Eine weitere Gemeinsamkeit dieser Merkmale besteht darin, dass alle im Rahmen einer kritischen Zeitdiagnose in die Kritik geraten sind. Ein Teil der Kritik hat eine Ursache darin, dass „Moderne“ immer auch als eine Auseinandersetzung von Neuem mit Altem verstanden werden muss, sodass die Anhänger des Alten notwendigerweise und oft auch zur Erhaltung ihrer eigenen Existenzgrundlage das Neue kritisierten. Diese Kritik war oft berechtigt, wenn man etwa daran denkt, dass und wie Innovationen im Wirtschaftsleben Arbeitsplätze zerstören können (etwa die Weberaufstände, Maschinenstürmerei, Rationalisierungsmaßnahmen, Produktionsverlagerungen, Automatisierung). Insgesamt kann man der Situationsbeschreibung nur zustimmen, mit der das Buch Koch u. a. 1993 vorgestellt wird:

„Bei der Entstehung moderner Gesellschaften waren das moderne Bildungssystem und die Erziehungswissenschaft selbst wesentliche Momente der Modernisierung. Sofern dieser Prozeß in Krisen geführt hat, besteht Anlass, nicht nur einzelne Aspekte seines Verlaufs und seiner Ergebnisse, sondern auch die pädagogischen Konzepte zu überprüfen, die ihn leiteten, also zu fragen, ob so etwas wie der Grundansatz einer ‚Erziehungswissenschaft der Moderne‘ zu bestimmen sei und aufgrund welcher Erfahrungen und Argumente er revisionsbedürftig sein könnte.“ (7)

19. Pädagogisches Denken II: Zur Diskussion einzelner Merkmale

In diesem Kapitel will ich einige charakteristische Strukturmomente der Moderne aufgreifen und ihre jeweilige Beziehung zum pädagogischen Denken untersuchen. Es bietet sich dabei an, bei allem oben erwähnten Zusammenhang der Strukturmomente zu einer Differenzierung und Gruppenbildung zu kommen. So ist etwa das Konzept der Vernunft aufs engste verbunden mit Wissenschaft, Technik, Quantifizierung, Metrisierung und Algorithmisierung und insgesamt mit Messbarkeit.
Ein zweiter Themenkomplex betrifft die Konzepte der Leistung und des Fortschritts und ihrer ökonomischen Nutzbarkeit im Rahmen des kapitalistischen Wirtschaftssystems.
Dies bedeutet etwa, sich mit der Kommodifizierung aller Lebensumstände und damit auf affirmative und kritische Haltungen, so wie sie in einer kritischen Erziehungswissenschaft thematisiert werden, einzugehen. Dies betrifft heute vor allen Dingen die Datifizierung und Digitalisierung und eine kritische Analyse des damit verbundenen digitalen Kapitalismus, so wie sie (nicht nur, aber mit einer gewissen Priorität) in einer Kritischen Medienpädagogik vorgenommen wird.
Ein weiteres wichtiges Thema, das unmittelbar den Kern pädagogischen Denkens berührt, betrifft die Rolle des Individuums und Subjekts. Es geht um Vorstellungen eines autonomen Subjekts, es geht aber auch um Themen wie Entfremdung, Zerrissenheit und insbesondere und insgesamt um pathologische Auswirkungen der Moderne auf die Befindlichkeit des Einzelnen.
Bei den folgenden Überlegungen zu einzelnen charakteristischen Merkmalen und ihrer Beziehung zur Pädagogik gehe ich von zwei Grundüberzeugungen aus. Zum einen argumentiere ich – etwa auf der Basis der Philosophie der symbolischen Formen von Ernst Cassirer –, dass der Mensch in seiner Geschichte eine ganze Reihe unterschiedlicher Zugangsweisen zur Welt und zu sich entwickelt hat, deren Gesamtheit Cassirer „Kultur“ nennt dir alle zur Bewältigung seines Lebens benötigt (systematische Dimension). Diese kulturphilosophische These ist zugleich eine anthropologische These, eine Wiesezugangsweisen zur Welt und zu sich sich zum einen in der Anthropogenese entwickelt haben (historische Dimension) und damit die „Natur“ oder das „Wesen“ des Menschen

wesentlich ausmachen. Die folgenden Ausführungen schließen an die Überlegungen in Teil zwei des vorliegenden Textes an (etwa Kap. 4; siehe auch Fuchs 2024a).

A) Vernunft, Wissenschaft und Technik

Die Wurzeln des wissenschaftlichen Denkens

Der Philosoph Wilhelm Nestle nannte sein Buch über die geistige Entwicklung im frühen Griechenland „Vom Mythos zum Logos“. Über diese Entwicklungstendenz sind sich Experten weitgehend einig, sofern man einige Differenzierungen berücksichtigt. Zum einen ist man von der früher vertretenen Ansicht abgekommen, dass das griechische Denken ausschließlich aus eigenen Traditionen geschöpft habe. Vielmehr weiß man heute, dass die Geburt von Philosophie und Wissenschaft nur möglich war, weil Griechen von dem Wissen der Babylonier, Ägypter und der Phönizier haben profitieren können (vgl. Pichot 1995 bzw. Watson 2008). Zudem glauben nur noch wenige Historiker, dass man die Aussage von Wilhelm Nestle so verstehen sollte, als ob der Logos nunmehr den Mythos in einer Weise abgelöst habe, dass der Mythos völlig verschwunden und durch die Wissenschaft und rationale Philosophie ersetzt worden sei. Vielmehr haben viele Autoren erhebliche Anstrengungen unternommen, um aufzuzeigen, inwieweit mythisches Denken bis in die Gegenwart auch in den strengsten Wissenschaften eine entscheidende Rolle spielt bis hin zu der These, dass der Glaube an die Wissenschaft selbst die Qualität eines Mythos bei einigen ihrer Vertreter bekommen hat (siehe etwa Hübner 1986 bzw. die wissenschaftshistorischen Bücher von Ernst Peter Fischer).

Der hier betrachtete Zeitabschnitt wird von Karl Jaspers (1959) als Achsenzeit bezeichnet. Jaspers stellte fest, dass es in dieser Zeit vergleichbare mentale Revolutionen (bei Eliten) nicht nur in Griechenland, sondern auch in Palästina, Indien und China gegeben hat:

„Damals entsteht aus den mythischen Erzählungen und rituellen Praktiken so etwas wie ‚Religion‘ im Sinne einer ‚gestifteten‘, also in ihren historischen Ursprüngen identifizierbaren Lehre. Religionen nehmen die Gestalt von schriftlich kanonisierten Lehren an, die ganze Zivilisationen prägen. Sie bilden nämlich rationalisierungs- und institutionalisierungsfähige Kristallisationskerne für eine dogmatische Ausgestaltung differenzierter Überlegungen und

ebenso für eine politisch einflussreiche Organisation umfassender Kultusgemeinden.“ (Habermas 2019, Bd. 1, 177)

Habermas hebt die Bedeutung des zu dieser Zeit entstehenden Monotheismus (in Israel) hervor, der mit einer ersten „Entzauberung der Alltagswelt“ (313) verbunden ist: Es wird nunmehr eine transzendente Macht jenseits von allem sinnlich Gegebenen unterstellt. Verbunden ist dies mit der Formulierung eines „Heilsweges“, einer Anleitung zu einer bewussten Lebensführung auf der Basis verbindlicher moralischer Vorschriften („Moralisierung des Heiligen", so Habermas). Auch dies ist ein Teil der Entdeckung einer theoretisch-abstrakten Stufe des Denkens (ebd., 312 ff.).

Doch was ist überhaupt ein „Mythos“, der durch den „Logos“ überwunden werden sollte, und was soll unter „Logos“ verstanden werden? Auch wenn man nicht glaubt, dass mit der Entstehung eines Denkens in Kategorien des Logos der Mythos überwunden ist, macht es Sinn, beide Denkweisen miteinander zu vergleichen. Der Logos wird in Verbindung gebracht mit einer neuen Form des Denkens, mit einem neuen Bewusstsein gegenüber der Realität. Es geht um *Rationalität*, die magische Kräfte und den Einfluss von Göttern bei dem Versuch, die Welt zu verstehen, ausklammert. Kernbegriff des Logos im griechischen Verständnis ist die Zahl, ist der Gedanke, dass es nicht personale Kräfte sind, die aus dem ursprünglichen Chaos nunmehr einen geordneten Kosmos machen, sondern eine in Zahlen ausgedrückten Gesetzmäßigkeit.

Eine solche Ontologie der Zahl wurde bereits von Pythagoras (im Süden Italiens) begründet: Alles ist Zahl. Dieser Gedanke ging nie verloren und spielt auch eine zentrale Rolle in der platonischen Philosophie, die berühmte Naturforscher in der Geschichte (z. B. Kepler) und in der Gegenwart (wie etwa Werner Heisenberg) als geeignet ansahen, eine philosophische Grundlage für die Naturwissenschaften zu bilden.

Diese enge Verbindung von Logos, Rationalität und Zahl und damit der Berechenbarkeit lässt sich bereits in der Etymologie des Begriffs der ratio finden, der unter anderem Verstand, Rechnung, Plan, Beweggrund oder Vernunftschluss bedeutet. Der Kulturwissenschaftler Silvio Vietta definiert:

„Rationalität ist ein spezifischer Typus des menschlichen Denkens in der Form einer kausallogischen, möglichst linear-zielführenden Zweck-Mittel-Relation, in welcher ein Objekt unter dem Zweck der Nutzbarmachung mit den Mitteln der Kalkulation gedanklich und/oder

praktisch bearbeitet wird. Anders als die primäre aisthetische Wahrnehmung, die ihren Gegenstand in dessen sinnlich-emotionalen Anmutungsqualitäten aufnimmt, abstrahiert die Rationalität davon und fokussiert das Objekt auf dessen berechenbare Quantitäten. Das sind in der Wissenschaft skalierbare Messwerte, in der ökonomischen Rationalität taxierbare Geldwerte, in den anwendungsbezogenen Techniken berechenbare Mittel zur effizienten Handhabung von Objekten. Kulturgeschichtlich begründet sich die „okzidentale Rationalität“ (Max Weber) als kulturbestimmende Kraft im 8. - 5. Jahrhundert vor Christi. Dies geschieht durch Abspaltung von der Aisthesis. In dieser Form einer abstrakten Denkform begründet die Rationalität die quantitativen Wissenschaften, unterwirft den Raum einer Geometrisierung, mathematisiert die Zeit, säkularisiert die Religion, erfindet die Geldwirtschaft sowie die politisch-demokratische Selbstbestimmung des Menschen und verbindet dies alles mit einem geopolitischen Expansionsdrang.“ (Vietta 2012, 13; Sperrungen entfernt).

Diese Definition geht offensichtlich weit über die griechische Antike hinaus und bestimmt ein heutiges Verständnis. Man kann allerdings nicht nur die Wurzeln des rationalen Denkens und seine wesentlichen Bestimmungsmomente erkennen, es wird auch deutlich, wovon sich eine so verstandene Rationalität abgrenzt. Insbesondere ist es der Mythos, von dem sich eine logoszentrierte Denkweise abgrenzt. Allerdings ist zu berücksichtigen, dass das mythische Denken keineswegs ein antirationales Denken ist. Man muss sich nur einmal die Komplexität der griechischen Götterwelt vor Augen führen, in der zahlreiche Figuren auftauchen, die jeweils abgrenzbare Kompetenzen haben.

„Die ältere Mythenforschung zog eine klare Grenze zwischen Mythos und Logos mit der Tendenz der Ersetzung des einen durch das andere im Sinne eines Weges „aus der Unmündigkeit zur Mündigkeit des Geistes“ (Nestle: Vom Mythos zum Logos, Seite 6). Dagegen weist die Forschung darauf hin, dass bereits der Mythos eine Form des Logos sei im Sinne der Bewältigung des Schreckens der Wirklichkeit.“ (Vietta 2007, 79)

Es ist der Weg vom Chaos zum Kosmos, wobei Kosmos nicht bloß ein durch Gesetze geordneten Zusammenhang bedeutet, in der griechischen Sprache bedeutet Kosmos auch Schmuck. Es gibt also auch hier bereits einen engen Zusammenhang zwischen kognitiven Ordnungsvorstellungen und ästhetischen Gestaltungsideen. Wichtig ist, dass Mensch, Welt und Polis zusammen gesehen werden (Ganzheitlichkeit).

Der Mythos hat über die Jahrhunderte hinweg Philosophen und Künstler fasziniert bis hin zu Versuchen der Begründung einer „Neuen Mythologie“ (Schelling). So ist es kein Zufall, dass Ernst Cassirer in seiner Philosophie der symbolischen Formen nach seiner Behandlung der Sprache (auch als Voraussetzung für den Mythos) das mythische Denken behandelt. Der

Mythos ist nämlich ein erster und früher Versuch, eine Ordnung in der Welt des Menschen zu finden:

„Die Welt des Mythos ist dramatisch – eine Welt des Handelns, der Kräfte, der widerstreitenden Mächte. In jeder Naturerscheinung sieht der Mythos den Zusammenprall dieser Mächte. Die mythische Wahrnehmung ist stets in dieser Weise emotional gefärbt." (Cassirer 1990, 123)

Mythen sind überall in der Welt entstanden, wie die Sammlung „Die großen Mythen der Menschheit" (Golowin 2002) eindrucksvoll zeigt.

Ein wesentliches Charakteristikum des Mythos ist seine Ganzheitlichkeit:

„Sie (die mythologische Denkform; M. F.) umgriff Natur, Menschen und Götter so, dass Götter und göttliche Kräfte alle Bereiche des Seins durchdringen konnten. Bäume, Quellen, Flüsse, Berge, Meere erschienen in dieser Kulturform als beliebte Orte der Götter, Nymphen, Dryaden. Mithin strukturierte der Mythos die Welt als einen Wohnraum belebter Wesen, die allerdings oft genug den Menschen auch bedrohlich erschienen." (Vietta 2007, 78)

Während der Mythos meist die Form einer Erzählung hat, also eine narrative Gestaltung von mündlich oder schriftlich überlieferten Texten ist, geht es bei dem Denken in Kategorien des Logos um Erklärung, Beweisführung und die Benennung von Gründen.

Mit der oben vorgestellten Definition des Logos in Relation zum Mythos von Silvio Vietta werden nicht bloß wichtige Bestimmungsmerkmale des Logos und des späteren Verstandesdenkens benannt: Es sind genau diese Bestimmungsmerkmale, die immer wieder dazu führten, das logozentrische Denken zu kritisieren: *Es geht um den Vorwurf der Abstraktheit, der Ausklammerung der Sinnlichkeit und Emotionalität, um die Eindimensionalität einer bloß quantitativen Erfassung, die Unterstellung einer mathematisch erfassbaren Gesetzmäßigkeit, um eine abstrakte Geometrisierung des Raumes und einer Mathematisierung der Zeit.*

All diese Kritikpunkte entstehen nicht erst in der Neuzeit, sondern es gab bereits in der frühen griechischen Philosophie Gegenpositionen zu einer rationalistischen, Logos zentrierten Konzeption. So gab es einen Kult um den Gott Dionysos, den Gott des Weines, der Freude, der Fruchtbarkeit, des Wahnsinns und der Ekstase. Es gab die Sophisten, die Rhetorik gegen Vernunft ausspielten, es gab eine Philosophie der Skepsis und des Zweifels. Aber auch bei den Vertretern der Rationalität gab es sehr unterschiedliche Ansätze der

Naturerklärung. So unterscheidet man die frühen Naturphilosophen, die ihren Konstruktionen jeweils andere Grundelemente des Seins (Wasser, Feuer, Luft etc.) zu Grunde legten. Sokrates ist mit einer anthropologischen Wende verbunden, sodass nunmehr der Mensch und sein Handeln im Mittelpunkt des Interesses stehen. Aber auch dann ist der Streit nicht beendet, sondern es werden jeweils unterschiedliche Ideen und Visionen als Ziel der menschlichen Entwicklung vertreten.

Im Hinblick auf die oben angesprochenen Quellen der sich herausbildenden griechischen Philosophie und Wissenschaft ist auf ein durchaus umfangreiches Wissen hinzuweisen, das die Griechen nutzen konnten. So gab es in Mesopotamien bei den Sumerern bereits die erste Schrift. Man verfügte über erhebliche Kenntnisse im Bereich der Mathematik (Arithmetik und Geometrie). Ähnliches lässt sich zu Ägypten sagen, zumal dort der Bedarf besteht, nach den Überschwemmungen des Nils immer wieder eine korrekte Vermessung des Landes vorzunehmen. Man hatte erhebliche Kenntnisse in der Astronomie, die man sowohl für die Entwicklung von Kalendern als auch bei der Orientierung bei Reisen benötigte. Ebenso gab es schon umfangreiche Kenntnisse im Bereich der Medizin.

Allerdings haben all diese Wissensbestände auch Mängel:

„Abschließend lässt sich sagen, dass die Mathematik, und insbesondere die Arithmetik, in Mesopotamien am Anfang ihrer Entwicklung steht. Einen Korpus ineinandergreifender Probleme mit den entsprechenden Beweisketten gibt es noch nicht; gelegentlich stößt man auf eine Klassifizierung der Probleme nach bestimmten Arten, meistens jedoch werden sie einfach mit Approximationen gelöst, die in der Praxis genügen, und keine Beweise angestrebt (….).

Die Kosmologie ist noch gänzlich dem Mythos verhaftet und die Astronomie bleibt weitgehend Astrologie. Ihr geht es lediglich um die Position der Sterne in einem bestimmten Augenblick; die Natur der Gestirne (für die Mesopotamier sind es Götter) und ihrer Bewegung versuchen sie nicht zu erforschen. Dennoch führen diese astrologischen Bemühungen zu einer Art mathematischer Astronomie, die allerdings mehr auf der Arithmetik als auf der Geometrie fußt, da es ihr mehr darum geht, die Bewegung der Gestirne mit Zahlen zu beschreiben als zu erklären – ein erster Versuch, Naturerscheinung mithilfe der Mathematik zu erkunden.“ (Pichot 1995, 143)

Die Griechen gelten als die Erfinder einer theoretischen Metaebene, die Erfinder einer Abstraktheit unter den konkreten Dingen und Gegenständen. Die Suche nach dem Wissen versebständigte sich, das jetzt nicht mehr nur dazu diente, praktische Probleme zu lösen,

sondern einen Eigenwert erhielt. Es entstand der Gedanke der Notwendigkeit einer rational nachvollziehbaren Beweisbarkeit, wobei die Suche nach dem Ausgang allen Seins und damit allen Denkens zu der Entwicklung einer axiomatischen und deduktiven Methode führte. Man muss von einem qualitativen Sprung sprechen, der hiermit erreicht wurde. Bei aller Lebendigkeit –des Mythos, der eben nicht durch die Erfindung des Logos beendet wurde, muss man allerdings feststellen, dass damit auch ein Prozess der Entmythologisierung in Gang gesetzt wurde, der nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte.

Der Philosophiehistoriker Helmut Seidel (1980) findet in allen philosophischen Systemen (nicht nur in dieser Zeit) die folgenden Merkmale:

„1. Wie verschieden die Philosophien auch sein mögen, immer geht es ihnen um *rationale Erkenntnis*. Ihr Ideal ist – wie das der Wissenschaft überhaupt – objektives Wissen. Selbst wo Philosophie die Unmöglichkeit rationaler Erkenntnis, objektiven Wissens nachzuweisen versucht, verfährt sie auf rationale Weise, sucht Gründe, argumentiert sie logisch. (...)

In dieser Hinsicht unterscheidet sich die Philosophie prinzipiell von der Religion. Religion beruht auf Glauben an Offenbarung. Selbst wo Philosophie den Glauben zu stützen oder gar zu begründen versucht, tut sie das auf eine dem Glauben entgegengesetzte Weise: Sie verfährt auf rationale Weise, deren immanentes Ziel Wissen ist.

2. Wie verschieden die Philosophien auch sein mögen, immer geht es ihnen um *universelle* Erkenntnis. Zum Unterschied von Wissen der einzelnen Berufsgruppen der einzelnen Wissenschaften zielt philosophisches Wissen auf Erkenntnis des Ganzen, auf Totalität. (…)

3. Wie verschieden die Philosophien auch sein mögen, immer geht es ihnen um den *Menschen*, um seine Stellung in der Welt und zur Welt. (…)

Wir können deshalb zusammenfassen: *Unter Philosophie wollen wir alle Versuche fassen, die darauf aus waren bzw. sind, die Totalität der Welt rational zu erkennen, die Stellung des Menschen in der Welt, seine Tätigkeiten, sein Verhalten zu ihr zu begreifen und zu begründen“ (23 f.)*

Im Hinblick auf das pädagogische Denken sind diese Überlegungen relevant, weil Pädagogik bis tief ins 20. Jahrhundert hinein als Teildisziplin der (praktischen) Philosophie gegolten hat, sodass diese philosophische Prinzipien der Rationalität auch für das pädagogische Denken galten. Stets geht es hierbei um die Angabe von Gründen und Beweisen. Vor dem Hintergrund der Cassirerschen Philosophie der symbolischen Formen kann man zudem feststellen, dass jede einzelne der symbolischen Formen (unter anderem Wissenschaft,

Philosophie, Kunst, politisches und ökonomisches Denken, Technik etc.) die Funktion hat, Ordnung in die wahrgenommene Welt zu bringen und damit eine je eigene Rationalitätsform anzuwenden (vgl. Cassirer 1990 sowie Fuchs 2024): *Über Rationalität kann man daher nur im Plural sprechen.*

In diesem Sinne unterscheidet etwa Wolfgang Welsch (1996) in seinem Konzept der transversalen Vernunft, das ebenfalls von einer Pluralisierung von Rationalitätstypen ausgeht, eine Bereichsspezifik, die die Felder Erkenntnis, Ethik/Moral und Ästhetik unterscheidet. Auch der Aspekt der Macht und Herrschaft wird von ihm thematisiert, weil immer schon die Dimensionen des Erkennens und Ordnens mit Macht und Herrschaft verbunden waren. Damit wird eine Gegenposition gegen die Verabsolutierungen eines einzigen Verständnisses von Rationalität (etwa im Sinne einer instrumentellen Vernunft) eingenommen, das sich gegen einen so verstandene Logozentrismus und Szientismus wehrt, wie er aktuell in Ansätzen zu finden ist, die auf der Basis der Quantifizierung, Datifizierung und Algorithmisierung Lösungen aller Probleme versprechen (und gerade bei prominenten Persönlichkeiten aus dem Silicon Valley zu abstrusen Zukunftsvisionen führen).

Trotz dieser Gemeinsamkeit der unterschiedlichen Rationalitätsformen gab es in der Geschichte immer wieder Zeiten, in denen eine spezifische Rationalitätsform eine Leitfunktion übernahm. Dies galt etwa im Anschluss an die naturwissenschaftlich-technische Revolution für das naturwissenschaftliche Denken, sodass man von einer „Mechanisierung des Weltbildes“ spricht. Man wollte das Erfolgsmodell der Naturwissenschaften über die Erforschung (und Beherrschung) der Natur auf die Gesellschaft und auf den Menschen selbst ausdehnen „l’homme machine“; La Mettrie). Auch die Pädagogik war hiervon betroffen, wie es etwa in den Versuchen der Philanthropisten zu sehen ist, die mithilfe der von ihnen entsprechend verstandenen naturwissenschaftlichen Methode zur Verwissenschaftlichung der Pädagogik beitragen wollten. Für den Nutzen der naturwissenschaftlichen Methode sprach zudem die Entwicklung der Technik.

Technik

„Technik“ assoziiert man oft mit Werkzeugen und Maschinen bzw. mit den Dingen, die mit deren Hilfe hergestellt werden. Aber:

„Häufig wird Technik auf die von ihr produzierten Artefakte (Werkzeuge, Instrumente, Maschinen) beschränkt. Ein solches Verständnis orientiert sich am Modell der Naturwissenschaften und begründet einen technikwissenschaftlichen Ansatz. Er hält technische Mittel für neutral und hält die Frage nach der Verantwortung für die Folgen der Technik für weitgehend überflüssig. Das hier vorgelegte Konzept einer technischen Kultur hingegen stellt den Gedanken des Gebrauchs und Umgangs mit Technik in den Vordergrund. Entwickelt wird ein Konzept technischen Handelns auf der Basis instrumentellen Verstehens und eines impliziten technischen Wissens. Sowohl die Konstruktion technischer Mittel wie der alltägliche Verbrauch technischer Produkte erwachsen aus einer technischen Praxis, die durch Erfahrung und Tradition gekennzeichnet ist. Diese ist abhängig von gesellschaftlichen Normen und Werten, Leitbildern und Weltbildern, die sich unter dem Begriff der technischen Kultur näher charakterisieren lassen. Technische Kultur ist in ein Netz von gesellschaftlichen und ökonomischen Kontexten eingebunden. Hier ist die Technik nicht neutral, sondern konstruiert eigene Normen und Werte bis hin zur technisch-wissenschaftlichen Zivilisation und zu einer umfassenden Technologie.“ (Irrgang 2001, Bd. 1, Klappentext)

Aufgrund der existenziellen Relevanz der Technik im Hinblick auf die Lebenserhaltung des Menschen ist es nicht verwunderlich, dass sich nicht nur die meisten wissenschaftlichen Disziplinen mit Technik auseinandersetzen, sondern dass es auch unterschiedliche Ansätze gibt, Technik zu verstehen. So kann man etwa eine historische Typologie entwerfen, die mit ersten Versuchen einer theoretischen Analyse der Industriellen Revolution beginnt (Marx).
Es gibt eine Unterscheidung nach thematischen Schwerpunkten wie Technikverständnis, technisches Handeln, Bedingungen der Technisierung, Folgen der Technisierung und der Technikbewertung. Es gibt eine Systematisierung im Hinblick auf philosophische Grundorientierungen je nach philosophischer Richtung, in die man die Technik eingeordnet hat (idealistisch, materialistisch, lebensphilosophisch, existenzphilosophisch, neomarxistisch), oder eine Unterscheidung im Hinblick auf die verwendeten Methoden (analytisch, dialektisch, hermeneutisch-phänomenologisch, systemisch-ganzheitlich).
Es gibt eine Systematisierung im Hinblick auf philosophische Teildisziplinen (Ontologie/Metaphysik, Ästhetik, Anthropologie, Moralphilosophie, Sozialphilosophie, Kulturphilosophie, Geschichtsphilosophie) und es gibt eine Unterscheidungsmöglichkeit im Hinblick auf die unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen, die sich mit Technik befassen (Theologie, Ökonomie, Soziologie, Geschichte, Technikwissenschaften, Informatik/Kybernetik/Systemtheorie).
Diese Versuche einer unterschiedlichen Systematisierung und Ausdifferenzierung des Komplexes von Technik sind auch in unserem Zusammenhang aufschlussreich, zum einen,

weil die Erziehungswissenschaft und die Frage technischer Bildung in diesen Systematisierungsversuchen fehlen, zum anderen aber auch, weil sie die Vieldimensionalität und Komplexität von Technik aufzeigen. Man kann einige relevante Überlegungen wie folgt zusammenfassen (nach Fuchs 2019):

1.Es ist die Entwicklung des Menschen aufs engste mit der Entwicklung der Technik verbunden, auch wenn es im Rahmen dieses Textes nicht notwendig ist, die Technik als wesentliche Ursache und Motor der Anthropogenese zu verstehen.
2. Technik ist zudem eingebunden in den Komplex anderer symbolischer Formen als Möglichkeiten der Weltgestaltung im Sinne von Ernst Cassirer. Man kann diese Vielzahl von Zugangsformen wie Wissenschaft, Politik, Ökonomie, Technik, Kunst, Sprache, Religion und Mythos zwar voneinander trennen, doch muss man sehen, dass es sich um eine weitgehend analytische Trennung handelt, man also bloß so tun kann, als ob diese einzelnen Weltzugangsweisen autonom und isoliert betrachtet werden könnten. Eine solche isolierende Betrachtungsweise ist zwar möglich und in Grenzen auch sinnvoll, zumal es aufgrund des engen Zusammenhangs der technischen und der gesellschaftlichen Entwicklung mit der Ausdifferenzierung der (modernen) Gesellschaft auch eine Ausdifferenzierung der Technik und der anderen symbolischen Formen gibt. Doch sollte man dabei die enge Verbundenheit zwischen diesen Entwicklungen nicht vergessen. Es lassen sich speziell in der Neuzeit Technik und Wissenschaft ebenso wenig voneinander trennen wie Technik und Ökonomie. Insbesondere die moderne Technik (aber auch der Bau von Kathedralen, Schiffen, Brücken, Aquädukten etc.) bedarf so starker ökonomischer Ressourcen, dass eine Vernachlässigung der jeweiligen wirtschaftlichen Ordnung zu einem verzerrten Bild der Technik und ihrer Entwicklung führen würde. Ähnliches kann man über den Zusammenhang von Technik und Politik zu sagen. Technik als Form einer rationalen Eroberung der Natur muss zudem immer wieder im Zusammenhang mit religiösen Vorstellungen gesehen werden. Ein eindrucksvolles Dokument über diese wechselseitige Verwobenheit unterschiedlicher Kulturmächte gibt das zehnbändige Kompendium „Technik und Kultur“ (Hermann/Dettmering 1994), in dem eindrucksvoll die Beziehungen von Technik jeweils zur Philosophie, Religion, Wissenschaft, Medizin, Bildung, Natur, Kunst, Wirtschaft, Staat und schließlich Gesellschaft durchdekliniert werden.

3. Technik als Gestaltung der Natur ist – gerade vor dem Hintergrund der Erkenntnisse der Erforschung der Anthropogenese – immer auch Selbstgestaltung des Menschen: Auch und gerade bei der Technik zeigt sich, dass die Entwicklung der Weltverhältnisse und der Selbstverhältnisse zwei Seiten derselben Medaille sind und sich zueinander komplementär verhalten. Indem der Mensch die Welt erkundet, entdeckt und sie sich nutzbar macht bzw. die Grenzen dieser Nutzbarmachung aufdeckt, entdeckt und entwickelt er sich selbst, seine eigenen Kompetenzen, sein Selbstverständnis. Viele Konzeptionalisierungen von Technik im Mythos, in der Religion, der Philosophie oder in den Weltanschauungen reflektieren diese Erfahrungen, die der Mensch im Umgang mit Technik macht.
4. Der Umgang mit Technik und ihrer Entwicklung zeigt zudem, wie und dass sich frühere Vorstellungen über das „Wesen der Technik“ entweder bestätigen oder vielmehr widerlegen lassen. So ist eine verbreitete Ansicht im Umgang mit Technik auch in reflektierten philosophischen Systemen die Annahme, dass Technik ein wertneutrales Mittel zur Umsetzung vorgegebener und von außen an sie herangetretener Ziele und Zwecke sei. Die Technik sei zudem als Beleg für die wachsende Rationalität des Menschen im Umgang mit sich, mit anderen und mit der Natur zu verstehen. Nun zeigt aber die Geschichte der Technik, dass die Anwendung technischer Methoden und Mittel immer wieder nichtintendierte Folgen hat, deren Bewältigung den Menschen in größte Schwierigkeiten bringen. Offenbar wächst mit der Entwicklung der Moderne gerade nicht die Rationalität auf der Basis deterministischer Vorstellungen über den Gegenstand und die Umgangsweisen mit ihm, so wie es in großen soziologischen Entwürfen (siehe das nächste Kapitel) beschrieben wird, sondern es wächst die Unsicherheit, es wachsen die Risiken bei der Anwendung von Techniken, so wie es in dem Konzept der Risikogesellschaft zum Ausdruck gebracht wird. In einer philosophischen Terminologie kann man das so formulieren, dass die Technik gerade kein Beleg für den Determinismus, sondern vielmehr ein Beweis für die Kontingenz menschlichen Lebens ist: Es kann immer ganz anders sein bzw. anders kommen, als man es vermutet und geplant hat. Der Philosoph Christoph Hubig (2006) hat diesen Aspekt der Kontingenz anstelle eines vermuteten und erhofften Determinismus auf den Begriff gebracht, die Technik als „Kunst des Möglichen“ zu verstehen.
5. Nicht zuletzt dieser Gedanke ist es, der die Technik in die Nähe einer ästhetischen Praxis bringt. Auf die etymologische Gemeinsamkeit im Hinblick auf das griechische Wort techné sowie auf die sozialgeschichtliche Gemeinsamkeit der Bewertung derjenigen, die sich mit

einer herstellenden Praxis in beiden Feldern beschäftigen, habe ich bereits oben ausführlich hingewiesen. Es gibt allerdings noch erheblich mehr Gemeinsamkeiten, etwa was die Frage einer kreativen Erzeugung von Neuem oder was die Frage der nicht Planbarkeit in beiden Handlungsfeldern betrifft.

6. Der erweitere Technikbegriff, der neben den Artefakten, Maschinen und Werkzeugen auch die subjektive Seite berücksichtigt - also sowohl die erfinderische Kreativität bei der Genese von Technik als auch die oft notwendigerweise ebenso erfinderische Kreativität im Umgang mit Technik - thematisiert also das jeweils notwendig vorhandene bzw. sich entwickelnde Wissen, die Kompetenzstrukturen, die Haltungen und Wertorientierungen, die bei dem Subjekt in technischen Prozessen vorliegen und sich entwickeln. Dies bedeutet in pädagogischer Hinsicht, dass der Begriff der Bildung bereits integraler Bestandteil eines solchen Technikverständnisses ist.

7. Damit ergibt sich eine erste Antwort auf die Überschrift dieses Textes: Wenn nämlich eine Entgegensetzung von Technik und Kultur, die durchaus in der deutschen Geistesgeschichte eine wichtige Rolle spielte (siehe unten), nicht vertreten werden kann, sondern man Technik als wichtige kulturelle Ausdrucksform verstehen muss, dann ist nicht nur Technik zugleich Kultur, sondern dann ist technische Bildung in diesem Verständnis von Kultur auch kulturelle Bildung. Selbst bei einem engeren Verständnis von kultureller Bildung, das sich stark auf ästhetische Prozesse fokussiert, kann vor dem Hintergrund des oben Gesagten eine rigide Trennung von Ästhetik/Kunst und Technik nicht aufrechterhalten werden.

Technik im Widerspruch – Widersprüche in der Technik

Dieses vorläufige Fazit eines ersten Versuchs, sich einen Überblick über Technikdiskurse zu verschaffen und hierbei einen Blick vor allen Dingen in die Philosophie der Technik zu werfen, lässt sich aus meiner Sicht dadurch noch einmal komprimiert zusammenfassen, dass man den Gedanken der Widersprüchlichkeit in den Mittelpunkt stellt. Ich will daher eine Liste vorfindlicher Widersprüche oder zumindest von Spannungsverhältnissen anführen, die zum einen strukturell zur Technik gehören, die zum anderen aber auch Widersprüche im Denken über Technik darstellen.

i) Verbesserung versus Zerstörung: Die Technik entsteht, um die Überlebensmöglichkeiten bzw. die Lebensqualität der Menschen zu verbessern. Dies darf als eins der zentralen

„Versprechungen der Technik“ (analog zu den „Versprechungen des Ästhetischen“ bei Ehrenspeck 1998) gelten. Gleichzeitig ist jedem von uns bewusst, dass gerade die moderne Technik die Lebensgrundlagen des Menschen zerstört. Das Paradoxe an dieser Situation ist, dass eine Lösung für diese problematische Situation nicht darin bestehen kann, aus der Technik auszusteigen, sondern dass man zerstörerische Folgen einer (falschen) Anwendung von Technik nur mithilfe der Technik beheben kann. Technik ist auch in dieser Hinsicht aufs engste mit dem modernen Strukturmerkmal der (universellen) Machbarkeit verbunden.

ii) Wissen versus Unwissen: Technik hat es mit mehrfacher Hinsicht mit der Vermehrung von Wissen zu tun. Zum einen führt vermehrtes Wissen zu einer Verbesserung von Technik, zum anderen führt die Anwendung von Technik zu einer Vermehrung von Wissen. Gleichzeitig erleben wir allerdings im Alltag, dass eine immer größere Ausstattung mit technischen Geräten uns dazu führt, unser Unwissen im Umgang damit zu erkennen. Man denke nur an die Vielfalt technischer Möglichkeiten solch einfacher Geräte wie eines Fahrradcomputers, der Funktionen im höheren zweistelligen Bereich bereitstellt, von denen man aber bestenfalls eine oder zwei Funktionen anwenden kann, u. a. auch deshalb, weil man nicht (mehr) weiß, wie man an die anderen Funktionen überhaupt herankommt. Ähnliches erlebt man, wenn der Recorder neu programmiert werden muss.

iii) Rationales, vernunftgeleitetes Wissen versus mimetische Aneignungsprozesse. Technik ist ein Wesenselement der Moderne und mit dem Prinzip der Rationalisierung eng verbunden. Gleichzeitig unterlaufen viele Menschen im Alltag den rationalen Anspruch von Technik, etwa anhand von Bedienungsanleitungen Geräte einstellen zu können, dadurch, dass sie sich in entsprechenden Filmen bei YouTube die Funktionsweise vorführen lassen. Es geht also um das pädagogische Prinzip des Zeigens und des Nachahmens, es geht um mimetisches Lernen, das im Hinblick auf die kognitive Orientierung etwa in Schulen immer wieder vernachlässigt wird, das aber offenbar bei dem Versuch, den Lernbegriff aus pädagogischer Hinsicht als ‚einheimischen Begriff“ zurückzuerobern, eine wachsende Rolle spielt (Göhlich/Wulf/Zirfas 2007).

iv) Sicherheit und Planbarkeit versus Unsicherheit. Die Relativierung des Gedankens des Determinismus, der die Grundlage für eine sichere Planung sein muss, führt dazu, dass man Unsicherheit und das Risiko des Scheiterns bei dem Umgang mit Technik einplanen muss. Es scheint sogar so zu sein, dass die Unsicherheit im Verhältnis zur Sicherheit im Umgang mit Technik ein Übergewicht hat. Da zudem Planbarkeit etwas mit der Beherrschung von Zeit und

speziell der Zukunft zu tun hat, hat dieser Aspekt Folgen für das Verständnis des Menschen als geschichtliches Wesen, also für Fragen der Geschichtsphilosophie.

v) Exaktheit und Rationalität versus Intuition. In dieselbe Richtung geht der hier genannte Widerspruch. Denn die Vision von Exaktheit und Berechenbarkeit wird gerade bei komplexen Geräten nicht erfüllt. Ähnlich wie ein Schmied, der an der Farbe des glühenden Eisens den Härtegrad erkennen kann, sich bei seiner technischen Tätigkeit also auf eine sinnliche Erfahrung berufen muss, gilt dies auch oft genug für den individuellen Umgang mit dem PC, bei dem Versuch und Irrtum in vielen Fällen ein Regel geleitetes Handeln bei dem Auftreten von Problemen und Fehlern ersetzt.

vi) Beherrschbarkeit versus Unbeherrschbarkeit. Viele der bisher genannten Widersprüche oder Spannungsverhältnisse haben etwas mit der modernen Vision der rationalen Beherrschbarkeit der Natur, des Sozialen, des Menschen und nicht zuletzt der Technik selbst zu tun. Dass eine solche Beherrschbarkeit nicht in jedem Fall vorliegt, kann man an Unfällen und Zwischenfällen erkennen, bei denen bei der Suche nach der Ursache von „menschlichem Versagen" die Rede ist, verantwortliche Personen also offenbar nicht in der Lage waren, die entsprechenden Geräte angemessen zu bedienen.

vii) Kompetenz versus Inkompetenz: Den oben bereits genannten Widerspruch Wissen versus Unwissen kann man daher auf andere Dimensionen der Persönlichkeit erweitern, sodass man von einem Widerspruch zwischen Kompetenz und Inkompetenz sprechen kann. Von einer wachsenden Inkompetenz wiederum muss man auch dann reden, wenn technische Geräte immer mehr Tätigkeiten des Menschen übernehmen, ihm also das Leben „erleichtern". Denn dies ist damit verbunden, dass der Mensch nach und nach die Fähigkeit verliert, diese Tätigkeiten selbst auszuüben. Dies kann als Fortführung der Grundidee des sich verändernden Verhältnisses von Herr und Knecht verstanden werden, so wie es bereits Hegel beschrieben hat: Insofern der Herr dem Knecht immer mehr Aufgaben zumutet, verliert der Herr schließlich die Kompetenz, diese Aufgaben selbst zu erledigen, sodass letztlich der Knecht mit seiner gewachsenen Kompetenz über den Herrn herrscht.

viii) Selbstvertrauen versus Entmündigung und Beschämung. Die Leitfigur des Menschen im Rahmen der Entwicklung der Moderne ist die des starken Subjekts. Ein solches Subjekt hat Vertrauen in sich, und dies alleine deshalb, weil es glaubt, sich und seine Umstände gestalten und steuern zu können. Dieses Selbstvertrauen wird jedoch durch den zuletzt genannten

Punkt deutlich zerstört: Gerade im Umgang mit komplizierter Technik erkennt der Mensch seine Unfähigkeit.
ix) Rationalität versus Fetischismus. Die Technik gilt als wichtiges Teilprojekt im Rahmen der modernen Rationalität. Gleichzeitig muss man allerdings sehen, dass nach wie vor der Fetischismus gerade in modernen Gesellschaften nicht verschwindet, sondern vielmehr wächst (Böhme 2006). Man kann dies an der großen Rolle der Astrologie bzw. esoterischer Weltanschauungen heute erkennen. Neu ist dieser Gedanke nicht, denn schon Marx hat in seiner Analyse des Kapitalismus vom Fetischcharakter der Ware gesprochen, sodass es offensichtlich hier einen Zusammenhang zwischen der Entwicklung der Technik und der ökonomischen Grundordnung in unserer Gesellschaft gibt.

Sicherlich lässt sich diese Liste von Widersprüchen und Spannungsverhältnissen noch fortsetzen. Doch eine Feststellung kann man im Hinblick auf die Entwicklung von Wissenschaft und Wissenschaftspolitik bereits jetzt treffen. Die hier vorgestellten Widerspruchs- oder Spannungsverhältnisse zwischen zu vollmundigen Zuschreibungen und Gewissheiten im Hinblick auf eine wachsende Rationalität auf der einen Seite und einer Realität, die andererseits diese Gewissheiten infrage stellen kann, sollte nicht zu einer völligen Ablehnung der Moderne und ihrer Grundvisionen führen, so wie es gelegentlich im Rahmen der Postmoderne geschehen ist. Man sollte jedoch diese Ambivalenzen berücksichtigen. Vor diesem Hintergrund ist es überraschend, dass man im Rahmen der Wissenschaftsförderung gerade solche Methoden nicht unterstützen will, die offen für das Erfassen solcher Ambivalenzen und Kontingenzen sind bzw. eine kritische Reflexion ermöglichen, sondern im Rahmen einer „evidenzbasierten Politik“ (vgl. Fuchs/Braun 2017) positivistische Ansätze favorisiert, die die unterstellte, aber als falsch erwiesene Eindeutigkeit von Wissen reproduzieren. Dies mag als Lösungsversuch zur Behebung von Kontingenz verstanden werden, führt aber letztlich in die Irre.

Naturwissenschaftliches und technisches Denken in der Pädagogik

Auf den Versuch der Philanthropisten, naturwissenschaftliche Methoden, so wie sie sie verstanden, für eine Verwissenschaftlichung der Pädagogik zu nutzen, habe ich bereits hingewiesen. Verbunden waren diese Überlegungen mit dem in der Zeit der Aufklärung und

der beginnenden Industrialisierung unstrittigen Prinzip einer Erziehung zur Industriosität. Die Grundlage einer solchen Methode ist die Quantifizierung und Metrifizierung. Trotz zahlreicher Alternativmodelle für die erziehungswissenschaftliche Forschung und Praxis, so wie sie bereits am Ende des 18. Jahrhunderts im Ansatz des Neuhumanismus entwickelt wurden, hat diese Denkweise in Form eines empirisch-quantitativen Zugriffs nicht bloß bis heute überlebt, sondern ist seit einigen Jahren sogar in der bildungspolitischen Debatte zu einer bevorzugten Methode geworden. Nicht zuletzt durch die quantitativ-empirischen PISA-Studien hat sich die Forderung nach einer „evidenzbasierten Bildungspolitik“ ergeben. Diese Forderung war allerdings nicht neu, denn der Erziehungswissenschaftler Heinrich Roth forderte schon in den frühen 1960 er Jahren eine „realistische Wende“ in der Erziehungswissenschaft, was sich gegen die damals dominante Geisteswissenschaftliche Pädagogik richtete.

Mit Naturwissenschaften und Technik befassen sich im Zuge der Ausdifferenzierung der Pädagogik auch spezielle pädagogische und erziehungswissenschaftliche Teilbereiche. Man spricht von einer naturwissenschaftlichen und technischen Bildung. In diesem Kontext spielen die Schulkonferenzen am Ende des 19. Jahrhunderts eine wichtige Rolle, die der deutsche Kaiser Wilhelm II einberufen hatte und bei denen er das Interesse verfolgte, gegen die Dominanz der damaligen „humanistischen Bildung“ (mit ihrem Schwerpunkt in klassischen Sprachen) eine naturwissenschaftlich-technische Bildung zu forcieren. Es ging etwa um die Abiturberechtigung bei einem naturwissenschaftlich-technischen Schwerpunkt und die Promotionsberechtigung von Technischen Hochschulen. Der Grund hierfür war ein ökonomischer, denn das inzwischen hochindustrielle Deutschland, für das Wilhelm II einen Weltmachtanspruch erhob, benötigte dringend eine solche naturwissenschaftlich-technische Kompetenz. Heute wehren sich Pädagog*innen mit einem Schwerpunkt in diesem Bereich gegen eine nach wie vor stattfindende Geringschätzung. So hat etwa der Wissenschaftshistoriker Ernst Peter Fischer (2003) gegen die These des damals populären Anglistikprofessors Dieter Schwanitz (2002), der die kulturelle Relevanz naturwissenschaftlichen Wissens bestritt, ein umfassendes Plädoyer für den Bildungswert der Naturwissenschaften geschrieben.

In pädagogischer Hinsicht muss man die existenzielle Relevanz von Mathematik, Naturwissenschaften und Technik berücksichtigen und in Bildungstheorien aufzugreifen, so wie es etwa in der Liste der „epochaltypischen Schlüsselprobleme“ von Wolfgang Klafki

abzulesen ist. Zu einer solchen bildungstheoretischen Berücksichtigung gehört auch, nicht kritiklos Ergebnisse und Forderungen aus diesem Bereich zu übernehmen, sondern sie unter einer moralisch-ethischen Perspektive zu bewerten. Insbesondere sind die Grenzen eines naturwissenschaftlich-technischen Zugriffs auf die Natur und auf den Menschen zu sehen. Karin Goy (1996) hat sich mit beiden Aspekten, nämlich dem wissenschaftlichen Denken und bestimmten Gegenpositionen, auseinandergesetzt:

„Für die wissenschaftlich-technische bzw. technologische Richtung sind zum wenigsten folgende Merkmale charakteristisch*: erstens* die Auflösung der ursprünglichen Einheit und Ganzheit mit der Konsequenz der Subjekt-Objekt-Spaltung und der zunehmenden Entfremdung des Objekts, *zweitens* die Konzentration auf die kognitiven, intellektuellen Vermögen des Subjekts bei gleichzeitiger Degradierung und Subordination der sensitiven, emotionalen, stimmungsmäßigen Erlebnisweisen, *drittens* die Akzentuierung der quantitativen Erkenntnisweise wie überhaupt der mathematischen*, viertens* die entsprechende Ausrichtung des Objekts auf diese, was mit einer präparierten desselben zum physikalischen Konstrukt oder ‚Gestell' einhergeht – Symbol dieser Auffassung ist die Maschine –, *fünftens* die anthropozentrische Einstellung, die dem Menschen eine Herrschaftsrolle gegenüber der Natur zuweist.
In all diesen Punkten ist für das organizistisch-holistische Naturverständnis das Oppositum zu erwarten. Wiewohl das mechanistische Modell von seinem Ursprung her nicht prinzipiell verschieden ist von der Vorstellung des lebendigen, organischen Kosmos – man denke an Platons Beschreibung des Universums als großes Tier (zoon) oder Chalcidius' Übersetzung dieses Terminus durch den Ausdruck *machina*, der bis in die frühe Neuzeit hinein ‚Lebewesen' bedeutete, noch nicht starres, ratterndes, klapperndes, manipulierbares Gestell – und wiewohl das mechanistische Weltbild nicht gänzlich auf die teleologische Vorstellung eines vorgängigen apriorischen Plans vom Ganzen und von Arrangements der Teile in Bezug auf dieses Ganze verzichten kann, so weicht doch die organizistische Vorstellungsweise zunehmend einer rein kausal-mechanistischen, die von isolierten Teilen ausgeht und diese nachträglich in Verbindung und Bewegung setzt." (Goy 1996, 7 f.)

Ein weiterer Aspekt, der kritisch zu reflektieren ist, ist die enge Verbindung von Technik und Ökonomie, also insbesondere die kapitalistische Nutzung technischer Errungenschaften. Dies galt immer schon, es gilt aber insbesondere in den letzten Jahren im Hinblick auf die technische Entwicklung im Kommunikationsbereich und bei den Medien, sodass man von einer neuen Stufe des Kapitalismus spricht, nämlich von einem digitalen Kapitalismus oder Plattformkapitalismus, der noch weiter und umfassender in die Lebensumstände der Menschen eingreift, als das bisher schon geschehen ist. Auch hierbei ist festzustellen, dass politische Instanzen (wie etwa die Kultusministerkonferenz) affirmativ einer kapitalistischen Handlungslogik folgen und eine kritische Perspektive wenig unterstützen.

B. Kapitalismus, Kommodifizierung und ökonomische Bildung

Kapitalismus, Medien und Sozialfiguren des Subjekts

Bei allen wissenschaftlichen Streitigkeiten darüber, was die Entstehungsursachen des Kapitalismus waren und welche Entwicklungsetappen man unterscheiden kann, gibt es unter Historikern des Kapitalismus große Einigkeit darüber, dass dieser in Europa erfunden wurde und speziell in Norditalien und im dortigen Handelskapitalismus eine erste Blüte erlebte, sodass – zumindest für Europa – Moderne und Kapitalismus eng zusammengehören (vgl. Kocka 2015 oder Plumpe 2019). Das bedeutet allerdings nicht, dass wesentliche Strukturelemente einer kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung erst in der Zeit der Spätrenaissance und Frühen Neuzeit aufzufinden sind. So ist etwa Tausch ein wichtiges Element ebenso schon sehr viel früher Geldwirtschaft. Interessant ist, dass selbst die härtesten Kritiker dieser Wirtschaftsordnung zugleich deren Errungenschaften positiv hervorheben:

„Die Bourgeoisie hat in ihrer kaum 100-jährigen Klassenherrschaft massenhaftere und kolossalere Produkt geschaffen als alle vergangenen Generationen zusammen. Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau, Dampfschifffahrt, Eisenbahn, elektrische Telegrafen, Urbarmachen ganzer Weltteile, Schiffbar machen der Flüsse, ganz aus dem Boden hervor gestampfte Bevölkerung – welches frühere Jahrhundert ahnte, dass solche Produktionskräfte im Schoße der gesellschaftlichen Arbeit schlummerten.“ (MEW 4, 467)

Interessant ist, dass in dieser Aufzählung von Errungenschaften auch die Entwicklung neuer Medien eine wichtige Rolle spielt. Natürlich unterlagen diese Medien (vgl. Faulstich 2002 und 2004) von Anbeginn an der kapitalistischen Logik des Marktes. Dies bedeutet insbesondere, dass man bei der bereits vor einigen Jahrzehnten geäußerten und kaum zu widerlegenden Feststellung, dass „Lebenswelten zugleich Medienwelten“ seien (so eine Forschergruppe von Dieter Baacke), stets die strukturierende Rolle kapitalistischer Funktionsprinzipien berücksichtigen muss. Insbesondere heißt das, dass sich von Anbeginn an bei aller formalen Gleichheit (als Marktteilnehmer*innen) erhebliche Ungleichheiten im Hinblick auf Teilhabemöglichkeiten für unterschiedliche Gruppen von Menschen ergeben – und dies trotz der „Versprechungen der Moderne“ von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Dass solche Ungleichheiten nicht häufiger als ungerecht empfunden wurden und zu Protesten herausforderten (Blickle 1988), hängt sicherlich auch damit zusammen, dass sich im Rahmen der sich entwickelnden bürgerlich-kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung solche Sozialfiguren von Subjekten entwickelten und bewusst geformt wurden, die zu dieser gesellschaftlichen Ordnung passten. Ein interessanter Vorschlag zur Erklärung dieses Prozesses stammt von Alfred Sohn-Rethel (1973), der die Entstehung und Durchsetzung der Warenförmigkeit („Kommodifizierung“) verbunden mit der Geldwirtschaft in einer engen ursächlichen Verbindung mit der Entstehung entsprechender Strukturen des Geistigen, vor allem des Prinzips der abstrakten Identität, gesehen hat (siehe auch Müller 1978).

Dieser Gedanke der Passfähigkeit geistiger Strukturen mit realen Strukturen in den unterschiedlichsten Gesellschaftsfeldern (Wirtschaft, Politik, soziales Zusammenleben) ist nicht neu. So ist es kein Zufall, dass bereits in der griechischen Antike, etwa in den philosophischen Schriften von Platon, Fragen der Erziehung in denselben Schriften behandelt werden, in denen es um geeignete politische Organisationsformen geht. Der Staat, so sagte es einmal Ernst Cassirer, erzieht genau solche Subjekte, die er zu seiner Aufrechterhaltung benötigt. Diese Aussage kann man auch auf das ökonomische System ausdehnen. So gibt es immer wieder bedeutende Studien, die die Entstehung bestimmter Sozialcharaktere oder Sozialfiguren auf die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse zurückführen. Marx sprach von „Charaktermasken“ und meinte damit das notwendige Verhalten etwa von Kapitalisten, damit diese erfolgreich waren. Max Weber sprach von einer „methodischen Lebensführung“, so wie sie in einer kapitalistischen Ordnung gefordert wird. David Riesman entwickelte in seinem frühen soziologischen Bestseller aus dem Jahre 1950 („Die einsame Masse“) eine Typologie von Verhaltensstilen (traditionsgeleitet, innengeleitet, außengeleitet), Herbert Marcuse sprach von dem „eindimensionalen Menschen“ (erstmals 1964). Später beschrieb der Sozialwissenschaftler Richard Sennett den „flexiblen Menschen“ unter dem Originaltitel: Die Korrosion des Charakters“. Heute ist es das „unternehmerische Selbst“ oder die „Ich-AG“, die als typische Sozialfigur für den neoliberalen Kapitalismus gesehen wird. Eine theoretisch gehaltvolle Erklärung dieser Prozesse liefert etwa Pierre Bourdieu mit seinem Habituskonzept (siehe zu solchen Typologien die Übersicht in Fuchs 2012).

Auch in der Erziehungswissenschaft wird dieser Zusammenhang zwischen Gesellschafts- und Persönlichkeitsstruktur seit langem gesehen. Dies gilt nicht bloß für die Rezeption der

Sozialisationsforschung (vgl. Hurrelmann u. a. 2015), sondern man findet bereits im 18. Jahrhundert bei Pestalozzi die Erkenntnis, dass der Mensch ein Produkt der Natur, der Gesellschaft und seiner selbst sei. Um zu verstehen, wie dieser „Produktionsprozess“ des passfähigen Subjekts zustande kommt, ist die seit Jahren eingeführte Unterscheidung formal – nonformal – informell hilfreich. Im Hinblick auf formale Bildung spielt das sich entwickelnde Bildungssystem eine zunehmend wichtige Rolle. Helmut Veith (2003) hat in einer umfangreichen historischen Studie rekonstruiert, in welcher Weise sich die Ziele, die für das Bildungssystem maßgeblich wurden, im Hinblick auf politische Ordnungsvorstellungen und ökonomische Qualifikationserfordernisse verändert haben.

Eine einflussreiche Theorie der gesellschaftlichen Funktionserwartungen – diese Theorie wurde zunächst nur für die Schule entwickelt, sie lässt sich allerdings auch für außerschulische Kontexte anwenden – hat der Erziehungswissenschaftler und Psychologe Helmut Fend (siehe etwa 2009) entwickelt. Er unterschied im Anschluss an die soziologische Systemtheorie von Talcott Parsons die vier Subsysteme Wirtschaft, Politik, Gemeinschaft und Kultur und ordnete jedem dieser Subsysteme bestimmte Funktionsanforderungen an die Schule zu: Qualifikation (Wirtschaft), Legitimation (Politik), Allokation und Selektion (Soziales) und Enkulturation (Kultur). Interessant hierbei ist, dass nicht nur die Funktionsanforderungen aus den einzelnen Subsystemen, sondern sogar innerhalb desselben Subsystems unterschiedlich sein können. Daraus ergibt sich ein Konglomerat widersprüchlicher Zielformulierungen, was immerhin auch dazu führt, dass keineswegs nur eine einzige Sozialfigur in dem ausdifferenzierten Bildungssystem angestrebt wird. Es ist hierbei wesentlich der Aspekte der Macht und des Einflusses sowie die betreffende Zielgruppe zu berücksichtigen.

Neben den formalen und nonformalen Bildungsangeboten, die zum Teil durch gesetzliche normative Vorgaben (Schulgesetze, Weiterbildungsgesetze, Kinder- und Jugendhilfegesetz etc.) geregelt sind, gibt es das weite Feld der informellen Bildung. Die Bedeutsamkeit dieses Bereichs hat nicht bloß die Sozialisationsforschung hervorgehoben, die unterschiedliche Sozialisationsinstanzen in den Blick nimmt, sondern sie wird auch von einer Studie bestätigt, die seinerzeit vom Bundesbildungsministerium in Auftrag gegeben wurde (Dohmen 2001). Dieser Studie zufolge werden etwa 70 % aller für die Lebensführung notwendigen Kompetenzen durch informelle Lernprozesse erworben. Wenn es also richtig ist, dass Lebenswelten Medienwelten sind, dann muss man sehen, dass es zwar sinnvoll und

notwendig ist, über Bildungsbegriffe und Bildungsziele (im Bereich der formalen und nonformalen Bildung) nachzudenken, dass aber ein wesentlicher Teil der Mediensozialisation außerhalb organisierter Bildungsangebote stattfindet (siehe Vollbrecht/Wegener 2010).

Zur Frage, ob der digitale Kapitalismus eine neue Entwicklungsstufe darstellt

Die in der Überschrift genannte Frage wird von verschiedenen Autor*innen sehr unterschiedlich beantwortet. Zum einen kann man davon sprechen, dass der digitale Kapitalismus auch Kapitalismus ist. Das bedeutet, dass er nach denselben Strukturprinzipien funktioniert, wie sie sich im Laufe der letzten Jahrhunderte entwickelt und durchgesetzt haben. Horst Niesyto (2019) hat in seinem Vergleich der Strukturprinzipien der Digitalität und des Kapitalismus nicht nur eine Reihe solcher Strukturprinzipien in beiden Bereichen aufgelistet, sondern auch eine große Übereinstimmung festgestellt. Es handelt sich um Quantifizierung und Messbarkeit verbunden mit einer zunehmenden Ökonomisierung von Bildung und anderen Bereichen der Gesellschaft (Gesundheit, Künste, soziales Zusammenleben, Politik etc.). Es geht um Effizienz und Nützlichkeit, die in der Regel durch quantitative Messverfahren nachgewiesen werden. Das ökonomische Prinzip bedeutet auch eine bestimmte (im historischen Ablauf veränderte) Zeitstruktur, ganz so, wie es Benjamin Franklin seinerzeit schon sagte: Zeit ist Geld. Es geht in der modernen Gesellschaft um eine lineare Zeitvorstellung im Gegensatz zu einer zyklischen Zeitvorstellung in früheren Zeiten. Insbesondere sind Beschleunigung und das Ziel stetigen Wachstums ein wichtiges Merkmal. Digitalität ebenso wie Kapitalismus verfolgen zudem beide das Ziel einer zunehmenden Vernetzung sowie einer großen Flexibilität der Menschen, der zunehmenden Datifizierung aller Prozesse und Abläufe. Felix Stalder (2016) findet in seiner kulturwissenschaftlichen Analyse des digitalen Kapitalismus die Prinzipien der Referentialität, der Algorithmizität und der Gemeinschaftlichkeit.

Im Hinblick auf die Frage danach, ob man es nunmehr mit einem veränderten Kapitalismus zu tun hat und ob sogar die Möglichkeit besteht, dass sich – wie Marx und Engels es noch erhofften – der Kapitalismus aufgrund seiner Funktionslogik selbst zerstört, neigt man heute mehrheitlich zu einer negativen Antwort. Man hat vielmehr festgestellt, dass es dem Kapitalismus immer wieder gelingt, selbst kritische Positionen so zu integrieren, dass sie die zentrale Funktionslogik eher verbessern als zerstören (siehe Boltanski/Chiapello 2016). Man

kann zudem zeigen, dass der Prozess der Digitalisierung, den man oft in der öffentlichen Debatte mit der Entwicklung der neuen elektronischen Techniken und Medien in Verbindung bringt, also etwa mit der Zeit seit der Entdeckung der Elektronenröhre, der Diode und des Transistors, eine sehr viel längere Tradition hat, als man oft unterstellt (siehe Fuchs 2021). Dies hat man etwa im Rahmen der Toronto-Schule (Marshall McLuhan, später und aktuell Derrick de Kerckhove) erforscht. Kulturgeschichtlich geht es um die Zeit der Erfindung des Buchstabenalphabets, das die Griechen von den Phöniziern übernommen haben. Die Nutzung eines Alphabetes, also die Zusammensetzung atomarer Bausteine (der Buchstaben) zu Worten und Sätzen, war eine Anwendung atomistischer Vorstellungen griechischer Philosophen und kann als revolutionärer Schritt zur Digitalisierung gesehen werden:

„Ich möchte schon hier eindringlich darauf hinweisen, dass die alphabetische Schrift nicht durch ihren Inhalt, durch das, was sie „sagt", sondern durch ihre Struktur die spezifisch abendländische Art und Weise des Zur-Welt-Seins und des Denkens prägte. Sie beeinflusst das Gehirn über den Blick, bevor sie das Denken berührt. Ich betone, dass es sich um eine tiefgreifende Beeinflussung auf physiologischer Ebene handelt, um auf die determinierende Dimension der Beziehung von Schrift und Kultur hinzuweisen." (Kerckhove 1995, 10)

Kerckhove spricht hier von dem Alphabet als „Software des Abendlandes" (11).

Der von Gutenberg und anderen erfundene Buchdruck, bei dem man ebenfalls mit einer begrenzten Anzahl einzelner Buchstaben Fließtexte erstellen konnte, ist eine technische Umsetzung dieses atomistischen Grundprinzips. In einer kulturwissenschaftlichen und kulturhistorischen Sichtweise kann man dies – vor allem dann, wenn man die Forschungen von Alfred Sohn-Regel berücksichtigt – als wichtige Ausgangsbedingung für den entstehenden Kapitalismus und seine Denkform betrachten.

Angesichts dieser Ubiquität dieser Denkform und der mit ihr verbundenen Realität kann man nun fragen, ob es überhaupt die Möglichkeit gibt, sich zumindest zeitweise dieser Denk- und Handlungslogik zu entziehen. Folgt man Adorno mit seiner These von den „Verblendungszusammenhängen" und seiner Aussage, es könne kein richtiges Leben im falschen geben, dann scheint ein solcher Ausstieg nicht möglich zu sein. Allerdings wären dann auch kritische Positionen gegenüber einer kapitalistischen Gesellschaftsordnung nicht möglich. Die Realität zeigt also, dass man scheinbare Selbstverständlichkeiten nicht unbedingt hinnehmen muss.

Kulturkritik und Moderne

In Europa entwickelte sich die Moderne als kapitalistisch organisierte bürgerliche Gesellschaft mit erheblichen Ungleichzeitigkeiten in den unterschiedlichen Regionen. Während sich in England aufgrund der 1689 herbeigeführten politischen Ordnung, auf der Basis genialer technischer Errungenschaften (zum Beispiel die Dampfmaschine) und mithilfe von Finanzmitteln, die u. a. durch Sklavenhandel und Kolonialismus erworben wurden („ursprüngliche Akkumulation“, so Marx), die Industriegesellschaft entwickelte, musste man in Deutschland noch längere Zeit auf eine solche Entwicklung warten (siehe neben den oben genannten historischen Darstellungen Fuchs 2021. Helmuth Plessner (1974) sprach im Hinblick auf Deutschland auch in dieser Hinsicht von einer „verspäteten Nation“.

Die Bewertung dieses Prozesses fiel allerdings bei den Beobachtern in Europa – wie mehrfach im vorliegenden Text ausgeführt – nicht nur positiv aus. So formulierte der Schweizer Philosoph Jean-Jacques Rousseau bereits Mitte des 18. Jahrhunderts eine vielgelesene Kulturkritik in seiner Preisschrift zu einer entsprechenden Aufgabenstellung der Akademie in Dijon, in der er vehement bestritt, dass die Entwicklung der Wissenschaften zu einer Verbesserung der Sitten führen würde. Eine Geschichte der Kultur der Moderne lässt sich daher auch als eine Geschichte der Kulturkritik schreiben, in der Jean-Jacques Rousseau prominente Nachfolger fand. Von Anbeginn an fokussiert sich diese Kulturkritik auf bestimmte Aspekte des Lebens in der Moderne. Vor allem sprach man von einem Verfall der Sitten und von Entfremdung und Entzweiung, wie sie durch den sich durchsetzenden arbeitsteiligen Produktionsprozess in den neugegründeten Fabriken verursacht wurden und zu psychischen und charakterlichen Fehlentwicklungen führten. Schiller griff diese Kulturkritik in seinen „Briefen zur ästhetischen Erziehung“ im Jahre 1795 auf. Georg Bollenbeck (2007) beschreibt die Geschichte der Kulturkritik bis in die Gegenwart.

Es blieb jedoch nicht bloß bei einer Kritik am Logozentrismus, am Nützlichkeits- und Fortschrittsdenken, sondern man entwarf Gegenmodelle, wobei oft genug die Künste und eine ästhetische Praxis zu Hoffnungsträgern einer alternativen Lebensweise wurden. Solche Überlegungen finden sich bereits bei Schiller in den genannten Briefen, die bis heute immer wieder als Legitimationsgrundlage für eine ästhetische Praxis und Bildung zugezogen werden. Auch Herrmann Glaser zitierte in seiner Programmschrift für eine neue Kulturpolitik und ein „Bürgerrecht Kultur“ umfänglich Schillers Ausführungen (Glaser/Stahl 1983). Denn in

einer solchen Praxis, so Schiller, erlebt der Mensch nicht bloß genussvoll in einem spielerischen Umgang mit ästhetischen Gestaltungsprozessen Freude an einer sinnlich erfahrbaren Freiheit, sondern – so die emanzipatorische Hoffnung von Schiller – entsteht dadurch auch der Wunsch nach einer Übertragung dieser Gestaltungsprinzipien auf den gesellschaftlichen und politischen Raum.

Dieser Gedanke der Schaffung ästhetischer Gegenwelten, in denen die Entwicklung einer ganzheitlichen Persönlichkeit möglich ist, wird seither immer wieder aufgegriffen. Der Gedanke findet sich in der Romantik, er ist ein wesentliches Gestaltungsprinzip in der Lebensphilosophie und in den verschiedenen gesellschaftlichen Reformbemühungen am Ende des 19. Jahrhunderts sowie in der in diesem Zusammenhang entstehenden Reformpädagogik (Stichwort „musische Bildung“). Er findet sich in den Konzeptionen einer Neuen Kulturpolitik seit den späten 1960er Jahren und er wird bis heute als Alternative zu einer als menschenfeindlich betrachteten modernen Gesellschaft, zumindest aber als Kompensation ihrer negativen Folgen für die Persönlichkeitsstruktur der Menschen, gesehen.

Während Max Weber die Entstehung der modernen kapitalistischen Gesellschaft als Prozess der Entzauberung der Welt interpretierte, handelt es sich bei all diesen modernekritischen Positionierungen darum, in ästhetischen Gegenwelten zu einer Wiederverzauberung der Welt zu gelangen. Die Philosophin Cornelia Klinger (1995) untersuchte diese unterschiedlichen Positionen auch im Hinblick auf ihre politischen Dimensionen und zeigte, dass es neben emanzipatorischen Ansätzen auch solche Strömungen gab, die mit ihrer aufklärungs- und kulturkritischen Haltung den Boden für den Nationalsozialismus bereiteten (siehe auch Stern 1963). Eine Ästhetisierung der Gesellschaft und insbesondere der Politik kann also durchaus in eine andere Richtung führen, als sie Schiller mit seinen politischen Visionen vorschwebte.

All diese Debatten führen in wissenschaftlicher Hinsicht zu der Frage nach den Wirkungen der Künste und einer künstlerisch-ästhetischen Praxis. Yvonne Ehrenspeck (1998) setzte sich kritisch mit zu starken Wirkungsbehauptungen der Künste auseinander, so wie sie heute im Bereich der Wirkungsforschung als Teil einer sich verwissenschaftlichenden Kulturpädagogik thematisiert werden (vgl. Rittelmeyer 2012). Aus einer philosophischen Perspektive warnte bereits Willi Oelmüller (1982) vor zu weitreichenden Erwartungen an die Künste:

„Idealistische und romantische Theoretiker und ihre Nachfolger bis heute erwarten vom Schönen und Ästhetischen eine Aufhebung der Entfremdungsprobleme der modernen bürgerlichen Gesellschaft, eine Veränderung der Welt: einen „ästhetischen Staat“ (Schiller), eine „neue Religion“ (Systemfragment), eine „neue Kunstreligion“ (früher Hegel), eine „neue Mythologie“ (Schelling), eine Poetisierung des Lebens und der Gesellschaft: die romantische Poesie… (will) die Poesie lebendig und gesellig, und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen (Schlegel). Auf solche Überforderungen des Schönen und Ästhetischen folgt bis heute Enttäuschung und Ernüchterung. Die Fantasie ist in der bürgerlichen Gesellschaft nicht an die Macht zu bringen.“ (56; siehe hierzu auch Fuchs 2011)

Eine Herausforderung für solche Ansätze war die Frage danach, ob die oft überbordenden Wirkungszuschreibungen einer ästhetischen Praxis in der Realität auch gefunden und nachgewiesen werden könnten. Dazu kam auf der Ebene der Politik die Forderung nach einer „Evidenzbasiertheit“ und einer durch die PISA-Untersuchungen forcierte quantitativ-empirische Ausrichtung in der pädagogischen Forschung. Interessant ist, dass in den frühen Argumentationen zugunsten einer ästhetischen Praxis Fragen der Moral- und Charakterentwicklung im Vordergrund standen, wohingegen sich der Fokus in den 1990er Jahren entsprechend dem Konzept einer zu fördernden „Wissensgesellschaft“ auf die Transferwirkungen bei der kognitiven Entwicklung richtete („Mozart macht schlau!“).

Ist der Kapitalismus alternativlos?

Bei der Beantwortung der oben gestellten Frage muss man berücksichtigen, dass der Begriff des Kapitalismus gerade in Deutschland lange Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg verpönt war. Man sprach lieber von „Marktwirtschaft“ und speziell von der „Sozialen Marktwirtschaft“. Wenn überhaupt das Wort „Kapitalismus“ in den Mund genommen wurde, dann in der Kombination „Rheinischer Kapitalismus“, einer sozial abgefederten Variante. Solche Vorbehalte gegenüber diesem Begriff gab es in anderen Ländern und auch in früheren Zeiten in Deutschland nicht in diesem Maße, man denke etwa an die Studien von Max Weber oder die umfangreiche Geschichte des Kapitalismus von Werner Sombart (siehe etwa Kocka 2015). Allerdings ändert sich dies zur Zeit wieder, man kann sogar eine zunehmende Rezeption der Schriften von Karl Marx – zumindest in den Sozialwissenschaften – feststellen (siehe etwa Jaeggi/Loick 2014).

Stellt man nunmehr die eingangs formulierte Frage anders und fragt danach, ob die „Marktwirtschaft“ alternativlos ist, dann sieht man, dass die Antworten sehr weit auseinandergehen. So hält eine Gruppe von Menschen die „Marktwirtschaft“ in der Tat für alternativlos und will sie sogar als Staatsziel verbindlich im Grundgesetz verankern. Auch im Mainstream der Wirtschaftswissenschaften kann man sich Alternativen zu einer marktwirtschaftlich organisierten Gesellschaft kaum vorstellen und verweist oft auf das Scheitern der Staaten, die sich als sozialistisch bezeichnet haben. Allerdings wächst die Kritik an dieser Wirtschaftsform sowohl in der Wissenschaft als auch in der Praxis, wobei es unterschiedliche Ansatzpunkte für eine solche Kritik gibt: unter anderem die sich dramatisch vergrößernde Ungleichheit (z. B. Piketty 2014), die Zunahme weltweiter Krisen wie etwa der Finanzkrise, eine wachsende Massenarbeitslosigkeit, das Ansteigen psychischer Erkrankungen, Umweltzerstörungen, die Vergrößerung der Spannungen zwischen dem Globalen Norden und dem Globalen Süden, die Verschlechterung der Lebensbedingungen der Menschen (Ernährung, Gesundheit, Wohnen, Umweltbedingungen etc.), eine wachsende oder sogar immer schon vorhandene Unverträglichkeit mit der Demokratie.
Eine Kritik am Kapitalismus kann sich daher auf verschiedene, als problematisch identifizierte Ursachen beziehen. Man kann sie zudem auf der Basis unterschiedlicher weltanschaulicher Grundüberzeugungen formulieren, etwa aus der Perspektive der Katholischen Soziallehre und insgesamt einer christlichen oder anderen religiösen Überzeugung, aus sozialen, kulturellen, persönlichkeitsbezogenen, ökologischen und auch ökonomischen Gründen. Es gibt allerdings auch Kritik an Aspekten des jeweils vorherrschenden Kapitalismus, die das Ziel hat, den Kapitalismus selbst zu verbessern. Zu letzterer gehört etwa die erste Schule der Neoliberalen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (Alexander Rüstow und andere, aus der auch die „Gründungsväter“ der Sozialen Marktwirtschaft stammen), die dem damaligen Kapitalismus die Zerstörung genuin marktwirtschaftlicher Prinzipien wie etwa dem der Konkurrenz vorwarfen und die daher starke Kartellgesetze und – anders als der aktuelle Neoliberalismus – einen starken kontrollierenden Start forderten.
Es gibt Kapitalismuskritik von links und von rechts. Kritik von rechts hat gerade in Deutschland eine Tradition im Rahmen nationalsozialistischer Bewegungen, als man eine Verbindung zwischen Kapitalismus und Judentum herstellte. Interessant ist eine Kritik am Kapitalismus, die diesen an von ihm selbst gesetzten Zielen misst. Man erinnere sich, dass der Begründer der Theorie des Kapitalismus, nämlich Adam Smith, kein Ökonom, sondern

Moralphilosoph war und in dieser neuen Wirtschaftsordnung den Wunsch nach Frieden, Wohlstand und Gerechtigkeit für alle verband.

Diese Position gibt es bis heute, wenn behauptet wird, dass eine kapitalistische Wirtschaftsordnung auch in moralischer Hinsicht alternativlos sei, weil sich nur durch diese Ordnung zentrale Probleme der Ungleichheit und Ungerechtigkeit beseitigen ließen (so etwa aktuell der Wirtschaftsethiker Ingo Pies 2021, etwa im Anschluss an Milton Friedman).

Dieser kursorische Durchgang durch das weite und heterogene Feld der Kapitalismuskritik hat im Hinblick auf die Frage nach Alternativen den Sinn, dass sich Konzeptionen alternativer Wirtschafts- und Gesellschaftsmodelle auf die Identifikation bestimmter ausgewählter Krisenerscheinungen und Fehlentwicklungen beziehen und in ihrem Vorschlag nur diese identifizierten Krisenursachen beseitigen wollen. Zudem ist zu berücksichtigen, dass „Kapitalismus“ ein Pluralitätsbegriff ist, dass man nämlich unterschiedliche Ausformungen unterscheiden muss. So gibt es den oben erwähnten Rheinischen Kapitalismus (soziale Marktwirtschaft), es gibt den (früheren) skandinavischen sozialstaatlichen Kapitalismus, es gibt die neoliberale Variante, so wie sie zuerst in Großbritannien und den USA propagiert wurde (Margret Thatcher, Ronald Reagan) und wie sie im Grundsatz von Tony Blair (New Labour) und Gerhard Schröder (Agenda 2010) fortgeführt wurde. Es gibt die kapitalistischen Entwicklungsmodelle der sogenannten Tigerstaaten und Mischmodelle wie etwa aktuell in China. Man spricht daher aus guten Gründen von Varieties of Capitalism (Hall/Soskice 2001) und man muss zudem die gut begründete These berücksichtigen, dass es dem Kapitalismus immer wieder gelungen ist, ausgesprochen wandlungsfähig jeweils vorgetragene Kritik zu integrieren (Boltanski/Chiapello 2006). So zeigt etwa das Glossar der Gegenwart (Bröckling/Krasmann/Lemke 2004), in welchem Umfang ursprünglich emanzipatorisch gedachte Begriffe und Konzepte, so wie sie auch positiv in der Erziehungswissenschaft verwendet werden, in neoliberaler Perspektive umgedeutet und vereinnahmt werden.

Einige Alternativen zum (auch digitalen) Kapitalismus

Sozialismus contra Kapitalismus

Die bislang wirkungsvollste Alternative zu einer kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung war die aufgrund der Russischen Revolution im Jahre 1917 entstandene Sowjetunion, die im Laufe des 20. Jahrhunderts ihren Macht- und

Einflussbereich erweiterte. Zwar beriefen sich Lenin und seine Mitstreiter auf Karl Marx und Friedrich Engels, die wesentlich zur theoretischen Fundierung sozialistischer Modelle und der Arbeiterbewegung beigetragen haben und die auch eine wichtige Rolle in deren praktischer Politik spielten. Doch entstand ein sich sozialistisch nennendes Regime entgegen der Prognose von Marx und Engels gerade nicht in den entwickelten Industrieländern mit einer starken Arbeiterbewegung. Es ist auch fraglich, inwieweit sich die theoretischen und konzeptionellen Weiterentwicklungen im russischen Einflussbereich und später in China und in Südostasien auf Konzeptionen des 19. Jahrhunderts beziehen konnten.
Immerhin wurde ein zentrales Prinzip dieser Konzeptionen umgesetzt, nämlich die Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln. Allerdings haben die (z.T. menschenfeindlichen) Formen der Realisierung (z. B. Stalin; Kulturrevolution in China) marxistisches Denken für lange Zeit im Westen diskreditiert. In späteren, sich marxistisch verstehenden Theorieansätzen wurde das ökonomische Prinzip durch die Einbeziehung einer kulturellen Dimension ergänzt und zum Teil ersetzt (etwa bei dem italienischen Theoretiker und Aktivisten Antonio Gramsci). So hat man etwa in der einflussreichen philosophisch-soziologisch orientierten „Kritischen Theorie“ der Frankfurter Schule weitgehend auf die Einbeziehung ökonomischer Fragen verzichtet.

Immanente Kapitalismusreform

Bei der Suche nach Alternativen wurde oben als ein wichtiger Ansatz der Bereich unterschiedlicher Reformbemühungen innerhalb des Kapitalismus genannt. Die grundgesetzlich vorgegebene Zielstellung des Sozialstaates, also der Ausbau und die Erhaltung eines sozialen Netzes, kann zu diesem Feld gezählt werden. Spätestens seit dem Godesberger Programm der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands aus dem Jahr 1959 hat die SPD sozialistische Vorstellungen aufgegeben. Aktuell gehören in diesen Kontext einer Reform des Kapitalismus innerhalb des kapitalistischen Systems Vorschläge zu einem New Green Deal (in Anlehnung an den New Deal mit seinen Wirtschafts- und Sozialreformen nach der großen Weltwirtschaftskrise unter dem Präsidenten Franklin D. Roosevelt), so wie sie von der amerikanischen Vizepräsidentin Kamala Harris (im Wahlkampf) unterbreitet wurden.

Allerdings ist seit ihrem Amtsantritt nach dieser programmatischen Ankündigung nichts mehr geschehen.

In diesen Kontext gehören Überlegungen zu einem „Grünen Kapitalismus“, bei dem es etwa darum geht, Emissionen zu reduzieren, Lieferketten zu verfolgen und insgesamt mehr in der Wirtschaft für den Umweltschutz zu tun (siehe Fatheuer 2015). Bereits Niklas Luhmann hat in seiner Auseinandersetzung mit ökologischen Fragen seiner Zeit festgestellt, dass moralische Appelle in der Wirtschaft nicht funktionieren, da die Wirtschaft als Subsystem nur die subsystemspezifische Sprache, nämlich die Sprache des Kommunikationsmediums Geld verstehe. Folgt man diesem Ansatz, dann bedeutet dies eine verstärkte Regulierung des Wirtschaftslebens (Produktion, Distribution und Konsum) durch den Staat, und dies heute in globaler Perspektive. Daraus folgt unter anderem, dass auch weltweite Handelsabkommen wie GATS oder TTIP nicht bloß im Hinblick darauf untersucht werden müssen, inwieweit durch sie Güter und Dienstleistungen der Daseinsvorsorge kommodifiziert werden, sondern inwieweit auch Aspekte globaler Gerechtigkeit (Disparitäten zwischen dem Globalen Norden und Süden), die Durchsetzung sozialer Mindeststandards etwa im Bereich der Beschäftigung und insbesondere Fragen des Ressourcenverbrauchs und des Umweltschutzes berücksichtigt werden müssen.

Kritik am Wachstumsparadigma

Als wesentliches Merkmal des Kapitalismus und zugleich als wichtiger Kritikpunkt gilt seine Ausrichtung auf ein ständiges Wachstum. Dies spielt schon bei der grundsätzlichen Bestimmung des kapitalistischen Wirtschaftens bei Marx eine Rolle, wenn nämlich eine gewisse Menge Geld G in die Produktion mit dem Ziel investiert wird, dass eine größere Menge Geld G‘ das Ergebnis ist. Viele vertreten die Meinung, dass ein Kapitalismus ohne diese Wachstumsausrichtung nicht möglich ist. Damit werden Kritiker an dieser Wachstumsideologie zugleich zu Kritiker des Kapitalismus.

Solche Kritiken gab es schon früher, so hat etwa der Soziologe Gerhard Schulze („Die Erlebnisgesellschaft“) das „Steigerungsspiel“ unserer Wirtschaftsordnung kritisiert (Schulze 2003). Es gehören die Schriften des Kulturwissenschaftlers Richard Sennett in diesen Kontext, der Soziologe Hartmut Rosa hat den Trend zur Beschleunigung mit seinen Folgen

auf Gesellschaft und den Einzelnen analysiert. Es geht hierbei sowohl um eine Kritik an der Massenproduktion, allerdings auch um die Kritik am Konsumverhalten der Menschen, denn immerhin sollen die hergestellten Produkte auch gekauft werden. Man diskutiert in diesem Zusammenhang heute „Postwachstumsgesellschaften“ und „Degrowth“.

Kapitalismuskritik, Dekolonialisierung und das Konzept des guten Lebens

Eine interessante Debatte hat sich hierbei zwischen Anhängern der Degrowth-Theorie, die eher in entwickelten Ländern entstanden ist und vertreten wird, und konzeptionellen Ansätzen aus Ländern des Globalen Südens entwickelt. So diskutieren etwa lateinamerikanische Autorinnen und Autoren das Problem, dass ihr Kontinent nahezu ausschließlich als Lieferant für wichtige Rohstoffe (Kupfer, Lithium etc.) und Nahrungsmittel dient, wobei sich die weiterverarbeitenden Industrien außerhalb der betreffenden Länder befinden. Man spricht daher von einem Post-Extraktivismus und es gab die Dependenz-Theorie, nämlich die eigene Wirtschaft aus der Abhängigkeit der von westlichen Industrieländern monopolisierten globalen Wirtschaft zu befreien. Dies ist allerdings nicht gelungen, da es auch in den Ländern des Globalen Südens einflussreiche nationale Eliten gibt, die von der jetzigen Situation profitieren. Zudem hat der Westen auch vor einem Einsatz militärischer Mittel nicht zurückgeschreckt, um seine Interessen zu wahren. Interessant ist, dass man sich in diesen Debatten auf normative und ethische Prinzipien bezieht, die indigenen Völkern in Lateinamerika und im Süden Afrikas entwickelt wurden, nämlich zum einen das Prinzipien buen vivir („gutes Leben“) und Ubuntu (ein Prinzip der Gemeinschaftlichkeit). Ulrich Brand als Vertreter Degrowth-Theorie und Alberto Acosta, ein Ökonom, der in Deutschland studiert hat und der als Vorsitzender der verfassungsgebenden Versammlung in Ecuador dafür gesorgt hat, dass buen vivir sogar ein Verfassungsprinzip wurde, sind in diesem Zusammenhang in einen produktiven Austausch kommen (Acosta/Brand 2018). Man hat die Anschlussfähigkeit an ein von Ulrich Band und Markus Wissen entwickeltes Konzept gesehen, nämlich das Konzept einer „imperialen Lebensweise“ (mit dem Untertitel: Zur Ausbeutung von Mensch und Natur im globalen Kapitalismus; Brand/Wissen 2017).

Privateigentum oder Commons?

Ein Aspekt in diesen kapitalismuskritischen Debatten ist die Kritik am Privateigentum und am (Besitz-)Individualismus westlicher Kulturen. Vor diesem Hintergrund ist es interessant, dass der Gedanke der Commons und der Allmende in unterschiedlichen Disziplinen – auch im Bereich der neuen Medien – starke Befürworter*innen findet, was immerhin dazu geführt hat, dass Elinor Ostrom im Jahr 2009 für ihre Arbeiten zu den Commons als erste Frau den Wirtschafts-Nobelpreis bekommen hat. Auch die Arbeiten des Philosophen und Ökonomen Amartya Sen, ebenfalls Wirtschafts-Nobelpreisträger, gehören in diesen Kontext. Innerhalb kapitalistischer Wirtschaftsordnungen entwickeln sich zunehmend Oasen, in denen versucht wird, sich aus den üblichen gesellschaftlichen Handlungslogiken zumindest zeitweise auszuklinken. Es geht dabei um lokale Tauschbörsen oder um die Gründung von Genossenschaften als Formen einer solidarischen Ökonomie. Bei all diesen Initiativen und Ansätzen geht es letztlich um die Frage, was es für jeden Einzelnen bedeutet, ein „gutes Leben“, und dies in Solidarität mit den anderen und auch zukünftigen Menschen, zu führen (vgl. Fuchs 2019).

Kapitalismuskritik und Nachhaltigkeitsdiskurse

Neben dem Aspekt einer fehlenden internationalen Solidarität in der globalen Weltwirtschaft, also einer systematischen Benachteiligung von Ländern des Globalen Südens, spielt eine kritische Haltung zum Kapitalismus im Kontext der Umweltschutzbewegungen eine wichtige Rolle, wobei nicht immer die Systemfrage gestellt wird. So spricht etwa der „Wissenschaftliche Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen“ (WBGU) in seinen Studien und Empfehlungen von einer notwendigen Transformation, vermeidet aber letztlich Aussagen zur Systemfrage (vgl. etwa WBGU 2019). Weiter geht an dieser Stelle das Wuppertal-Institut für Klima, Umwelt, Energie, das bereits in früheren Jahren zusammen mit BUND und Organisationen der beiden christlichen Kirchen unter dem Titel „Zukunftsfähiges Deutschland“ wichtige Impulse gegeben hat. In einer letzten großen Veröffentlichung „Die große Transformation“ (Schneidewind 2018) wird zum einen die wirtschaftspolitische Zurückhaltung der Impulse des WBGU kritisiert und explizit von „nachhaltiger Entwicklung und der Transformation des modernen globalen Kapitalismus“ (65 ff.) gesprochen:

„Die Debatte über eine nachhaltige Entwicklung in eine solche Richtung zu öffnen ist ein in vielerlei Hinsicht gewagtes Unterfangen. Unter anderem bedeutet es, auf einen äußerst ausdifferenzierten und elaborierten, insbesondere sozialwissenschaftlichen Kanon moderner Kapitalismuskritik zurückzugreifen.“ (67)

Unter anderem wird auf die Gefahr der gewachsenen ökonomischen Ungleichheit und der damit verbundenen Destabilisierung moderner Demokratien (85 ff) hingewiesen. Der Freiburger Soziologe (und Mit-Herausgeber der Werke von Helmuth Plessner) Günther Dux unterstützt (und verschärft) diese These in umfangreichen, anthropologisch gestützten Studien: Kapitalismus und Demokratie schließen sich aus (Dux 2013).

Pädagogisches Denken

An der kapitalistischen Wirtschaftsordnung scheiden sich die Geister. Dies gilt auch für den Bereich der Pädagogik. Man kann dies etwa an dem Streit über das Schulfach ökonomische Bildung erkennen. An diesem Streit beteiligen sich (natürlich) die einflussreichen Wirtschaftsverbände, die keine Kritik an der derzeitigen Wirtschaftsordnung zulassen wollen, sondern die vielmehr versuchen, den Einfluss des Staates zurückzudrängen, weil sie von der Überzeugung ausgehen, dass einzig und allein der Markt alle Probleme lösen könne. Diese wirtschaftsfreundliche Position wird unterstützt durch den Mainstream in den Wirtschaftswissenschaften. Dagegen fordern Vertreter einer kritischen Erziehungswissenschaft, die immer schon ein distanziertes Verhältnis zu einer kapitalistisch organisierten Gesellschaftsordnung hatten, auch für das Schulfach der ökonomischen Bildung die Einbeziehung einer kritischen Reflexionsfähigkeit.

C. Das Subjekt und seine Bildung

In den letzten Kapiteln wurde (zumindest kursorisch) beschrieben, dass es zu einem zeitgemäßen Bildungskonzept gehört, mit aktuellen Herausforderungen so umzugehen, dass der Mensch in die Lage versetzt wird, sein eigenes Projekt des guten Lebens in einer wohlgeordneten Gesellschaft zu realisieren (vgl. Fuchs 2023 und 2024). Dazu gehört zum einen die Berücksichtigung der „epochaltypischen Schlüsselprobleme“ (i. S. von Wolfgang Klafki), wobei zu beachten ist, dass politisch und gesellschaftlich produzierte Problemlagen nicht (allein) durch individuelles Handeln eines Einzelnen gelöst werden können, dass also Pädagogik nicht in die Pflicht genommen werden sollte, Aufgaben der Politik zu übernehmen.

Neben dem Umgang mit Herausforderungen, die die Gesellschaft an den Einzelnen heranträgt, gehört zu Bildung auch die Bewältigung individueller Herausforderungen und Widerfahrnisse (Schicksalsschläge, Entwicklungsaufgaben, Widerfahrnisse etc.). Ich habe daher vorgeschlagen, Bildung und die Kompetenz zur Lebensführung eng miteinander zu verbinden, sodass *Bildung als Lebensführungskompetenz* verstanden werden kann. Ich habe zudem im Rahmen einer Grundlegung der Erziehungswissenschaft (auf der Basis der Philosophie der symbolischen Formen von Ernst Cassirer; Fuchs 2024) eine präzisere Beschreibung der epochaltypischen Schlüsselprobleme und der Rolle, die Pädagogik (in Theorie und Praxis) im Umgang mit diesen spielen kann, gegeben. Es geht um die Realisierung eines selbstbestimmten Lebens in Freiheit, wobei in meiner Konzeption Widerständigkeit als ein wichtiges Bildungsprinzip gesehen wird (vgl. Fuchs 2018). Das bedeutet, sich gegen inhumane Zumutungen, die die Gesellschaft an den Einzelnen heranträgt, zur Wehr zu setzen. Widerständigkeit hat eine lange Tradition in der Geschichte der Menschheit, man denke etwa an Revolutionen, Revolten und Aufstände gegen eine menschenfeindliche Herrschaft oder inhumane Arbeitsbedingungen.

Damit ist man bereits bei einem aktuellen Thema, denn auch, wenn man der Überzeugung ist, dass sich die Moderne weder abschaffen noch beenden lässt, darf man die dunklen Seiten der Moderne, die immer wieder zu einer massiven Kritik geführt haben, nicht ignorieren. Im Folgenden gebe ich einen kurzen Abschnitt aus meinem Buch „Bildung und

Lebensführung“ (Fuchs 2021, 196 ff.) wieder, in dem ich die Konturen eines entsprechenden Bildungskonzeptes entwickelt habe.

Aspekte einer Theorie der Bildung als Lebensführungskompetenz

Anthropologische Grundlagen – zur Naturgeschichte: Der Mensch ist zugleich ein Natur- und Kulturwesen. Dass er zu einem Kulturwesen wurde, was heißt, dass er zunehmend die Bedingungen seiner Existenz mitgestalten kann, wurde in seiner Naturgeschichte angelegt. Günter Dux, der eine „historisch-genetische Theorie der Kultur“ (2000) entwickelt hat, schreibt dazu:

„In der biologischen Verfassung des Menschen liegt nur die Grundlage, um die geistigen Lebensformen konstruktiv auszubilden, nicht aber liegen in ihr die Lebensformen selbst. In ihr liegen weder die operationalen Formen des Denkens, in denen wir schließlich das Leben führen, noch die Kategorien, noch die Logik.“ (Dux 2013, 38; Sperrungen entfernt)

Dux sieht – wie andere auch – die Basis einer kumulativen Entwicklung des Gattungswesens Mensch in der Ontogenese des Einzelnen, dass sich nämlich nachkommende Gattungsmitglieder den Wissensstand der vorangegangenen Gattungsmitglieder in ihrer Entwicklung aneignen und darauf aufbauen können. (Dux 2000, 60 ff.). Insbesondere gilt dies für die Fähigkeit des Menschen zu lernen. Man kann drei „anthropologische Grundgesetze“ identifizieren:

– der Mensch ist lernbedürftig

– der Mensch ist lernfähig

– der Mensch lernt ständig und überall.

Die kulturelle Evolution des Menschen: Auf der Basis der naturgeschichtlich entstandenen Voraussetzungen entwickelt sich die menschliche Daseinsform als selbstbestimmte Lebensform (so die Formulierung von Dux):

„Wenn die menschliche Daseinsform als Anschlussorganisation an eine evolutive Naturgeschichte verstanden werden muss, so die Geschichte als Fortsetzung der

Naturgeschichte, aber in einem anderen Medium, dem geistigen, soziokulturellen.“ (Dux 2000, 26; Sperrungen entfernt)

In diesem Sinn wird es plausibel, „Bildung“ als Fortführung und „Kultivierung“ der naturgeschichtlichen Mitgift des Menschen zu verstehen.

Studien, die seit Jahren im Bereich der evolutionären Anthropologie betrieben werden, zeigen, wie sich die einzelnen Dimensionen menschlichen Daseins, sowohl die geistigen als auch die körperlichen, in diesem Prozess entwickelt haben. Hinsichtlich der Möglichkeit, die Selbst- und Weltverhältnisse genauer zu beschreiben, bietet sich die Kulturphilosophie von Ernst Cassirer an. Sein Tableau der symbolischen Formen, von denen sich jede einzelne im Rahmen der kulturellen Evolution auf der Basis naturgeschichtlicher Entwicklungsergebnisse weiterentwickelt hat (vgl. Fuchs 2024a), unterscheidet Sprache, Wissenschaft und Technik, Religion und Mythos, Kunst, Ökonomie und Politik.

Das (starke) Subjekt: Das „Subjekt“ ist ein Konzept vom Menschen, dem ein hoher Grad an Selbstbestimmung (vgl. Gerhardt 1999) zugeschrieben wird. Es geht um Autonomie, Freiheit und um eine gewisse Souveränität, mit den Widerfahrnissen des Lebens umgehen zu können. Ein Wandel im Verständnis von Subjektivität, nämlich von dem Gedanken des Unterworfenseins (so die wörtliche Bedeutung) hin zu der Vorstellung, Träger zu sein, charakterisiert die „kopernikanische Kehre“ von Kant in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Diesen Gedanken, dass das Subjekt einen Doppelcharakter hat, nämlich gleichzeitig unterworfen und gestaltungsmächtig zu sein, hat später Michel Foucault in seinen Schriften weiter ausgearbeitet.

Auf Kant geht auch der Gedanke der Selbstzweckhaftigkeit des Menschen und seiner Unverfügbarkeit zurück. Das Attribut, „stark“ zu sein, wird gelegentlich so missverstanden, als ob dem Subjekt eine universelle Autarkie und Herrschaft über seine Lebensbedingungen zugeschrieben wird. Dagegen wird oft eingewandt, dass Vulnerabilität ebenfalls ein charakteristisches Merkmal menschlicher Existenz ist. Meine These ist, dass gerade wegen dieser Vulnerabilität Stärke notwendig ist. Man denke etwa an Menschen mit Behinderung, die bewusst erleben, dass viele Möglichkeiten eines nicht-behinderten Lebens von ihnen nicht realisiert werden können – und die trotzdem ständig versuchen, ihren Anspruch auf ein

gutes Leben und Formen von Selbstbestimmung zu realisieren. Auch angesichts der Herausforderungen und Widerfahrnisse, die jeder Einzelne bewältigen muss, ist Stärke gefordert, wobei es in den meisten Fällen unsicher ist, welche Handlungsmöglichkeiten es gibt und welche man auswählen muss. Albert Scherr (in Taube u. a. 2017) setzt sich von einem Verständnis von Subjektivität ab, so wie es in neoliberalen Diskursen unter dem Begriff der Individualisierung verstanden wird („Ich-AG“):

„Demgegenüber ist vor dem Hintergrund der sozialwissenschaftlichen Diskussion zur Frage, was förderliche und hinderliche Bedingungen von Bildungsprozessen sind, in denen Individuen ihre Subjektivität – ihre Potenziale des Selbstbewusstseins, der Selbstachtung und des Selbstwertgefühls, der Selbstbestimmung sowie der informierten und kritischen Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Strukturen und Prozessen – entwickeln und entfalten können (…) zweifelsfrei festzustellen: 1. Subjektivität ist nicht schlicht gegeben, sondern ein Potenzial, das sozial ermöglicht und gefördert, aber auch beeinträchtigt und blockiert werden kann.“ (253)

Ein Subjekt in diesem Verständnis ist auch dadurch gekennzeichnet, dass auf der Basis des genannten kritischen Verhältnisses zur Gesellschaft und deren Anforderungen die Möglichkeit zur Widerständigkeit geschaffen und genutzt wird (vgl. Fuchs 2018). Zu berücksichtigen ist bei der Rede von einem Subjekt auch, dass seine Subjektivität nur in einem sozialen Kontext entwickelt werden kann: Soziabilität ist ein wesentliches Kennzeichen menschlicher Existenz. Allerdings kann diese unterschiedlich realisiert werden. So gehören Meinungsunterschiede etwa im Hinblick auf die Rolle der Gemeinschaft (so wie es in dem kontroversen Diskurs zwischen dem politischen Liberalismus im Sinne von John Rawls und dem Kommunitarismus thematisiert wird) zu der Vielfalt an Ausprägungen menschlicher Lebensweisen.

Kontingenz und Unplanbarkeit: Weder die gesellschaftliche noch die individuelle Entwicklung können als lineare Entwicklung hin zu einem fest vorgegebenen Ziel verstanden werden. Vielmehr dürfte es einen Konsens darin geben, dass solch deterministische Vorstellungen falsch sind und man davon ausgehen muss, dass alles auch anders kommen kann, als man es sich vorgestellt hat (das bedeutet „Kontingenz“). Eine wesentliche Kompetenz des Menschen, insbesondere des Menschen in modernen Gesellschaften, besteht daher darin, mit einer solchen Unplanbarkeit und Kontingenz umgehen zu können. Dies ist auch ein wesentlicher Unterschied zwischen der Neuzeit und dem Mittelalter, wo man auf der Basis

eines stabilen religiösen Bewusstseins (in Europa) klare Vorstellungen über Sinn und Zweck des Lebens und des Lebenszieles haben konnte.

Wandel, Transformation und Negativität: Gesellschaften und auch der Mensch in seiner Entwicklung waren immer schon einem ständigen Wandel unterworfen. Allerdings gab es immer wieder Versuche, zumindest den gesellschaftlichen Wandel zu verlangsamen oder sogar aufzuhalten. Das bislang erfolgreichste Beispiel in dieser Hinsicht dürfte das alte China sein, dem es gelungen ist, über viele Jahrhunderte hinweg eine gewisse Stabilität in der Gesellschaftsstruktur aufrecht zu erhalten. Dieser gesellschaftliche Wandel und – damit verbunden – der notwendig gewordene Wandel individueller Entwicklungen und das Verständnis des Menschen hat sich im Zuge der Neuzeit erheblich dynamisiert. Nicht umsonst ist in einigen soziologischen Theorien „Beschleunigung“ eine zentrale Signatur (Hartmut Rosa).

In der Ökonomie geht es dabei um ein Verständnis von Wandel, das diesen als Wachstum verstehen will. Zwar gibt es heute eine Reihe kritischer Diskussionen, die dieses geforderte und zum Teil auch realisierte Wachstum als Hauptursache für die Zerstörung der Umwelt sehen, doch dürfte der Mainstream der Wirtschaftswissenschaften immer noch dem Paradigma des notwendigen Wachstums folgen. Der angesprochene gesellschaftliche Wandel wird heute oft unter dem Begriff der „Transformation“ gefasst, womit gemeint ist, dass es nicht nur um einzelne Aspekte und Dimensionen der Gesellschaft geht, sondern dass größere Bereiche, wenn nicht sogar die gesamte Gesellschaft von solchen Wandlungsprozessen erfasst werden. Wandel bedeutet insbesondere, dass man Altes überwinden und sich mit Neuem auseinandersetzen muss. Altes überwinden bedeutet aber auch, es zu negieren: Negation ist ein wesentliches Charakteristikum von Wandlungsprozessen.

Dies wird auch in der Erziehungswissenschaft diskutiert. So bedeutet etwa Lernen die Aneignung von neuem Wissen oder neuen Fähigkeiten und Fertigkeiten. Damit ist aber verbunden, dass vorhandenes Wissen, vorhandene Fähigkeiten und Fertigkeiten als unzureichend betrachtet und überwunden werden. Der Umgang mit Negativität ist also keine Ausnahme, sondern praktisch ein Normalfall menschlichen Lebens. Auf den Philosophen und Erziehungswissenschaftler Günter Buck geht daher die These zurück, dass

man Bildung und die Theorie der Bildung (auch) als Antworten auf Negativitätserfahrungen verstehen könne. Der Philosoph Christoph Menke (2022) verstärkt diesen Gedanken sogar noch, wenn er feststellt, dass Bildung gerade nicht durch eine bloße Kultivierung von schon vorhandenen Potenzialen entsteht (so wie man etwa die Bildungstheorie von Wilhelm von Humboldt verstehen könnte), sondern durch eine krasse Konfrontation mit Anderem. In der Anthropologie gibt es in diesem Sinne die These, dass ein wesentliches Charakteristikum des Menschen darin besteht, Nein sagen zu können.

Auch dies kann als anthropologische Begründung für die These verstanden werden, dass Widerständigkeit ein zentrales Bildungsprinzip des Menschen ist. Die Akzeptanz von Negativität als zu akzeptierendem Grundprinzip menschlichen Lebens führt daher zu einer kritischen und skeptischen Erziehungswissenschaft, wobei sich die Skepsis heute gegen Vereinnahmung, gegen eine falsche Sicherheit, gegen Manipulationen, gegen die Vorstellung unbegrenzter Machbarkeit, gegen eine universelle Messbarkeit richtet. Vor diesem Hintergrund werden die negative Anthropologie und die kritische Zeitdiagnose des Philosophen Günther Anders (2002, zuerst 1956) wieder aktuell, der die Wissenschaften sogar dazu aufgefordert hat, bestimmte Bereiche, die der Menschheit schädlich werden könnten (ein zentrales Problem war für ihn die Atombombe), nicht zu erforschen.

Bei Fragen, bei denen die Rolle des Subjekts und seiner Bildung angesprochen werden, ist stets zu berücksichtigen, dass viele Probleme gesellschaftliche Probleme sind, die durch falsche politische Entscheidungen hervorgerufen wurden und die daher auch nur politisch gelöst werden können. Es gibt also ein Wechselspiel von Pädagogik und Politik: Beide sind zwei Seiten derselben Medaille (vgl. Fuchs 2017a). Dies zeigt sich gerade bei der Frage der Umweltzerstörung, wo man grob zwei Fraktionen unterscheiden kann: Während die eine ihren Fokus darin sieht, die Lebensweise der Menschen ändern zu wollen, etwa die Idee eines Übergangs von einer „imperialen“ zu einer „solidarischen Lebensweise“ zu verfolgen, betont die andere Position, dass zunächst die Politik richtige Rahmenbedingungen schaffen müsse (etwa den Ausstieg aus fossilen Energien zu betreiben), bevor man an die Menschen den Anspruch heranträgt, ihr Leben zu ändern.

Man kann im Rahmen dieses Forschungskontextes und dieser Problematik Fragen stellen, die zum Teil schon angesprochen worden sind:

- Inwieweit wurden Probleme, die in post- und dekolonialen Studien – insbesondere in der Erziehungswissenschaft – behandelt werden, bereits in der „traditionellen“ Erziehungswissenschaft behandelt?

- Inwieweit hat die bisherige Erziehungswissenschaft – zunächst einmal bezogen auf Deutschland – erziehungswissenschaftliche und pädagogische Konzeptionen aus anderen, insbesondere nicht-westlichen Ländern rezipiert und in eigene Theoriekonstruktionen eingefügt?

- Inwieweit nutzen auf der anderen Seite pädagogische und erziehungswissenschaftliche Konzeptionen aus nicht-westlichen Ländern Methoden und Denkansätze von Wissenschaftler*innen aus westlichen Ländern?

- Inwieweit wurden westliche Strukturen und Institutionen des Bildungswesens auf nicht-westliche Länder übertragen und – falls dies geschehen ist – in welcher Form geschah diese Übertragung bzw. Übernahme?

- Inwieweit verwenden Kritiker des westlichen Denkens – insbesondere in der Erziehungswissenschaft – Denkformen und Methoden, die ursprünglich aus dem Westen stammen oder die dem man den Westen zuschreibt?

- Welche internationalen Akteure gibt es in der pädagogischen und bildungspolitischen Debatte, dominieren dort westliche Ansätze und können nicht-westliche Erziehungswissenschaftler*innen und Bildungspolitiker*innen an diesen Debatten partizipieren?

Diese Liste an Fragestellungen ließe sich noch erweitern. Weder soll dies an dieser Stelle geschehen noch keine befriedigende Antworten auf diese Fragen gegeben werden. Im Folgenden sollen zu mindestens einige Aspekte dargestellt werden, die bei der Beantwortung dieser Fragen eine Rolle spielen könnten.

D. Pädagogik in internationaler Perspektive: einige Hinweise

Die im letzten Abschnitt angeführten Fragestellungen, die noch erweitert werden können, müssen im Hinblick auf verschiedene Dimensionen beantwortet werden. So kann man zumindest vier Ebenen unterscheiden, in denen Antworten auf die gestellten Fragen zu suchen sind: das erziehungstheoretische Denken, die Bildungs- und Erziehungspraxis in ihrer Genese und dies etwa im Hinblick auf die Etablierung eines institutionalisierten Bildungssystems verbunden mit der wachsenden Anzahl und Professionalisierung der in diesem Bereich tätigen Menschen und nicht zuletzt das bildungspolitische Denken. Aufgrund der Komplexität dieser Problem- und Fragestellungen können an dieser Stelle nur einige wenige Hinweise gegeben werden.

Bildung in Moderne-Theorien

Unter diesem Titel veröffentlichte der Erziehungswissenschaftler Reinhard Uhle 1993 eine Analyse der Kritik der Moderne, so wie sie seit den 1970 er Jahren von Autor*innen geübt wurde, die insbesondere aus dem Kontext der französischen Postmoderne-Debatte stammen. Der enge Bezug zur Pädagogik kommt dadurch zustande, dass insbesondere der deutsche Bildungsdiskurs, bei dem das Subjekt im Mittelpunkt steht, aufs engste mit der Moderne und insbesondere mit der Aufklärung verbunden ist. Aufklärungs- und Modernekritik, so wie sie im Mittelpunkt der Analyse von Uhle stehen, sind daher eng mit der Kritik an einem emanzipatorischen Bildungsbegriffs verbunden, dessen Wurzeln wesentlich in der Aufklärung liegen. Es geht um die in diesem Bildungsverständnis unterstellten Ziele der Selbstermächtigung und Autonomie durch Rationalisierung und Beherrschung von Affekten und Körperlichkeit, um die Betonung von Disziplin und Selbstkontrolle sowie um methodisches Denken und Handeln auf der Basis von Berechnungen und Gesetzen (unter Bezug auf Überlegungen von Christoph Wulf). Ein wichtiger Bezugsautor in diesem Zusammenhang ist Kant mit seinen Kategorien der Disziplinierung, Kultivierung, Zivilisierung und Modernisierung als Aufgabe der Pädagogik, die wiederum in einem engen Zusammenhang mit der Vorstellung einer bürgerlichen Gesellschaft stehen.

Die pädagogische Utopie ist auf diese Weise eng mit einer gesellschaftlichen Utopie verbunden. Uhle beschreibt unter anderem die postmoderne Kritik an dem Konzept eines autonomen Subjekts, weil zum einen die unzureichende Realisierung des Versprechens der

Moderne auf eine umfassende Entwicklung der Persönlichkeit aller nicht eingelöst wird. Zum anderen entsteht in der Entwicklung der modernen Gesellschaft – sowohl in der Realität als auch in soziologischen Theorien der Moderne – eine umfassende Institutionalisierung und Professionalisierung des Bildungssystem, sodass aus dem Slogan „Bildung für alle“ (Comenius) in der Realität ein „Zwang für alle“ (54) wird.

Viele Kritikpunkte aus der heutigen postkolonialen Modernekritik tauchten im postmodernen Diskurs bereits auf: die Kritik am Universalismus, die Reduktion von Vernunft auf eine instrumentelle Vernunft sowie die Kritik an der Vorstellung vollständiger Machbarkeit im Hinblick auf Natur, Gesellschaft und Individuum. All diese Kritikpunkte werden in post- und dekolonialen Diskursen aufgegriffen und ergänzt durch eine Kritik an Kolonialismus und Rassismus, an Sklaverei und insgesamt an unterschiedlichen Formen von Diskriminierung, die man in der Theorie und Praxis der Moderne findet oder zumindest unterstellt.

Pädagogik in der europäischen Moderne – der „europäische Sonderweg“

Die Überschrift dieses Abschnittes ist dem Untertitel der „Geschichte des Bildungswesens“ von Helmut Fend (2006) entnommen. Fend orientiert sich wesentlich an den religionssoziologischen Studien Max Webers. Seine Frage lautet:

„Außer im jüdisch-christlichen Kulturkreis ist in keiner anderen Region bereits ab dem 16. Jahrhundert ein Bildungssystem geschaffen worden, das für alle Kinder eines Volkes über Jahre systematisches Lehren und Lernen organisierte und damit den Zugang zu einer Schriftkultur ermöglichen wollte. Parallel ist schon viel früher ein hoch spezialisiertes Expertenteam entstanden, das einer langen Ausbildung bedurfte. *Woher kommt diese Singularität des Bildungswesens im europäischen Kulturraum?“* (15, meine Hervorhebung, M. F.)

Die Antwort:

„M. Weber glaubte einen solchen (Sonderweg; M. F.) für die okzidentalen Kultur- und Gesellschaftsentwicklung im Vergleich der Weltreligionen und deren Folgen für die Gestaltung von Kultur, Wirtschaft und Gesellschaft belegen zu können. Er sah ihn vor allem in der Erfindung des Rationalismus als einer methodischen, geplanten und immer stärker an Wissenschaft orientierten Weltgestaltung und Lebensführung, die er wesentlich religiös, insbesondere vom Protestantismus, bestimmt sah (…).“ (229)

Fend schließt sich im Wesentlichen dieser Antwort an und nennt zwei Entwicklungsprozesse, die „den Kern der Hypothese zum Sonderweg abendländischer Bildungssysteme“ bilden (230):

- ein spezifisches Menschenbild, das den Menschen und seine Handlungsfähigkeit auf der Basis einer rationalen „methodischen Lebensführung“ in den Mittelpunkt des Weltbildes stellt,
- die institutionelle Entwicklung eines umfassenden Bildungssystems, in dem die „Arbeit am Menschen“ auf Dauer gestellt wird (ebd.)

Fend beschreibt eine Entwicklung, die er positiv bewertet und die in einem engen Zusammenhang mit der Entwicklung der Moderne steht, die jedoch von anderen – nicht bloß aus dem postmodernen und postkolonialen Kontext stammenden – Autor*innen eher kritisch gesehen wird:

„Der historische Rückblick macht damit den Blick frei für ein ausgebautes und differenziertes Bildungswesen, das für alle heranwachsenden Kinder und Jugendlichen mindestens 15.000 Stunden systematischen Unterrichts organisiert. (…) Insgesamt sind ca. 12,6 Millionen Kinder und Jugendliche täglich im Bildungswesen, wo sie von ca. 750.000 Lehrerinnen und Lehrern unterrichtet werden. (Stand 2006; M. F.) Diese Kinder werden Tag für Tag der individuellen Entscheidung enthoben, wie sie den Tag gestalten sollen. Ein sehr entfalteter Plan sorgt für Stetigkeit und Beständigkeit des Lernens, für eine disziplinierte und sinnvolle Nutzung von Lebenszeit. Nur Institutionen können dies leisten, können Kontinuität und Langfristigkeit des Lernens sichern.“ (249)

Die westliche Erziehungswissenschaft ist ausdifferenziert und es gibt große Unterschiede sowohl innerhalb desselben Landes als auch zwischen unterschiedlichen Ländern des Westens. Zum einen hängt das mit Präferenzen der Erziehungswissenschaftler*innen zusammen, die sich auf unterschiedliche Theorien und Konzeptionen von Soziolog*innen, Philosoph*innen, Psycholog*innen und anderen Wissenschaftler*innen beziehen können, wobei auch zwischen deren jeweiligen Theorien bereits Unterschiede bestehen. Die Verschiedenheit der Ansätze hängt aber auch mit unterschiedlichen territorialen Ressourcen sowie ökonomischen, kulturellen, sozialen und politischen Differenzen zwischen den einzelnen Ländern zusammen. Denn Pädagogik und pädagogisches Denken beziehen sich zunächst einmal auf die Region, in der die pädagogische Praxis stattfindet oder stattfinden soll und für die die pädagogischen Konzeptionen gedacht sind. Dieser Bezug wiederum ist

notwendig, da Pädagogik die Aufgabe hat, die Menschen dazu zu befähigen, zunächst einmal in ihrer eigenen Lebenswelt bestehen zu können.

Trotz dieser Verschiedenheit lassen sich (mit aller Vorsicht) Strukturmerkmale der westlichen Moderne auch im pädagogischen Denken finden, ganz so wie es Helmut Fend in seiner Geschichte der Institutionalisierung von Pädagogik im europäischen Kulturraum beschrieben hat: Rationalität und Objektivität, Individualismus und Selbstbestimmung, Fortschritt und Innovation, Demokratie und Menschenrechte (mit Einschränkungen), eine letztlich positive Bewertung von technischem Fortschritt. Wie im vorliegenden Text mehrfach gezeigt wurde, ist jeder dieser Aspekte in der Geschichte der Moderne in die Kritik geraten.

Rezeption nicht-westlicher pädagogischer Konzeptionen in der westlichen Pädagogik

Ein Charakteristikum der Moderne besteht darin, Neugierde auf Fremdes zu entwickeln. Eine solche Neugierde kann dabei unterschiedliche Motivationen haben. Die Geschichte der Menschheit ist eine Geschichte ständiger Migrationsbewegungen, wobei zum Teil materielle Not oder unzumutbare Lebensumstände, möglicherweise aber auch der Wunsch nach Veränderung Gründe waren. Es gab „imperiale Träume“ von Herrschern (siehe etwa Darwin 2010 oder Burbank/Cooper2013), wobei Ideen und Erkenntnisse aus den eroberten Regionen auch in das Kernland zurückflossen. Europa war allerdings immer auch Ziel von Eroberungsversuchen aus anderen Kontinenten. So haben die arabischen Eroberer ihr Wissen über die griechische Philosophie und andere kulturelle Errungenschaften (etwa das indisch-arabische Zahlsystem) mit nach Europa gebracht. Die Geschichte von Marco Polo (1254-1324) ist ein weiteres prominentes Beispiel dafür, wie unterschiedliche Interessen Erkundungsfahrten motivierten. Im späten 17. Jahrhundert wurden Chinoiserien Mode. Es gab daneben wissenschaftliche Neugierde, einen Wunsch zu wissen, ohne an Nützlichkeit zu denken oder einfach Abenteuerlust. Man suchte den „edlen Wilden“, auch als Teil einer Kritik an der eigenen Entwicklung (Stein 1984).

Oft genug waren jedoch politische, ökonomische oder missionarische Gründe maßgeblich – oder eine Mischung verschiedener Gründe. Man denke etwa an die Entdeckungs- und Forschungsreisen von James Cook und Georg Forster. Man interessierte sich für fremde Sprachen. Es entstanden Indologie und Orientalistik. Diese Beziehungen zwischen Weltregionen veränderten auch Konsumverhalten: Man entdeckte Tee, Kaffee und Tabak

sowie weitere „exotische“ Nahrungs- und Konsummittel (siehe Wendt 2007). Es entstand allerdings die Ethnologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch deshalb, weil die Kolonialmächte mehr Wissen über die Menschen benötigten, die sie beherrschen und ausbeuten wollten. Immerhin hat man in diesem Kontext auch Einiges darüber erfahren, wie Erziehungsprozesse in anderen Regionen der Welt stattfinden:

„Insgesamt verschärfte sich als Folge der Art und Weise, in der Nord und Süd politisch, ökonomisch und kulturell interagierten, der asymmetrische Charakter der Beziehungen zwischen Metropolen und Peripherien. Andrè Gunder Frank charakterisierte diesen Vorgang als „Entwicklung von Unterentwicklung“.“ (Wendt a.a.O., 228)

Inzwischen gibt es die Disziplin der Ethnopädagogik, die sich ganz bewusst mit der Erforschung nicht-westlicher Erziehungskonzeptionen auseinandersetzt. Ethnopädagogik ist (heute) durchaus kritisch, wenn etwa ideologische Vorannahmen über Menschen bei früheren Initiativen zur Einrichtung von Bildungssystemen in anderen Regionen der Welt untersucht werden (siehe etwa die Beiträge von Treml und Oelkers in Mueller/Treml 1992). In diesem Buch werden kritisch die Kolonialpädagogik (Christel Adick) ebenso wie Erfolge und Misserfolge von Bildungsanstrengungen im Bereich der sogenannten Entwicklungshilfe untersucht. Heute ist es etwa die Interkulturelle Erziehungswissenschaft, die sich für alternative Bildungs- und Erziehungsformen interessiert.

Man kann nunmehr fragen, ob auch in der übrigen Erziehungswissenschaft und Pädagogik Ansätze aus nicht-westlichen Ländern rezipiert werden. So findet man etwa in der Publikation über „Klassiker der Pädagogik“ (Tenorth 2003) lediglich eine Darstellung von Paolo Freire, der – nicht zuletzt aufgrund seiner Mitwirkung im Kontext der Vereinten Nationen – der prominenteste Vertreter aus Ländern des Globalen Südens sein dürfte. Traditionelle Darstellungen von Richtungen und Theorieansätzen der (deutschen) Allgemeinen Erziehungswissenschaft berücksichtigen keine Vertreter außerhalb des Westens, und selbst innerhalb der westlichen Traditionen werden nur wenige nicht-europäische Ansätze wie etwa die Arbeiten des amerikanischen Philosophen und Pädagogen John Dewey berücksichtigt (siehe etwa Mertens u. a. 2011 oder Krüger/Grunert 2006).

Zur Rezeption westlicher Ansätze außerhalb des Westens.

Völlig anders, als es im letzten Abschnitt beschrieben wurde, verhält es sich bei der Frage danach, inwieweit westliche Theorieparadigmen und pädagogische Praxen in nicht-westlichen Ländern zu finden sind. Schon aufgrund der kolonialen Vergangenheit, zu der auch gehörte, dass Vorstellungen über Bildung und Erziehung sowie die zugehörigen Strukturen der Kolonialmächte auf die Kolonien übertragen wurden, sind bis heute in den ehemaligen Kolonien auf allen Stufen des Bildungssystems westliche Traditionen zu finden. Ein Aspekt ist etwa der, dass in ehemaligen Kolonien immer noch die Sprache der Kolonialmächte zumindest bei den nationalen Eliten und in den höheren Bildungseinrichtungen vorherrscht. Mitglieder der nationalen Eliten haben zudem oft in westlichen Ländern, zumeist an Hochschulen der ehemaligen Kolonialmächte studiert und agieren entsprechend nach ihrer Rückkehr in ihr Heimatland in verantwortlichen Positionen. Interessant ist zudem der Hinweis der Erziehungswissenschaftlerin Christel Adick, die nachgewiesen hat, dass Schule, wo immer eine solche Institution entsteht, nach gleichen Prinzipien funktioniert, wobei dies nicht auf den Einfluss westlicher Mächte zurückzuführen sei, sondern mit der Logik der Institution Schule zu tun habe.

Westliche Theorieansätze werden zudem in post- und dekolonialen Studien rezipiert. So gibt es hierbei zwar eine Strömung, die sich vehement gegen die Übernahme westlichen Wissens wehrt (etwa Walter Mignolo), die sogar von „epistemischer Gewalt“ spricht und dafür plädiert, auf eigene Wissensbestände zurückzugreifen bzw. solche zu entwickeln, doch bezieht man sich in den entsprechenden Diskursen zum einen auf (moderne-kritische) Theoretiker aus dem Westen, etwa auf französische poststrukturalistische Denker*innen, zum andern verwendet man in der eigenen (wissenschaftlichen) Arbeit Argumentationsstrategien, die sich an dem westlichen Modell des wissenschaftlichen Argumentierens und an entsprechenden Theorien von Wissen und Wahrheit orientieren.

Diese Form von Selbstwidersprüchlichkeit findet man bei zahlreichen Ansätzen im post- und dekolonialen Bereich (siehe etwa Fuchs 2024a). Man kann zudem feststellen, dass in post- und dekolonialen Arbeiten der Schwerpunkt auf der Kritik des Westens und der westlichen Moderne liegt und nur ein Teil der zu diesen Diskursen zugehörigen Wissenschaftler*innen sich mit Ländern des Globalen Südens befasst, aus denen sie zum Teil selbst stammen. Dies

mag mit dem Faktum zusammenhängen, dass viele dieser Forscher*innen inzwischen an westlichen Hochschulen lehren.

Zur Rolle internationaler Organisationen im Bildungsbereich

Es gibt auf internationaler Ebene eine Reihe von Organisationen, die sich weltweit mit Bildungsfragen befassen. Einige dieser Organisationen sind Mitglieder der Vereinten Nationen oder stehen den Vereinten Nationen zumindest nahe. So gibt es die auf Bildungsfragen spezialisierte Unterorganisation UNESCO, in der immer wieder Expert*innen aus den unterschiedlichsten Regionen der Welt zusammenarbeiten, um bildungspolitische Positionspapiere und Stellungnahmen zu entwerfen. Auch innerhalb der Vereinten Nationen sieht man das Bildungsthema als wichtiges Thema an. So werden in der Agenda 2030 17 Nachhaltigkeitsziele formuliert. Ziel 4 behandelt „hochwertige Bildung“, was heißt:

- gleichberechtigter Bildungszugang für alle
- Zugang zu frühkindlicher Bildung, die auf die Grundschule vorbereitet
- alle Mädchen und Jungen sollen eine kostenlose, gerechte und hochwertige Grund- und Sekundärbildung abschließen
- Zugänge zu hochwertiger beruflicher Bildung und Hochschulbildung
- mehr Jugendliche und Erwachsene sollen über fachliche Fähigkeiten verfügen, die ihnen eine Beschäftigung, menschenwürdige Arbeit und Unternehmertum ermöglichen
- alle Jugendlichen und ein großer Anteil der Erwachsenen soll Lese-, Schreib-Rechenkenntnisse erlangen
- alle Lernenden sollen Fähigkeiten für die Förderung der nachhaltigen Entwicklung erwerben.

Es ist inzwischen unstrittig, dass das in der europäischen Moderne entwickelte Prinzip einer flächendeckenden Bildungsinfrastruktur weltweit anerkannt wird, dass also Kinder und Jugendliche – wie oben von Fend beschrieben – möglichst 15.000 Stunden in der Schule verbringen.

Während der ökonomische Aspekt in der Aufzählung einzelner Bildungsziele im Rahmen der Agenda 2030 nur am Rande eine Rolle spielt, ist dies bei den Bildungsinitiativen der Weltbank nicht der Fall. Hier geht es um eine neoliberale Ausrichtung der Bildungspolitik (Privatisierung, Konzentration auf ökonomische Ziele etc.). Kritisiert wird ein entsprechendes Qualitätskriterium der Weltbank sowie eine Äußerung in einer früheren Studie zur Bildungspolitik in Afrika:

„Es ist unwahrscheinlich, dass trotz der potenziell hohen Kosten dieser Maßnahmen folgende Investitionen eine erkennbare Wirkung auf die pädagogische Qualität der Grundschulausbildung haben: Reduktion der Größe der Schulklassen, Grundschullehrer mit mehr allgemeiner Ausbildung, Lehrer mit mehr als minimalem Verständnis für pädagogische Theorie.“ (so eine Studie der Weltbank, zitiert nach Wulf/Merkel 2002, 409)

Eine wichtige Referenz in der Bildungspolitik sind seit einigen Jahrzehnten internationale Vergleichsstudien. Nach Vorläufern im Bereich der Mathematik und Naturwissenschaften sowie der Lesefähigkeit sind es im neuen Jahrtausend die PISA-Studien der OECD, die einen großen Einfluss auf die Bildungspolitik der Länder hatten und haben. Allerdings gehören zu dem Kreis der daran beteiligten Länder vor allem Länder des Westens. Auch in diesen gibt es eine deutliche Kritik am Selbstverständnis dieser Studien und an den gewählten Untersuchung-Methoden.

Fazit

Es scheint so zu sein, als ob der ursprüngliche „europäische Sonderweg“, den Fend beschrieben hat, inzwischen international dominant geworden ist. Es geht um ein Verständnis von Globalisierung, das eher zu einer Vereinheitlichung führt, anstatt dem Slogan der UNESCO zur folgen, nämlich Vielfalt zu feiern. Ebenso geht es um einen Ausbau der westlichen Lernschule mit Schulpflicht, Jahrgangsklassen, Bildungshierarchie, Buchorientierung, Leistungsnachweisen, Sanktionssystem, Rekrutierung-, Selektions- und Allokationsaufgaben etc. Ullrich Laaser beschreibt das Verhältnis zwischen dem Globalen Norden und dem Globalen Süden in einer zwar älteren, aber meines Erachtens immer noch zutreffenden Weise wie folgt:

„(…) konzeptionelle Grundlage und Paradigma von Bildungshilfe bildet nach wie vor die Annahme, dass

- das Modell der industriellen Gesellschaft mit Überschussproduktion, bürokratischer Ordnungsstruktur, naturwissenschaftlicher Begründung und Lenkung von Erkenntnis, das den Menschen zuträgliche Konstruktionsprinzip sozialen Lebens und Wandel sei,
- das dieser Sozialstruktur zugehörige Subsystem institutioneller Bildung dessen Zielen/Funktionen bestmöglich diene durch Rekrutierung, Selektion, Qualifizierung und Allokation von Berufsrollenträgern,
- institutionelle Bildung den Anspruch des Menschen auf Persönlichkeitsentfaltung, Befreiung aus Unmündigkeit, aktive Teilhabe am gesellschaftlichen Geschehen bestmöglich garantiere,
- institutionelle Bildung westlichen Zuschnitts sinnvoll auf andere Sozialsysteme übertragbar und dort gleichartig als eine dem wirtschaftlichen, politischen und sozialen Wandel korrelierte oder sogar vorgeschaltete Schlüsselinstitution wirksam sei."
(Mueller/Treml 1992, 166)

(Kulturelle) Bildung, Differenzen und Diskriminierung – Ein Zwischenfazit

(aus Fuchs 2021b, 255-263)

Der Philosoph Ernst Bloch hat die Metapher vom „aufrechten Gang" benutzt, um die Vision eines Lebens in Selbstbestimmung und ohne Unterdrückung zu beschreiben. In der Betrachtung der Weltgeschichte neigte er jedoch nicht zu Optimismus, wenn er sagte: „Auf tausend Kriege kommen nicht zehn Revolutionen; so schwer ist der aufrechte Gang." (zitiert nach Bayertz 2014, 324 ff.; dort auch weitere Interpretationen dieses Satzes). Mit diesem kurzen Satz hat Bloch nicht bloß auf die Gewaltgeschichte der Menschheit hingewiesen, er hat auch das humanistische Ziel eines Lebens in Freiheit und ohne Unterdrückung als selbstverständlich und erstrebenswert unterstellt und zugleich die Notwendigkeit angezeigt, auf revolutionärem Weg diesem Ziel näher zu kommen. In der politischen Psychologie hat man in diesem Zusammenhang von der Subjektform einer „kämpferischen Persönlichkeit" gesprochen. Dieser Gedanke steckt auch hinter dem Slogan verschiedener Protestbewegungen in den späten 1960er und 1970er Jahren: „Wer sich nicht wehrt, lebt verkehrt!"

Neu ist also der Gedanke nicht, dass sich die politischen und sozialen Umstände, die notwendig sind, um eigene Vorstellungen eines guten Lebens zu realisieren, nicht im

Selbstlauf ergeben, er hat vielmehr eine lange Geschichte (Fuchs 2019a). Dies ist auch der Grundgedanke der immer wieder im vorliegenden Text erwähnten Komplementarität von Politik und Pädagogik als zwei Seiten derselben Medaille. Will man also sein Projekt des guten Lebens realisieren, muss man sich gegen Zumutungen der Gesellschaft wehren, die die vom Grundgesetz und von den Menschenrechten versprochene umfassende Entwicklung der Persönlichkeit behindern. Insbesondere geht es hierbei um Verletzungen der körperlichen und geistigen Integrität des Menschen.

Diskriminierung, Rassismus, verletzende Ungleichbehandlung oder unterstellte Ungleichwertigkeit gehören zu dem Spektrum dessen, was den Menschen in seiner Würde verletzen kann. In den vorangegangenen Teilen dieses Buches bin ich auf solche Verletzungen eingegangen, die nicht bloß von einzelnen Menschen an anderen einzelnen Menschen begangen werden, sondern die sogar strukturell in der Politik, in der Gesellschaft, in der Ökonomie und in der Kultur verankert waren und sind.

Zu der pädagogischen Frage nach der Rolle eines geeigneten Bildungsbegriffs gehören daher beide Dimensionen: die Frage nach einer gesellschaftlichen Ordnung, in der systematische und strukturelle Diskriminierungen nicht mehr möglich und individuelle Diskriminierungen verpönt und unter Strafe gestellt sind oder zumindest bekämpft werden. Und es gehört das Ziel der Entwicklung einer Persönlichkeit, eines „starken Subjekts“ dazu, das bei aller grundsätzlichen Vulnerabilität den Anspruch auf Selbstbestimmung nicht aufgibt. Insbesondere wurden in Teil 4 (von Fuchs 2023) Möglichkeiten einer künstlerisch-ästhetischen Praxis angesprochen, die bei einer solchen Entwicklung der Persönlichkeit unterstützen können. Grundgedanken der Argumentation lassen sich wie folgt zusammenfassen.

I. Zum Umgang mit Pathologien der modernen Gesellschaft

1. Man kann die Geschichte der Menschheit und insbesondere die Geschichte Europas und der westlichen Moderne als Geschichte der Gewalt schreiben. Man kann sie allerdings auch als Geschichte des Widerstandes gegen menschenverachtende und des Kampfes für menschenwürdige Verhältnisse darstellen. Insbesondere gehören Kolonialismus, Sklavenhandel und Rassismus zu dieser Gewaltgeschichte.

2. Diese Gewaltförmigkeit der Moderne steht in einem krassen Widerspruch zu den Versprechungen der Moderne, wie sie etwa in dem Slogan der Französischen Revolution ihren Ausdruck fanden (Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit). Diese Versprechungen haben insofern eine besondere Bedeutung, als sie zur Legitimation der im Zuge der Moderne entwickelten Formen von Gesellschaftlichkeit, von Politik und ökonomischem Handeln dienten. Dies gilt auch für den Kapitalismus, der von seinen wichtigsten Theoretikern seit Adam Smith nicht als Konzeption der Bereicherung von Wenigen, sondern als Gesellschaftsvision, die den Nutzen aller Gesellschaftsmitglieder mehren soll, begründet wurde.

3. Die Entwicklung der europäischen modernen Gesellschaften der Neuzeit entsprach allerdings kaum den oft vollmundig vorgetragenen Versprechungen, sodass es schon sehr früh eine Tradition einer harten Modernekritik gegeben hat, die bis heute anhält (Bollenbeck 2006). Insbesondere waren und sind es Konzepte der Vernunft, des (starken) Subjekts, der Bildung, der parlamentarischen Demokratie, der Wissenschaft und Technik, die man als charakteristisch für die (westliche) Moderne ansah und sieht und die deshalb im Mittelpunkt der Kritik stehen.

4. Es entwickelten sich auf der Grundlage einer oft berechtigten Kritik an den Entwicklungen der Moderne Strömungen des Kulturpessimismus bis hin zur Ablehnung und Verachtung der Vernunft oder der Demokratie, sodass der Historiker Fritz Stern (1963) von einem „Kulturpessimismus als politischer Gefahr“ sprach. In der Tat führte eine Radikalisierung der Vernunftkritik ebenso zu politischen Katastrophen und Zivilisationsbrüchen wie eine unkontrollierte Anwendung einer bloß noch instrumentellen Vernunft (Fuchs 2020).

5. Man hat es also mit zwei entgegengesetzten Bildern der Moderne zu tun: der prominenten Hervorhebung der Errungenschaften der okzidentalen Vernunft, so wie sie eindrucksvoll, aber oft kritisiert Max Weber im Vorwort zu seiner berühmten Schrift über den Geist des Protestantismus beschrieben hat, auf der einen Seite, und Bilder der Gewalt, der Zerstörung, des Rassismus auf der anderen Seite. Dies spielt insbesondere bei der Diskussion der Herkunft, der historischen Rolle, der anhaltenden Präsenz und der Frage nach den Ursachen in den Debatten über Rassismus, Sklaverei und Kolonialismus eine wichtige Rolle.

6. Man muss feststellen, dass es offenbar schwerfällt, diese Ambivalenzen, das gleichzeitige Auftreten von Licht und Schatten, zu verstehen und auszuhalten. Offenbar gibt es die Neigung zur Verabsolutierung der jeweils einen oder der anderen Seite.

7. Zu der Widersprüchlichkeit der Moderne gehört auch, dass es zum einen eine Tendenz zur Standardisierung, zur Verallgemeinerung, zur Bildung statischer Ordnungen, zur Konstruktion von „Normalität“ (im Sinne von Michel Foucault) gibt. Auf der anderen Seite hat man jedoch gezeigt, dass es nicht bloß eine einzige Moderne gibt, sondern dass man von einer Vielzahl unterschiedlicher Modernen sprechen muss (Jaeger u. a. 2015). Dies gilt auch für den Kapitalismus, den es in unterschiedlichsten Erscheinungsformen gibt, etwa als soziale Marktwirtschaft mit einem starken Ausbau des Wohlfahrtsstaates bis hin zu neoliberalen Vorstellungen eines Nachtwächterstaates, der dem Kapitalismus keine Grenzen setzt. Zurzeit scheint es so, als ob ein neues Kapitel in dieser Gegensätzlichkeit unterschiedlicher Entwicklungsmöglichkeiten aufgeschlagen wird. So sprechen die einen von dem gesellschaftlichen Entwicklungsmodell auf der Basis eines „Green New Deal“ (im Anschluss an den New Deal, mit dem der damalige Präsident Roosevelt die Folgen der Weltwirtschaftskrise abfedern wollte), es werden Nobelpreise an Ökonomen*innen verliehen, die alternative Wirtschaftsmodelle etwa auf der Basis von Gemeineigentum („commons“) propagieren. Auf der anderen Seite geht allerdings auch der Kapitalismus in eine neue Entwicklungsphase eines „digitalen Kapitalismus“ mit durchaus gravierenden Folgen auch für die demokratische Grundordnung, etwa bei der Frage, inwieweit alle Daten und Informationen über die Bürgerinnen und Bürger von den großen digitalen Unternehmen erfasst und genutzt werden können. Diese ökonomische Seite wird nicht von allen Diskutant*innen in der Erziehungswissenschaft hinreichend gewürdigt. Es ist vielmehr eine Tendenz zu kulturellen/kulturalistischen Begründungsmustern erkennbar. Aus diesem Grund wurde das Konzept einer „Kritischen Kulturpädagogik“ in die Diskussion eingebracht.

8. Vor diesem Hintergrund wird in diesem Buch (gemeint ist Fuchs 2022, es gilt aber auch für den vorliegenden Text) die Position vertreten, alle berechtigte Kritik an der modernen Gesellschaft, vor allen Dingen an der deutschen Gesellschaft, so wie sie etwa in postkolonialen Studien formuliert und nachvollziehbar begründet wird, anzunehmen. Denn

in der Tat hat die „traditionelle“ Wissenschaft bestimmte Themen wie etwa den deutschen Kolonialismus nicht hinreichend bearbeitet. Auch wird der alltägliche Rassismus - auch in den Bereichen der Bildung und der Kultur - nicht immer wahrgenommen. Es wird allerdings nicht die Position geteilt, nunmehr alle realen oder geistigen Entwicklungen der (westlichen) Moderne abzulehnen. Recht (und oft zu) schnell ist von „Eurozentrismus“ oder „Rassismus“ die Rede. Man kann daher das Prinzip der Dekonstruktion, das ein wichtiges Element eines poststrukturalistischen Denkens ist, auch auf dieses Denken selbst anwenden.

Eine solches Herangehen, das das kritische Potential postkolonialer Studien aufnimmt, bestimmte Verabsolutierungen jedoch ablehnt, findet sich nicht nur bei Vertreter*innen einer eher „traditionellen“ Wissenschaft, wie etwa bei Jürgen Osterhammel oder Frederick Cooper, deren Positionen im vorliegenden Text zitiert wurden, sie finden sich auch bei Vertreter*innen des Postkolonialismus, etwa in den kritischen Positionen in Castro Varela/Dhawan 2020 oder bei dem Politikwissenschaftler Aram Ziai 2016, der für eine Kooperation von postkolonialen und traditionellen Ansätzen plädiert, weil nur dadurch jeweils blinde Flecken auf jeder Seite sinnvoll bearbeitet werden können. In der Erziehungswissenschaft kann man etwa auf die Arbeiten von Annedore Prengel oder Albert Scherr hinweisen.

II. Das Subjekt der Moderne

1. Jede Gesellschaft hat Interesse daran, solche Formen von Subjektivität zu produzieren, die ihren Bestand letztlich sichern (Fuchs 2012). Keiner Gesellschaft ist es jedoch bislang gelungen, dieses Ziel auch vollständig zu realisieren. Denn bei aller Komplementarität der Entwicklung des Subjekts und der Entwicklung der Gesellschaft lässt sich eine völlige Passförmigkeit des Subjekts nicht herstellen. Zum einen liegt das daran, dass keine Gesellschaft – und schon gar nicht die modernen Gesellschaften – homogen, sondern vielmehr vielfältig auch im Hinblick auf die Anforderungen der unterschiedlichen Funktionssysteme ist und neben Mechanismen der Unterdrückung auch Chancen des Empowerments bietet. Zudem gibt es Eigensinn in der Entwicklung von Menschen, wobei man davon ausgehen kann, dass es eine ganz grundsätzliche Disposition zur Widerständigkeit gibt. Vermutlich wäre eine homogene Gesellschaft nicht überlebensfähig.

2. Der Mensch hat zwar eine genetische Grundausstattung, die für alle Menschen nahezu identisch ist, das bedeutet aber keineswegs, dass damit seine Entwicklung vorgezeichnet wäre. In der Anthropologie spricht man von der „Plastizität“ des Menschen, also der Fähigkeit, sehr verschiedene Entwicklungswege zu gehen und sich in den unterschiedlichsten Kontexten und Umwelten menschgemäß einzurichten. Insbesondere sei darauf hingewiesen, dass sich auch die Individualität des Menschen, also die je individuelle Verfasstheit seiner Persönlichkeitsmerkmale, nur im sozialen Kontext entwickelt: Der Mensch ist auch und gerade dann ein gesellschaftliches Wesen, wenn es um die Entwicklung seiner individuellen Persönlichkeit geht.

3. Insbesondere gehört zur Individualität des Menschen die Entwicklung der Verantwortlichkeit für die Gestaltung des eigenen Lebens. In der Geschichte des (westlichen) philosophischen Denkens gibt es zwar auch Vertreter, die diese individuelle Gestaltungsmöglichkeit in dem Sinne verabsolutiert haben, dass sich daraus die Vorstellung eines autarken Individuums ergibt. Jedoch vertritt heute niemand mehr ernsthaft diese Position, zumal schon in der antiken griechischen Philosophie der Mensch als soziales und politisches Wesen verstanden wurde.

4. Wie beim Nachdenken über die Gesellschaft und ihrer Widersprüchlichkeit hat man es also auch beim Menschen mit Ambivalenzen und einer Dialektik zwischen Selbstbestimmung und Fremdbestimmung zu tun. So hat sich zwar im Rahmen des westlichen Denkens die Vorstellung einer Autonomie der Persönlichkeit entwickelt, ein Gedanke, der auch den Menschenrechten zu Grunde liegt. Gleichzeitig ist jedoch zu berücksichtigen, dass jeder einzelne Mensch vielfältigen Zwängen unterworfen ist, etwa solchen, die mit jedem sozialen Zusammenleben verbunden sind. Denn bereits bei dem Zusammenleben von zwei Menschen ist zu berücksichtigen, dass auf die jeweiligen Interessen des Anderen Rücksicht genommen werden muss, was man durchaus als Begrenzung von Freiheit interpretieren könnte. Allerdings ist nicht jede Begrenzung von Selbstbestimmung eine abzulehnende Fremdbestimmung (vgl. Heidbrink in Kersting/Langbehn 2007, 261 ff.).

5. Die Geschichte zeigt, dass es offenbar ein Grundbedürfnis des Menschen gibt, gegen als ungerecht empfundene äußere Zwänge Widerstand zu leisten. Die Entwicklung der Fähigkeit

hierzu wird in dem Konzept eines „starken Subjekts“ (vgl. Taube 2017) als grundlegend angesehen. Eine ästhetisch-künstlerische Praxis, so wie sie im Rahmen einer kulturellen Bildungsarbeit stattfindet, kann (aber muss nicht!) hierzu einen Beitrag leisten.

III. Kulturelle Bildung

1. Kulturelle Bildung wird im vorliegenden Text als Allgemeinbildung verstanden, die sich nicht von deren Zielen unterscheidet, so wie sie etwa Wolfgang Klafki entwickelt hat, sondern lediglich in den (kulturpädagogischen) Methoden. Dabei ist dieses Methodenspektrum offen und reicht von traditionellen künstlerischen Arbeitsformen über eine (alltags-) ästhetische Praxis bis hin zu aisthetischen Formen, bei denen die Körperlichkeit und die Wahrnehmungsfähigkeit (wie etwa in der Zirkus- oder Spielpädagogik) im Mittelpunkt stehen.

2. Zu dem derart unterstellten Konzept von Bildung gehört wesentlich Aufmerksamkeit gegenüber Prozessen inhumanen Handelns, also etwa der Unterdrückung und Diskriminierung. Dabei geht es sowohl um solche Prozesse, denen der Einzelne unterworfen ist, es geht aber auch um das eigene, möglicherweise diskriminierende Handeln anderen gegenüber. Jeder von uns ist zugleich Täter und Opfer, so wie es etwa in der Machttheorie von Michel Foucault beschrieben wird.

3. Dieser Gedanke der Achtsamkeit gegenüber diskriminierendem Denken und Handeln kann konzeptionalisiert werden in einem Verständnis von Bildung als Entwicklung und Transformation von Welt- und Selbstverhältnissen (Fuchs 2017).

4. Gerade in einer solchen kulturpädagogischen Praxis spielt die Vielfalt möglicher Ausdrucksformen eine zentrale Rolle, sodass dieses Praxisfeld auch besondere Möglichkeiten bietet, mit Vielfalt umzugehen und diese sogar als Bereicherung zu erleben.

5. Allerdings muss man sehen, dass gerade eine ästhetisch-künstlerische Praxis nicht im Selbstlauf eine solche Disposition zum Genuss von Vielfalt und zur Toleranz entfaltet, sondern dass sie auch dazu benutzt werden kann, Menschen zu diskriminieren und zu

beschämen. Dies gilt insbesondere dann, wenn ein falsch verstandenes Verständnis von künstlerischer Qualität als Maßstab für eine solche Praxis dienen soll.

6. Die Anleitung einer solchen Praxis bedarf also einer besonderen Professionalität, die sensibel ist für bewusste oder unbewusste diskriminierende Handlungsweisen und Einstellungen (etwa im Anschluss an Carmen Mörsch). Das Problem besteht hierbei darin, dass aufgrund des strukturellen Rassismus in unserer Gesellschaft jede/r von uns auch in seiner/ihrer Sozialisation rassistische Haltungen und Handlungen erlebt und sich diese möglicherweise als „normal“ angeeignet hat. Eine antirassistische Bildung und Erziehung beginnt also bei jedem einzelnen Menschen selbst.

IV. Zur Vielfalt von Wissensformen

1. Vielfalt findet sich nicht nur in der Gesellschaft und in den unterschiedlichsten Formen der Entwicklung von Subjekten und Subjektivität, sie findet sich insbesondere auch in der Fülle wissenschaftlicher Ansätze und insgesamt in der Vielfalt des Wissens und der Wissensformen.

2. Wenn Wissen Macht ist, wie man spätestens seit Francis Bacon weiß (und wie es Praktiker der Macht immer schon wussten), dann gilt dies in besonderer Weise für wissenschaftliches Wissen. Auch in den Wissenschaften geht es nicht bloß um Wahrheit, sondern es geht auch darum, sein eigenes Verständnis von Wahrheit durchsetzen zu wollen. Dies hat u. a. seinen Grund darin, dass (tatsächliches oder bloß vermeintliches) Wissen in der Realität wirksam wird und sogar „Wirklichkeiten“ schafft. Man kann in dieser Hinsicht von „epistemischer Gewalt“ sprechen. Denn es geht um das Erringen einer Hegemonie im Deutungsrecht für bestimmte Prozesse und in bestimmten Feldern. Eine solche Hegemonie ist nicht nur mit Reputation und Anerkennung, sondern letztlich auch mit Fördergeldern und Anstellungsmöglichkeiten verbunden.

3. Spätestens seit den Arbeiten des Wissenschaftshistorikers Thomas Kuhn spricht man von „Paradigmen“, wobei eine saloppe Übersetzung dieses Begriffs der Begriff der „Mode“ ist. In der Tat muss man feststellen, dass es auch im wissenschaftlichen Denken in jeder Einzeldisziplin und auch in der Philosophie Konjunkturen von Denkweisen und Begriffen gibt,

also „Moden“, es gibt die Bildung bestimmter Schulen, wobei jede dieser Schulen sich anstrengt, Vorteile im Feld zu gewinnen. In diesen Kontext gehört auch der sich dynamisierende Wechsel von Paradigmen („cultural turns“).

4. Dies gilt auch bei der Themenstellung des vorliegenden Buches, bei der Frage also nach der Gewaltgeschichte der Moderne, der Bewertung der tatsächlichen oder zugeschriebenen Grundlagen der Moderne und den Möglichkeiten, Schattenseiten dieser Moderne zu entlarven. Insbesondere ist eine Dominanz des poststrukturalistischen und postmodernen Denkens in diesem Kontext festzustellen. Dabei werden von vielen „traditionellen“ Wissenschaftler*innen postkoloniale Forschungsergebnisse im Hinblick auf blinde Flecken anerkannt, eine kritische Haltung wird jedoch gegen das Totalverdikt des westlichen Denkens und führender Repräsentanten eingenommen.

5. Es kommt daher darauf an, auch in diesem Feld binäres Denken zu überwinden, ein Anspruch, der eigentlich zu den Grundüberzeugungen des postkolonialen Diskurses gehört oder gehören sollte. Dazu gehört es allerdings, sich ausführlicher mit unterschiedlichen Wissensformen in unserem Feld also etwa, mit den Möglichkeiten und Grenzen von wissenschaftlichem Wissen und dem Wissen der Künste, auseinanderzusetzen (Fuchs 2020).

Schlussbemerkungen

Zur Kritik und Metakritik an der Moderne

Es gibt offensichtlich keinen Mangel an Kritik der Moderne und diese Kritik ist genauso alt wie die Moderne selbst. Denn es war rasch erkennbar, dass die Moderne zwar in einzelnen Bereichen ihr Versprechen auf Fortschritt und Wohlergehen der Menschen realisieren konnte, dass aber oft genug für diesen Fortschritt ein hoher Preis zu zahlen war. Das Problem scheint allerdings darin zu bestehen, dass die Menschheit überwiegend diesen Weg in die Moderne gehen wollte und immer noch will. Zudem ist ein Rückgang in vormodernen Zeiten kaum möglich, da es nur mit den Mitteln der Moderne möglich ist, für das Überleben der heutigen großen Zahl von Menschen zu sorgen. Eine Alternative scheint also nicht möglich zu sein, obwohl man zur Kenntnis nehmen muss, dass es in Theorie und Praxis eine Vielzahl an Moderne-Konzeptionen gibt.

Zudem ist es auch in modernen Gesellschaften möglich, eigene Vorstellungen eines guten Lebens zu entwickeln, mit denen man (zumindest in Grenzen) nicht entsprechend den Strukturmerkmalen der Moderne leben muss. Es ist möglich, Gleichgesinnte zu finden, mit denen man gemeinsam gegen eine inhumane Umsetzung bestimmter Strukturmerkmale der Moderne angehen kann. Man kann sich etwa für die Vielfalt von Kulturen einsetzen, man kann der angeblichen Alternativlosigkeit bestimmter Entscheidungen Alternativen entgegensetzen, man kann gegen die Auswüchse des kapitalistischen Wirtschaftssystems in der solidarischen Gemeinschaft mit anderen protestieren und Veränderungen bewirken.

Zur Moderne gehört eine immer größere Ausdifferenzierung der Gesellschaft, wobei die dadurch entstehenden gesellschaftlichen Bereiche und Oasen eine relative Autonomie für sich beanspruchen können. Dies gilt insbesondere für das Bildungssystem in Theorie und Praxis. Die Schule ist keine totale Institution, sondern sie hat immer wieder Denker*innen hervorgebracht, die modernekritische Konzeptionen entwickelt haben. Weder der Politik noch der Wirtschaft noch irgendwelchen weltanschaulichen Zusammenschlüssen ist es bisher gelungen, alle Facetten der Gesellschaft für ihre eigenen Interessen zu vereinnahmen. Daher ist es nicht nur möglich, an der Moderne und ihren Schattenseiten Kritik zu üben, es ist auch möglich, eine solche Kritik ernst zu nehmen und im Hinblick auf ihre Tragfähigkeit zu überprüfen. In besonderer Weise gilt das heute für die Modernekritik aus dem Bereich der postkolonialen und dekolonialen Studien.

Zur Ambivalenz der post- und dekolonialen Studien (aus Fuchs 2024, 259-261)

Die unterschiedlichen Ansätze der post- und dekolonialen Studien werden inzwischen in der deutschen Erziehungswissenschaft intensiver rezipiert, als dies noch vor einigen Jahren der Fall war. Es gibt eine wachsende Anzahl von Publikationen, es gibt Verlage, die sich sehr stark auf dieses neue wissenschaftliche Paradigma konzentrieren und bei Neubesetzungen von Lehrstühlen werden zunehmend Wissenschaftler*innen berücksichtigt, die sich diesem Feld zuordnen. Deutschland und speziell die deutsche Erziehungswissenschaft hat in dieser Hinsicht im Vergleich zu anderen Ländern und anderen Disziplinen einen Nachholbedarf.

Verdienste post- und dekolonialer Ansätze

Der vorliegende Text geht von der Überzeugung aus, dass es sich nicht nur lohnt, sondern auch notwendig ist, sich auf Studien und Ergebnisse aus diesem Forschungsfeld einzulassen. Hierfür gibt es mehrere Gründe. So ist es offensichtlich, dass es in vorliegenden Darstellungen der Geschichte und der Systematik des pädagogischen Denkens empfindliche Lücken gibt. Markus Rieger-Ladich (2020) stellt mit seinem Überblick über Bildungstheorien, in dem die bildungstheoretischen Überlegungen der indisch-amerikanischen Literaturwissenschaftlerin Gayatri Chakravorty Spivak berücksichtigt werden, immer noch eine Ausnahme dar. Wenig oder gar nicht berücksichtigt werden Verstrickungen der früheren Pädagogik mit dem deutschen Kolonialismus („Kolonialpädagogik“, Rassismus in pädagogischen Konzeptionen). Der deutsche Kolonialismus wird auch in Curricula des Schulfaches Geschichte und in entsprechenden Studiengängen kaum oder gar nicht berücksichtigt.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch die Thematisierung der Rolle, die der Kolonialismus bis heute im Straßenbild oder in Museen spielt, wo sich zeigt, dass die Erinnerungskultur in Deutschland bei dieser Frage einen erheblichen Nachholbedarf hat. Ebenso ist auch die Forschung darüber von Bedeutung, inwieweit sich kolonial geprägtes Wissen und Denken (Stichwort Kolonialität) im individuellen und kollektiven Bewusstsein finden lässt.

Ein weiteres Verdienst des post- und dekolonialen Ansatzes ist die Sensibilisierung für unterschiedliche Formen von Diskriminierung, so wie sich diese in in einer wachsenden Zahl

entsprechender Studien (gender, disability, postcolonial, decolonial etc. studies) zeigt. Ein zentrales Thema ist hierbei der Rassismus in seinen verschiedenen Dimensionen. All dies (und mehr) macht es nicht nur lohnenswert, sondern auch nötig, sich mit diesen Forschungsansätzen und seinen Ergebnissen auseinanderzusetzen. Es geht um eine Selbstkritik in den verschiedensten Wissenschaften, inwieweit diese genannten Fragen bislang die Rolle spielen, die sie verdienen. Zuzustimmen ist auch der Kritik daran, dass die immerzu im Westen beschworenen Werte in der Praxis keine Rolle spielen, wenn es um die Durchsetzung politischer oder ökonomischer Interessen geht.

Zur (Meta-)Kritik an der post- und dekolonialen Kritik an der Moderne

Kritik und Selbstkritik müssen allerdings auch bei der Rezeption dieser Ansätze berücksichtigt werden. Dies bedeutet insbesondere, die immer wieder selbstbewusst und mit hohem moralischen Anspruch vorgetragenen Kritikpunkte an der Moderne, am Eurozentrismus, am Rassismus und an der Dominanz des weißen und heterosexuellen Mannes wiederum selbstkritisch auf ihre Stichhaltigkeit zu überprüfen. Im vorliegenden Text wurde an mehreren Stellen auf eine entsprechende Kritik von solchen Personen und Positionen hingewiesen, die selbst dem post- und dekolonialen Feld zuzuordnen sind. Dabei ist hervorzuheben, dass in den beiden Einführungen von Kerner (2012) und Castro Varela/Dhawan (2020) auch die Kritik an post- und dekolonialen Positionen gewürdigt wird. Einige dieser Kritikpunkte sollen noch einmal aufgeführt werden.

So gibt es in der Kritik an post- und dekolonialen Ansätzen erhebliche Einwände gegen eine Fundamentalkritik an der Moderne, ihren Errungenschaften und an der Aufklärung (ohne deren dunkle Seite zu negieren). Man kritisiert die postkoloniale These von der Dominanz des (europäisch-westlichen) Logozentrismus und die Ablehnung von Prinzipien des Liberalismus, die man jedoch für die eigene wissenschaftliche Arbeit in Anspruch nimmt. So wird häufig auf Selbstwidersprüche im post- und dekolonialen Diskurs hingewiesen, wenn ein (abgelehntes) binäres Denken im Westen gefunden wird, das dann aber selbst praktiziert wird, etwa wenn ein homogen verstandener Westen und eine ebenso homogen verstandene westliche Moderne als zu kritisierendes Gegenüber des eigenen Ansatzes konstruiert werden. Auch der dem Westen vorgeworfene Essentialismus ist bei einem solchen Vorgehen zu finden.

Es wird weiterhin am post- und dekolonialen Denken kritisiert, dass die Konzentration auf bestimmte Formen von Diskriminierung, so wie sie in den oben erwähnten studies im Mittelpunkt stehen, nicht nur die davon betroffenen Menschen eindimensional auf eine bestimmte Identität festlegen, sondern mit einer daraus ergebenden Identitätspolitik eher zur Spaltung der Gesellschaft beigetragen werde.

Man kritisiert ein monokausales Geschichtsverständnis bei post- und dekolonialen Theorien. Zwar wird – auch in der „traditionellen“ Geschichtswissenschaft – die wichtige Rolle der Kolonialisierung bei der „Europäisierung der Welt“ in den vergangenen Jahrhunderten nicht bestritten, aber man sieht in der Kolonialisierung nicht die einzige Ursache für den historischen Prozess.

Auch Positionen, die von „epistemischer Gewalt“ sprechen, weil als vorherrschend gesehenes Wissen lediglich auf die politische, ökonomische und militärische Macht des Westens zurückgeführt wird, ignorieren dabei die immer schon vorhandenen weltweiten Vernetzungen der Wissensproduktionen und -weitergabe. Die Zuschreibungen bestimmter Denkformen zum Westen sind daher zu bezweifeln. Dazu gehört auch, dass die im post- und dekolonialen Bereich in Frage gestellte Möglichkeit von Wahrheit letztlich aufgrund der Relativierung von „Wissen“ eine Identifizierung von fake news kaum mehr möglich macht. Dies ist zudem ein weiteres Beispiel für einen Selbstwiderspruch. Denn wenn einige Autor*innen das vermeintlich westliche Wissens- und Wissenschaftsverständnis mit seinen Prinzipien der rationalen Argumentation und nachvollziehbaren Begründungspflicht zusammen mit der Institution der Universität, die sich diesem Paradigma verpflichtet fühlt, ablehnen, dann zerstören sie zugleich die Grundlagen ihrer eigenen Arbeit und ihren Anspruch auf Anerkennung in diesem Feld.

Man kritisiert am post- und dekolonialen Denken die Dominanz des sozialen Konstruktivismus und die Priorisierung kultureller Aspekte, oft verbunden mit einer Vernachlässigung der ökonomischen Seite und der realen Kontexte („Kulturalismus“).

Bei der Aufzählung solcher Kritikpunkte ergibt sich allerdings das Problem, dass aufgrund der Vielfalt und Diversität der unterschiedlichen Ansätze im Bereich der post- und dekolonialen Studien sich bei jeder Kritik an einem speziellen Ansatz andere Ansätze finden lassen, die diese Kritikpunkte vermeiden.

Mir scheint, dass das Beharren auf einer unterstellten und nicht vermittelbaren Gegensätzlichkeit der beiden Positionen nicht hilfreich ist, sondern ebenso, wie es Ziai für die Politikwissenschaft fordert, auch in anderen Disziplinen eine Kooperation dazu führen könnte, die jeweiligen Stärken zu nutzen und die jeweiligen Lücken und Schwachpunkte zu beseitigen.

Literatur

Acemoglu, Daron/Robinson, James (2015): Warum Nationen scheitern. Frankfurt/M.: Fischer.

Adick, Christel (2008): Vergleichende Erziehungswissenschaft. Stuttgart: Kohlhammer.

Aertsen, Jan A./Speer, Andreas (Hrsg.) (1996): Individuum und Individualität im Mittelalter. Berlin/New York: de Gruyter.

Alleweldt, Erika/Röcke, Anja/Steinbicker, Jochen (Hrsg.*innen) (2016): Lebensführung heute. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Ansprenger, Franz (1973): Auflösung der Kolonialreiche. München: dtv.

Antal, Frederick (1958): Die florentinische Malerei, Berlin: Henschel.

Antweiler, Christoph (2009): Heimat Mensch. Hamburg: Murmann.

Antweiler, Christoph (2011): Mensch und Weltkultur. Bielefeld: transcript.

Apel, Karl-Otto/Kettner, Matthias (Hrsg.) (1996): Die eine Vernunft und die vielen Rationalitäten. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Appleby, Joyce (2011): Die unbarmherzige Revolution. Hamburg: Murmann.

Ariès, Philippe/Duby, Georges (Hrsg.) (1990): Geschichte des privaten Lebens. Fünf Bde. Frankfurt/M.: Fischer.

Auer, Marietta (2014): Der privatrechtliche Diskurs der Moderne. Tübingen: Mohr Siebeck

Bachmann-Medick, Doris (2006): Cultural Turns. Reinbek: Rowohlt.

Bales, Kevin (2001): Die neue Sklaverei. München: Kunstmann.

Bartlett, Robert (1998): Die Geburt Europas aus dem Geiste der Gewalt. München: Knaur.

Batscha, Zwi/Garber, Jörn (Hrsg.) (1981): Von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Battegey, Raymond/Rauchfleisch, Udo (Hrsg.) (1990): Menschliche Autonomie. Göttingen: Vandenhoek&Ruprecht.

Bauer, Leonhard/Matis, Herbert (1988): Geburt der Neuzeit. München: dtv.

Bayertz, Kurt (2014): Der aufrechte Gang. München: Beck.

Bayertz, Kurt (Hrsg.) (1996): Politik und Ethik. Stuttgart: Reclam.

Bayly, Christopher (2008): Die Geburt der modernen Welt. Frankfurt/M.-New York: Campus.

Becher, Ursula (1990): Geschichte des modernen Lebensstils. München: Beck.

Beckert, Jens (1997): Die Grenzen des Marktes. Frankfurt/M.-New York: Campus.

Beckert, Sven (2014): King Cotton. München: Beck.

Benner, Dietrich/Oelkers, Jürgen (Hrsg.) (2010): Historisches Wörterbuch der Pädagogik. Weinheim/Basel: Beltz.

Berg, Christa u. a. (Hrsg*innen) (1996): Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. München: Beck.

Berger, Johannes (Hrsg.)(1986): Die Moderne. Göttingen: Schwartz.

Bernal, John D. (1970): Sozialgeschichte der Wissenschaften. Reinbek: Rowohlt.

Bhaba, Homi (2000): Die Verortung der Kultur. Tübingen: Stauffenburg.

Bielefeld, Heiner (1998). Philosophie der Menschenrechte. Darmstadt: WBG.

Bieling, Hans-Jürgen (2021): Kapitalismuskritik. In: Politikum 3. Frankfurt/M.: Wochenschau.

Bildungskommission NRW (1995): Zukunft der Bildung – Schule der Zukunft. Neuwied. Luchterhand.

Blickle, Peter (1988): Unruhen in der ständischen Gesellschaft 1300-1800. München: Oldenbourg.

Bogner, Alexander (2012): Gesellschaftsdiagnosen. Weinheim/Basel: Beltz-Juventa.

Bohlken, Eike/Thies, Christian (Hrsg.) (2009): Handbuch Anthropologie. Stuttgart: Metzler.

Böhme, Gernot/Daele, Wolfgang van den/Krohn, Wolfgang (1977): Experimentelle Philosophie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bollenbeck, Georg (2007): Geschichte der Kulturkritik. München: Beck.

Boltanski, Luc/Chiapello, Ève (2016): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: UVK.

Borgolte, Michael (2002): Europa entdeckt seine Vielfalt. Stuttgart: Ulmer.

Borst, Arno (1973/2001): Lebensformen im Mittelalter. Hamburg: Nikol.

Bösch, Frank (2020): Zeitenwende 1979. München: Beck.

Bosl, Karl (1991): Gesellschaft im Aufbruch. Regensburg: Pustet.

Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (Hrsg.) (1997): Das Elend der Welt. Konstanz: UVK.

Bourdieu, Pierre/Passeron, Jean-Claude (1973): Die Illusion der Chancengleichheit. Stuttgart: Klett.

BpB (Bundeszentrale für politische Bildung) (2020a): Informationen zur politischen Bildung, Heft 344: Digitalisierung. Bonn: BpB.

BpB (Bundeszentrale für politische Bildung) (Hrsg.) (2020b): Auf Kosten anderer. Bonn: BpB.

Brand, Ulrich/Wissen, Markus (2017): Imperiale Lebensweise. München: oekom.

Braudel, Fernand (1986): Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts. 3 Bde. München: Kindler.

Braun, Tom/Fuchs, Max/Zacharias, Wolfgang (Hrsg.)(2013): Theorien in der Kulturpädagogik. Weinheim/Basel: Beltz-Juventa.

Braune-Klickau, Tobias u. a. (Hrsg.)(2013): Handbuch Kulturpädagogik für benachteiligte Jugendliche. Weinheim/Basel: Beltz.

Breier, Karlheinz (1991): Hannah Arendt zur Einführung. Hamburg: Junius.

Breuer, Stefan (1998): Der Staat. Reinbek: Rowohlt.

Breuer, Stefan (2001): Ordnungen der Ungleichheit. Darmstadt: WBG.

Brocker, Manfred/Nau, Heino Michael (Hrsg.) (1997): Ethnozentrismus. Darmstadt: WBG.

Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bröckling, Ulrich u. a. (2004) (Hrsg.*innen): Glossar der Gegenwart. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Brown, Peter (1991): Die Entstehung des christlichen Europa. München: Beck.

Brückmann, Asmut (1993): Die europäische Expansion. Stuttgart: Klett.

Brumlik, Micha/Brunkhorst, Hauke (Hrsg.) (1993): Gemeinschaft und Gesellschaft. Frankfurt/M.: Fischer.

Brunner, Otto u. a. (Hrsg.) (2004): Geschichtliche Grundbegriffe. 8 Bde. Stuttgart: Klett-Cotta.

Buck, Günther (1984): Rückwege aus der Entfremdung. München: Fink.

Bühl, Achim (2016): Rassismus. Wiesbaden: Marix.

Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.) (2005): Menschenrechte. Bonn: BpB.

Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Informationen zur politischen Bildung, Heft 303: Afrika; Heft 338: Europa zwischen Kolonialismus und Dekolonisierung; Heft 286: Entwicklung und Entwicklungspolitik; Heft 252: Entwicklungsländer. Heft 325: Regieren jenseits des Nationalstaates; Heft 297: Menschenrechte. Bonn: BpB.

Burbank, Jane/Cooper, Frederick (2012): Imperien der Weltgeschichte. Frankfurt/M.-New York: Campus.

Burckhardt, Jacob (2007): Das Geschichtswerk. Frankfurt/M.: Zweitausendeins.

Burke, Peter (1988): Die Renaissance in Italien. Frankfurt/M.: Fischer.

Burke, Peter (1998): Die europäische Renaissance. München: Beck.

Busch, Werner (Hrsg.)(1987): Funkkolleg Kunst. München: Piper.

Butler, Judith (2001): Psyche der Macht. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Cassirer, Ernst (1974): Individuum und Kosmos in der Philosophie der Renaissance. Darmstadt: WBG.

Cassirer, Ernst (1990): Versuch über den Menschen. Frankfurt/M.: Fischer.

Cassirer, Ernst (1998): Die Philosophie der Aufklärung. Hamburg: Meiner.

Castiglione, Baldesar (1986): Das Buch des Hofmann. München: dtv.

Castro Varela, Maria del Mar/Dhawan, Nikita (2020): Postkoloniale Theorie. Bielefeld: transcript.

Castro Varela, Maria do Mar (2019): Ambivalente Botschaften und Doppelbindung – Warum Kulturelle Bildung das Verlernen vermitteln soll. In: www.kubi-online.de.

Chakrabarty, Dipesh (2010): Europa als Provinz. Frankfurt/M.-New York: Campus.

Chatelet, Francois (Hrsg.)(1972): Geschichte der Philosophie. 8 Bde. Frankfurt/M.: Ullstein.

Childe, Gordon (1960): Vorgeschichte der europäischen Kultur. Reinbek: Rowohlt.

Collier, Paul (2008): Die unterste Milliarde. Warum die ärmsten Länder scheitern und was man dagegen tun kann. München: Beck.

Conrad, Sebastian (2008): Deutsche Kolonialgeschichte. München: Beck.

Conrad, Sebastian (2013): Globalgeschichte. München: Beck.

Conrad, Sebastian/Eckert, Andreas/Freitag, Ulrike (Hrsg*innen) (2007): Globalgeschichte. Frankfurt/M.-New York: Campus.

Conrad, Sebastian/Randeria, Shalini/Römhild, Regina (Hrsg*innen) (2013): Jenseits des Eurozentrismus. Frankfurt/M.-New York: Campus.

Cooper, Frederick (2012): Kolonialismus denken. Frankfurt/M.-New York: Campus.

Crombie, Alistair (1977): Von Augustinus bis Galilei. München: dtv.

Crouch, Colin (2000): Postdemokratie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Daniel, Claus (1981): Theorien der Subjektivität. Frankfurt/M.: Campus.

Därmann, Iris (2011): Kulturtheorien zur Einführung. Hamburg: Junius.

Därmann, Iris (2020): Undienlichkeit. Gewaltgeschichte und politische Philosophie. Berlin: Matthes&Seitz.

Darwin, John (2010): Der imperiale Traum. Frankfurt/M.- New York: Campus.

Delors, Jaques (Hrsg.)(1996): Lernfähigkeit – unser verborgener Reichtum. Bonn: DUK.

Demirovic, Alex/Bojadzijev, Manuela (Hrsg.)2002): Konjunkturen des Rassismus. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Detjen, Joachim (2009): Die Werteordnung des Grundgesetzes. Wiesbaden: VS.

Deutsche UNESCO-Kommission (1998): Kultur und Entwicklung. Bonn: DUK.

Deutsche UNESCO-Kommission (2006): Übereinkommen über Schutz und Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen. Bonn: DUK.

Deutsche UNESCO-Kommission (2007): Kulturelle Vielfalt – Unser gemeinsamer Reichtum. Bonn: DUK.

Deutsche UNESCO-Kommission u. a. (Hrsg.) (2016): Bildung überdenken. Bonn: DUK.

Deutscher Bundestag (Hrsg.) (1995): Fünfter Familienbericht. Drucksache 12/7560. Berlin.

Deutscher Bundestag (Hrsg.)(2007): Schlussbericht der Enquete-Kommission „Kultur in Deutschland“. Berlin.

Dhawan, Nikita (2009): Zwischen Empire und Empowerment: Dekolonisierung und Demokratisierung. In: Femina Politica 2/2009, 52 – 63.

Dhawan, Nikita (2016): Die Aufklärung retten: Postkoloniale Interventionen. In: ZPTh, Jg. 7, Heft 2/2016, 249-255.

Diemer

Dietze, Gabriele/Brunner, Claudia/Wenzel, Edith (Hrsg.*innen) (2009): Kritik des Okzidentalismus. Bielefeld: transcript.

Dijksterhuis, Eduard J. (1956): Die Mechanisierung des Weltbildes. Berlin usw.: Springer

Diwald, Hellmut (1982): Anspruch auf Mündigkeit. 1400-1555. Berlin: Ullstein.

Dolch, Joseph (1971): Lehrplan des Abendlandes. Ratingen: Henn.

Dolzer, Rudolf (2007) (Hrsg.): Good Governance. Stuttgart: Herder.

Dörner, Klaus (1975): Bürger und Irre. Frankfurt/M.: Fischer.

Dreßen, Wolfgang (1982): Die pädagogische Maschine. Frankfurt/M. usw.: Ullstein.

Dübgen, Franziska/Skupien, Stefan (Hrsg.) (2015): Afrikanische politische Philosophie. Berlin: Suhrkamp.

Dülmen, Richard van (1982): Entstehung des frühneuzeitlichen Europa 1550-1648. Frankfurt/M.: Fischer.

Dülmen, Richard van (1986): Die Gesellschaft der Aufklärer. Frankfurt/M.: Fischer

Dülmen, Richard van (1999): Kultur und Alltag in der frühen Neuzeit. 3 Bde. München: Beck.

Dülmen, Richard von (1997): Die Entdeckung des Individuums. Frankfurt/M.: Fischer.

Dülmen, Richard von (Hrsg.) (1998): Erfindung des Menschen. Wien: Böhlau.

Dux, Günter (2005): Historisch-genetische Theorie der Kultur. Weilerswist: Velbrück.

Dux, Günter (2013): Demokratie als Lebensform. Weilerswist: Velbrück.

Eagleton, Terry (1994): Ästhetik. Stuttgart: Metzler.

Eder, Klaus (1980): Die Entstehung staatlich organisierter Gesellschaften. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Ehrenberg, Alain (2001): Das erschöpfte Selbst. Frankfurt/New York: Campus.

Ehrenspeck, Yvonne (1998): Versprechungen des Ästhetischen: Opladen: Leske+Budrich.

Einfalt, Martin/Wolfzettel, Friedrich (2000): Autonomie. In: Barck, Karlheinz u. a. (Hrsg*innen) (2000): Ästhetische Grundbegriffe, Bd. 1. Stuttgart/Weimar.

Elias, Norbert (1982): Der Prozess der Zivilisation. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Elias, Norbert (1993): Die höfische Gesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

El-Mafaalani, Aladin (2018): Das Integrationsparadox. Köln: Kiepenheuer&Witsch.

Eßbach, Wolfgang (2009): Ungeliebte Moderne. Podcast-Portal der Universität Freiburg (letzter Zugriff 20.6.2013).

Fanon, Frantz (1968): Die Verdammten dieser Erde. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Faulstich, Werner (1998): Medien zwischen Herrschaft und Revolution. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Faulstich, Werner (2002): Die bürgerliche Mediengesellschaft. Göttingen: Vandenhoeck&Rupprecht.

Faulstich, Werner (2004): Medienwandel im Industrie- und Massenzeitalter (1830-1900). Göttingen: Vandenhoeck&Rupprecht.

Faulstich-Wieland, Hannelore (2000): Individuum und Gesellschaft. München/Wien: Oldenbourg.

Faulstich-Wieland, Hannelore (Hrsg*in) (2011): Umgang mit Heterogenität und Differenz. Hohengehren: Schneider.

Fend, Helmut (2006): Geschichte des Bildungswesens. Wiesbaden: VS.

Fend, Helmut (2006): Neue Theorie der Schule. Wiesbaden: VS.

Fend, Helmut (2009): Schule gestalten. Wiesbaden: VS.

Fenske, Hans u. a. (Hrsg.) (2008): Geschichte der politischen Ideen. Frankfurt/M.: Fischer.

Ferdowski, Mir (Hrsg.) (2004): Afrika – ein verlorener Kontinent? München: Fink.

Ferguson, Niall (2013): Der Westen und der Rest der Welt. Berlin: List.

Festl, Michael (Hrsg.) (2021): Handbuch Liberalismus. Stuttgart: Metzler.

Fetz, Roto Lucius u. a. (Hrsg.) (1998): Geschichte und Vorgeschichte der modernen Subjektivität. Berlin/New York: de Gruyter.

Fisch, Jörg (2010): Das Selbstbestimmungsrecht der Völker. München: Beck.

Fischer, Ernst P. (Hrsg.) (2014): Das große Buch vom Menschen. München: Drömer.

Fischer, Ernst P./Wiegandt, Klaus (Hrsg.) (2010): Evolution und Kultur des Menschen. Frankfurt/M.: Fischer.

Fischer, Karin u. a. (Hrsg*innen) (2010): Entwicklung und Unterentwicklung. Wien: Mandelbaum.

Fischer-Tiné, Harald (2016): Antikolonialismus und kulturelle Selbstbehauptung. Bonn: BpB (https://m.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/postkolonialismus-und-globalgeschichte/219140/antikolonialismus; letzter Zugriff: 26.10.2020)

Flitner, Wilhelm (1961): Europäische Gesittung. Zürich/Stuttgart: Artemis.

Foroutan, Naika (2019): Die postmigrantische Gesellschaft. Bielefeld: transcript.

Foroutan, Naika (2020): Rassismus in der postmigrantischen Gesellschaft. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 9.10.2020.

Foucault, Michel (1976): Überwachen und Strafen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Foucault, Michel (1996): In Verteidigung der Gesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2005): Dits et ecrits. 4 Bde. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2006a): Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2006b): Die Geburt der Biopolitik. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2019): Die Ordnung der Dinge. Berlin: Suhrkamp.

Frankopan, Peter (2019): Licht aus dem Osten. Reinbek: Rowohlt.

Frevert, Ute/Haupt, Heinz-Gerhard (Hrsg*innen) (1999): Der Mensch im 20. Jahrhundert. Frankfurt/M.-New York: Campus.

Frevert, Ute/Haupt, Heinz-Gerhard (Hrsg.*in) (1999): Der Mensch im 19. Jahrhundert. Frankfurt/M.: Campus.

Frie, Ewald (2017): Die Geschichte der Welt. München: Beck.

Fried, Johannes (2012): Das Mittelalter. München: dtv.

Friedell, Egon (2009; zuerst 1927): Kulturgeschichte der Neuzeit. Frankfurt/M.: Zweitausendeins.

Friedenthal, Richard (1972): Entdecker des Ich: Montaigne, Pascal, Diderot. München: Piper.

Fromm, Erich (1960): Der moderne Mensch und seine Zukunft. Frankfurt/M.: EVA.

Fromm, Erich (1973): Anatomie der menschlichen Destruktivität. Reinbek: Rowohlt.

Fromm, Erich (1989): Gesamtausgabe. München: dtv.

Fuchs, Brigitta/Koch, Lutz (Hrsg.)(2010): Ästhetik und Bildung. Würzburg: Ergon.

Fuchs, Max (1984a): Das Scheitern des Philanthropen Ernst Christian Trapp. Weinheim/Basel: Beltz.

Fuchs, Max (1984): Untersuchungen zur Genese des mathematischen und naturwissenschaftlichen Denkens. Weinheim/Basel: Beltz.

Fuchs, Max (1984b): Didaktische Prinzipien. Köln: Pahl-Rugenstein.

Fuchs, Max (1998): Kulturpolitik als gesellschaftliche Aufgabe. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Fuchs, Max (1999): Mensch und Kultur. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Fuchs, Max (2001): Persönlichkeit und Subjektivität. Opladen: Leske und Budrich.

Fuchs, Max (2007): Kulturpolitik. Wiesbaden: VS.

Fuchs, Max (2008): Kultur Macht Sinn. Wiesbaden: VS.

Fuchs, Max (2008a): Kulturelle Bildung. München: Kopaed.

Fuchs, Max (2011): Die Macht der Symbole. München: Utz.

Fuchs, Max (2011a): Kampf um Sinn. München: Utz.

Fuchs, Max (2011b): Kunst als kulturelle Praxis. München: kopaed.

Fuchs, Max (2012): Kultur und Subjekt. München: Kopaed.

Fuchs, Max (2013): Pädagogik und Moderne. München: Utz.

Fuchs, Max (2014): Subjektivität heute. München: Utz.

Fuchs, Max (2014a): Kulturelle Bildung als neoliberale Formung des Subjekts – eine Nachfrage. Kubi-online.de

Fuchs, Max (2016): Das starke Subjekt. München: kopaed.

Fuchs, Max (2017): Bildung und die kulturelle Entwicklung des Menschen. Weinheim/Basel. Beltz-Juventa.

Fuchs, Max (2017a): Politik und Pädagogik. München: Kopaed.

Fuchs, Max (2018): Widerständigkeit als Prinzip eines selbstbestimmten Lebens. München: kopaed.

Fuchs, Max (2019): Das gute Leben in einer wohlgeordneten Gesellschaft. Weinheim/Basel: Beltz-Juventa.

Fuchs, Max (2019a): Die Technik, die Stadt und das Subjekt. München: Kopaed

Fuchs, Max (2019b): Freiheit und soziale Sicherheit. Frankfurt/DIPF. Zu finden auf der Plattform www.pedocs.de.

Fuchs, Max (2019c): Rechtes Denken und Kulturpessimismus. München: Kopaed.

Fuchs, Max (2019d): Das Internet als sozialer, politischer, ökonomischer und kultureller Raum. Überlegungen im Anschluss an Shoshana Zuboff. www.kubi-online.de (Abfrage: 23.08.2022).

Fuchs, Max (2020): Kunst als Erkenntnis – Ästhetik als Erkenntnistheorie. München: Kopaed.

Fuchs, Max (2021): Der Mensch und seine Medien. Weinheim/Basel: Beltz-Juventa.

Fuchs, Max (2021a): Eurozentrismus. München: Koaped.

Fuchs, Max (2021b): Pädagogik, Diskriminierung und kulturelle Bildung. München: Kopaed.

Fuchs, Max (2022): Umwelt, Bildung, Lebensführung. Weinheim/Basel: Beltz-Juventa.

Fuchs, Max (2022a): Posthumanismus, Subjekt und Bildung. München: Kopaed.

Fuchs, Max (2023): Bildung und Lebensführung. München: Kopaed.

Fuchs, Max (2024): Erziehungswissenschaft und Postkolonialismus. München: Kopaed.

Fuchs, Max (2024a): Pädagogik als symbolische Form. München: Kopaed.

Fuchs, Max/Braun, Tom (Hrsg.)(2016): Die Kulturschule und kulturelle Schulentwicklung, Bd. 3: Politische Rahmenbedingungen. Weinheim/Basel: Beltz-Juventa.

Fuchs, Max/Braun, Tom (Hrsg.)(2017): Kritische Kulturpädagogik. München: kopaed.

Fuchs, Thomas (2020): Verteidigung des Menschen. Berlin: Suhrkamp.

Fuhrmann, Horst (2000): Einladung zum Mittelalter. München: Beck.

Fuhrmann, Manfred (1999): Der europäische Bildungskanon des bürgerlichen Zeitalters. München/Leipzig: Insel.

Fuhrmann, Manfred (2002): Bildung. Stuttgart: Reclam.

Fulcher, James (2007): Kapitalismus. Stuttgart: Reclam.

Gallus, Alexander/Jesse, Eckhard (Hrsg.) (2007): Staatsformen. Bonn: BpB.

Gangl, Manfred (Hrsg.) (1994): Intellektuellendiskurse in der Weimarer Republik. Frankfurt/M.: Campus.

Garin, Eugenio (Hrsg.) (1996): Der Mensch der Renaissance. Frankfurt/M.: Fischer.

Gay, Peter (1967): Zeitalter der Aufklärung. Amsterdam: time-life.

Geertz, Clifford (1987): Dichte Beschreibung. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Geier, Manfred (2012): Aufklärung. Das Europäische Projekt. Reinbek: Rowohlt.

Geiss, Imanuel (1988): Geschichte des Rassismus. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Geiss, Imanuel (2000): Geschichte im Überblick. Reinbek: Rowohlt.

Gelhard, Andreas/Alkemeyer, Thomas/Ricken, Norbert (Hrsg.) (2013): Techniken der Subjektivierung. München: Fink.

Gellner, Ernest (1990): Pflug, Schwert und Buch. München: dtv/Klett-Cotta.

Geremek, Bronislaw (1983): Geschichte der Armut. München: dtv.

Gerhardt, Volker (1999): Selbstbestimmung. Stuttgart: Reclam.

Gerhardt, Volker (2000): Individualität. München: Beck.

Gerhardt, Volker (2007): Partizipation. München: Beck.

Gerhardt, Volker (2019): Humanität. München: Beck.

Gettkant, Andreas (Red.) (1995): Nachbarn in Einer Welt. Bonn: SEF.

Geulen, Christian (2007): Geschichte des Rassismus. München: Beck

Giedion, Sigfried (1982): Die Herrschaft der Mechanisierung. Frankfurt/M.: EVA.

Gießmann, Sebastian (2012): Die Verbundenheit der Dinge. Berlin: Kadmos.

Glaser, Hermann (1993): Bildungsbürgertum und Nationalismus. München: dtv.

Glaser, Herrmann (1981): Industriekultur und Alltagsleben. Frankfurt/M.: Fischer.

Glaser, Herrmann/Stahl, Karlheinz (1983): Bürgerrecht Kultur. Frankfurt/M.: Ullstein.

Gloy, Karen (1995/1996): Das Verständnis der Natur. Zwei Bände. Köln: Komet.

Gloy, Karen (2007): Von der Weisheit zur Wissenschaft. Freiburg/München: Alber.

Gömmel, Rainer (1993): Technik und Mobilität. In: Albrecht, Helmuth/Schönbeck, Charlotte (Hrsg*innen) (1993): Technik und Gesellschaft. Düsseldorf: VDI, 293 – 312.

Goppel, Anna u. a. (Hrsg.) (2016): Handbuch Gerechtigkeit. Stuttgart: Metzler.

Graeber, David (2014): Schulden. München: Goldmann.

Graeber, David (2017): Bürokratie. München: Goldmann.

Graichen, Gisela/Gründer, Horst (2005): Deutsche Kolonien. Berlin: Ullstein.

Grimm, Dieter (Hrsg.) (1996): Staatsaufgaben. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Gronemeyer, Reimar (2002): So stirbt man in Afrika an Aids. Frankfurt/M.: Brandes&Appel.

Gronemeyer, Reimar u. a. (Hrsg*innen) (1991): Der faule Neger. Reinbek: Rowohlt.

Gronemeyer, Reimar/Rompel, Matthias (2008): Verborgenes Afrika. Frankfurt/M.: Brandes&Appel.

Gröschner, Rolf u. a. (Hrsg*innen) (2013): Wörterbuch der Würde. München: Fink.

Gurjewitsch, Aaron (1980): Das Weltbild des Mittelalters. München: Beck.

Gurjewitsch, Aaron (1994): Das Individuum im europäischen Mittelalter. München: Beck.

Häberle, Peter (2008): Das Menschenbild im Verfassungsstaat. Berlin: Duncker&Humblot.

Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Habermas, Jürgen (1985): Der philosophische Diskurs der Moderne. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Habermas, Jürgen (1990): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Habermas, Jürgen (1993): Die postnationale Konstellation. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Habermas, Jürgen (1994): Die Moderne – ein unvollendetes Projekt. Leipzig: Reclam.

Habermas, Jürgen (2019): Auch eine Geschichte der Philosophie. 2 Bde. Berlin: Suhrkamp.

Hall, Peter/Soskice, Davis (2001): Varieties of Capitalism. Oxford: Oxford Press.

Haller, Dieter (2005): dtv-Atlas Ethnologie. München: dtv.

Haltern, Utz (1985): Bürgerliche Gesellschaft. Darmstadt: WBG:

Hamann, Richard/Hermand, Jost 1973): Epochen deutscher Kultur von 1870 bis zur Gegenwart. 5 Bde. Frankfurt/M.: Fischer.

Hammerstein, Notker (Hrsg.) (1996): Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. I: 15. Bis 17. Jahrhundert. München: Beck.

Hansen, Klaus P. (1992): Die Mentalität des Erwerbs. Frankfurt/M.-New York: Campus.

Harari, Yuval (2015): Eine kurze Geschichte der Menschheit. München: Random House.

Harari, Yuval (2017): Homo Deus. Bonn: BpB.

Hardtwig, Wolfgang (1994): Nationalismus und Bürgerkultur in Deutschland 1500-1914. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Harrasser, Karin (2016): Ex-Post. ZMK7/1/16 (Open Access)

Hartfiel, Günter (1969): Wirtschaftliche und soziale Rationalität. Stuttgart: Enke.

Haselbach, Dieter (1991): Autoritärer Liberalismus und Soziale Marktwirtschaft. Baden-Baden: Nomos.

Hasted, Heiner (1998): Der Wert des Einzelnen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Hauck, Gerhard (2001): Gesellschaft und Staat in Afrika. Frankfurt/M.: Brandes&Apsel.

Hauck, Gerhard (2006): Kultur. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Hauck, Gerhard (2010): Kolonialismus. In: Haug, W. F. u. a. (Hrsg.) (2010): Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, Band 7/II. Hamburg: Argument-Verlag.

Haug, Frigga u. a. (1978): Entwicklung der Arbeit. Hamburg: Argument.

Hauser, Arnold (1972): Sozialgeschichte der Kunst. München: Beck.

Hay, Denys (Hrsg.) (1967): Die Renaissance. München/Zürich: Droemer/Knaur.

Hazard, Paul (1939): Die Krise des europäischen Geistes. Hamburg: Hoffmann und Campe.

Hazard, Paul (1949): Die Herrschaft der Vernunft. Hamburg: Hoffmann und Campe.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (19809: Werke in 20 Bänden. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Heidbrink, Ludger (2007): Autonomie und Lebenskunst. In: Kersting, Wolfgang/Langbehn, Claus (Hrsg.) (2007): Kritik der Lebenskunst. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.)(2020): Stichworte zur Zeit. Bielefeld: transcript.

Heitmeyer, Wilhelm (2012): Deutsche Zustände. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.) (1997): Was treibt die Gesellschaft auseinander? Was hält die Gesellschaft zusammen? Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Heller, Agnes (1982): Der Mensch der Renaissance. Köln: Hohenheim.

Heller, Agnes (1988): Das Alltagsleben. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Henke, Winfried/Rothe, Hartmut (2003): Menschwerdung. Frankfurt/M.: Fischer.

Herbrechter, Stefan (2016): Inhuman – Posthuman – Nonhuman. PhN-Beiheft 10/2016, 9-24.

Herbrechter, Stefan (2016a): Kritischer Posthumanismus. ZMK7/1/2016 (0pen Access).

Herder, Johann Gottfried (1985): Humanität und Erziehung. (Hrsg.: Claus Menze). Paderborn: Schöningh.

Hermann, Armin/Dettmering, Wilhelm (Hrsg.) (1994): Kultur und Technik, 10 Bd. Düsseldorf: VDI.

Herms, Eilert (Hrsg.) (2001): Menschenbild und Menschenwürde. Gütersloh: Kaiser.

Herrmann, Ulrich (Hrsg.) (1981): Das pädagogische Jahrhundert. Weinheim/Basel: Beltz.

Herrmann, Ulrich (Hrsg.) (1982): Die Bildung des Bürgers. Weinheim/Basel: Beltz.

Herzog, Lisa (2013): Plädoyer für einen zeitgemäßen Liberalismus. München: Beck.

Heßler, Martina/Liggieri, Kevin (Hrsg*innen) (2020): Technikanthropologie. Baden-Baden: Nomos.

Hettling, Manfred u. a. (Hrsg.) (2000): Der bürgerliche Wertehimmel. Göttingen: Vandenhoek&Ruprecht.

Hettling, Manfred/Ulrich, Bernd (Hrsg.) (2005): Bürgertum nach 1945. Hamburg: Hamburger Edition.

Hinsch, Wilfried (2002): Gerechtfertigte Ungleichheit. Berlin/New York: de Gruyter.

Hobbes, Thomas (1995; zuerst 1651): Leviathan. Stuttgart: Reclam.

Hobsbawm, Eric (1995): Das Zeitalter der Extreme. München: Hanser.

Höffe, Otfried (1993): Moral als Preis der Moderne. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Höffe, Ottfried (2007): Lebenskunst und Moral. München: Beck.

Hoffmann, Hilmar/Klotz, Heinrich (Hrsg.)(1991): Die Kultur unseres Jahrhunderts. 6 Bde. Düsseldorf usw.: Econ.

Hofmann, Werner (1971): Geschichte der sozialen Ideen. Berlin: de Gruyter.

Höhn, H.-J- (1998): Zerstreuungen. Düsseldorf: Patmos.

Holderegger, Adrian u. a. (Hrsg.) (2011): Humanismus. Basel: Schwabe.

Holmes, Stephen (1995): Die Anatomie des Antiliberalismus. Hamburg: Rotbuch.

Holzkamp, Klaus (1973): Sinnliche Erkenntnis. Frankfurt/M.: Athenäum.

Holzkamp, Klaus (1978): Die Gesellschaftlichkeit des Individuums. Köln: PRV.

Holzkamp, Klaus (1983): Grundlegung der Psychologie. Frankfurt/M.-New York: Campus.

Holzkamp, Klaus (1993): Lernen. Frankfurt/M.: Campus.

Holzkamp, Klaus (1993): Musikalische Lebenspraxis und schulisches Lernen. In: Olias, Günter(Hrsg.)(1993): Musik lernen. Essen: Blaue Eule.

Hondrich, Karl Otto (2001): Der Neue Mensch. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Horkheimer, Max/Adorno, Theodor (1971): Dialektik der Aufklärung. Frankfurt/M.: Fischer.

Hradil, Stefan (2001): Soziale Ungleichheit in Deutschland. Opladen: Leske und Budrich.

Huizinga, Johan (1961): Herbst des Mittelalters. Stuttgart: Kröner.

Humboldt, Wilhelm von (1999): Sämtliche Werke in 6 Bänden. Essen: Mundus.

Hurrelmann, Klaus u. a. (Hrsg.)(2015): Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim/Basel: Beltz.

Iliffe, John (2003): Geschichte Afrikas. München: Beck.

Iriye, Akira/Osterhammel, Jürgen (Hrsg.) (2016): (Harvard-)Geschichte der Welt, Bd. 3: 1350 - 1750, hrsg. von Wolfgang Reinhard; Bd. 4: 1750 – 1870, hrsg. von Sebastian Conrad und Jürgen Osterhammel. München: Beck.

Isensee, Josef/Kirchhof, Paul (Hrsg.) (1992): Handbuch des Staatsrechts, Bd. 5: Allgemeine Grundrechtelehre. Heidelberg: Müller.

Jaeger, Friedrich/Knöbl, Wolfgang/Schneider, Ute (Hrsg*innen) (2015): Handbuch Moderneforschung. Stuttgart: Metzler.

Jaeger, Friedrich/Liebsch, Burkhard (Hrsg.)(2004): Handbuch der Kulturwissenschaften. 3 Bde. Stuttgart/Weimar: Metzler.

Jaeger, Werner (1936/1944): Paidea. Berlin: de Gruyter.

Jaeggi, Rahel (2014): Kritik von Lebensformen. Berlin: Suhrkamp.

Jaeggi, Rahel/Loick, Daniel (Hrsg*innen) (2014): Nach Marx. Berlin: Suhrkamp.

Jansen, Jan/Osterhammel, Jürgen (2013): Dekolonisation. München: Beck.

Jaspers, Karl (1959): Vom Ursprung und Ziel der Geschichte. München: Piper.

Jeismann, Michael (Hrsg.)(2000): Das Jahrtausend. 10 Bde. München: Beck.

Jestel, Rüdiger (Hrsg.) (1982): Das Afrika der Afrikaner. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Joas, Hans (2011): Sakralität der Person. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Joas, Hans (2012) (Hrsg.): Vielfalt der Moderne. Frankfurt/M.: Fischer.

Joas, Hans/Wiegandt, Klaus (2005) (Hrsg.): Die kulturellen Werte Europas. Frankfurt/M.: Fischer.

Joas, Hans/Wiegandt, Klaus (Hrsg.) (2007): Säkularisierung und die Weltreligionen. Frankfurt/M.: Fischer.

Jonas, Wolfgang/Linsbauer, Valentine/Marx, Helga (1969): Die Produktivkräfte in der Geschichte. Berlin: Dietz.

Jörke, Dirk/Nachtweih, Oliver (Hrsg.) (2017): Das Volk gegen die (liberale) Demokratie. Leviathan Sonderband 32/2017.

Kalpaka, Annita/Räthsel, Nora/Weber, Klaus (Hrsg*innen) (2017): Rassismus. Hamburg: Argument.

Kalupner, Sibylle (2007): Die Kultur der Menschenrechte. MRM-Menschenrechtsmagazin, Heft 2/2004, 129 – 140.

Kamper, Dieter/van Reijen, Willem (Hrsg.) (1987): Die unvollendete Vernunft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Kant, Immanuel (1982): Anthropologie in pragmatischer Absicht. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Kaufmann, Franz Xaver (1997): Herausforderungen des Sozialstaates. Frankfurt/M: Suhrkamp.

Kerckhove, Derick de (1995): Schriftgeburten. München: Fink.

Kerner, Ina (2012): Postkoloniale Theorien zur Einführung. Hamburg: Junius.

Kersting, Wolfgang (2001): Plädoyer für einen nüchternen Universalismus. www.information-philosophie/kersting.html (letzter Zugriff 19.6.2019).

Kersting, Wolfgang (2009): Verteidigung des Liberalismus. Hamburg: Murmann.

Kersting, Wolfgang (Hrsg.) (2000): Politische Philosophie des Sozialstaates. Weilerswist: Velbrück.

Kersting, Wolfgang/Langbehn, Claus (Hrsg.) (2007): Kritik der Lebenskunst. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Keupp, Heiner u. a. (1999): Identitätskonstruktionen. Reinbek: Rowohlt.

Keupp, Heiner/Höfer, Renate (Hrsg*innen) (1997): Identitätsarbeit. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Kevenhörster, Paul/Boom, Dirk van den (2009): Entwicklungspolitik. Wiesbaden: VS.

Kiernan, Ben (2009): Erde und Blut. Völkermord und Vernichtung von der Antike bis heute. München: DVA.

Kimmerle, Heinz (1991). Philosophie in Afrika – Afrikanische Philosophie. Frankfurt/M.: Campus.

Kimmerle, Heinz (2002): Interkulturelle Philosophie. Hamburg: Junius.

Kimmich, Dorothee u. a. (Hrsg.) (2017): Was ist Rassismus? Stuttgart: Reclam.

Kirchgässner, Gebhard (2000): Homo Oekonomicus. Tübingen: Mohr.

Kirchhoff, Thomas/Karafyllis, Nicole (Hrsg*innen)(2017): Naturphilosophie. Tübingen: Mohr-Siebeck/UTB.

Kittsteiner, Heinz D. (1991): Die Entstehung des modernen Gewissens. Frankfurt/M.-Leipzig: Insel.

Ki-Zerbo, Joseph (1979): Die Geschichte Schwarz-Afrikas. Wuppertal: Hammer.

Klafki, Wolfgang (1994): Neue Studien zur Bildungstheorie und Didaktik. Weinheim: Beltz.

Kleimann, Bernd/Schmücker, Reinhold (Hrsg.) (2001): Wozu Kunst? Darmstadt: WBG:

Klinger, Cornelia (1984/1995): Flucht, Trost, Revolte. München: Hanser.

Klinger, Cornelia u. a. (Hrsg*innen) (2007): Achsen der Ungleichheit. Frankfurt/M.-New York: Campus.

Klix, Friedhart (1980): Erwachendes Denken. Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften.

Kneer, Georg u. a. (Hrsg.) (1997/2001): Klassische Gesellschaftsbegriffe der Soziologie. München: Fink.

Knöbl, Wolfgang (2001): Spielräume der Modernisierung. Weilerswist: Velbrück.

Kobusch, Theo (1993): Die Entdeckung der Person. Freiburg usw.: Herder.

Kocka, Jürgen (1988) (Hrsg.): Bürgertum im 19. Jahrhundert, 3 Bd. München: dtv.

Kocka, Jürgen (2015): Geschichte des Kapitalismus. Bonn: BpB.

Kolland, Franz/Gächter, August (Hrsg.) (2005): Einführung in die Entwicklungssoziologie. Wien: Mandelbaum.

Koller, Hans-Christoph (2008): Grundbegriffe, Theorien und Methoden in der Erziehungswissenschaft. Stuttgart: Kohlhammer.

Koller, Hans-Christoph (2018): Bildung anders denken. Stuttgart: Kohlhammer.

Koller, Hans-Christoph u. a. (Hrsg.) (2014): Heterogenität. Paderborn: Schöningh.

Kompatscher, Gabriela u. a. (2017): Human-Animal Studies. Münster/New York: Waxmann/UTB.

Kondylis, Panajotis ((1991): Der Niedergang der bürgerlichen Denk- und Lebensform. Weinheim: VCH.

Kondylis, Panajotis (1986): Die Aufklärung im Rahmen des neuzeitlichen Rationalismus. München: dtv.

Konersmann, Ralf (Hrsg.)(2001): Kulturkritik. Leipzig: Reclam.

König, Eckart/Zedler, Peter (Hrsg.)(1998): Theorien der Erziehungswissenschaft. Weinheim: Beltz.

König, Helmut (1992): Zivilisation und Leidenschaften. Reinbek: Rowohlt.

Köpping, Klaus-Peter u. a. (Hrsg.) (2002): Die autonome Person – eine europäische Erfindung? München: Fink.

Kößler, Reinhart (1998): Entwicklung. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Koyré, Alexandre (2008): Von der geschlossenen Welt zum unendlichen Universum. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Kraemer, Klaus (1997): Der Markt der Gesellschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Krell, Gertraude u. a. (Hrsg*innen) (2007): Diversity Studies. Frankfurt/M.: Campus.

Kriele, Martin) (1994): Einführung in die Staatslehre. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Kristeller, Paul Oskar (1980): Humanismus und Renaissance I und II. München: Fink/UTB.

Krüger, Heinz-Hermann (Hrsg.) (1990): Abschied von der Aufklärung. Opladen: Leske+Budrich.

Krüger, Heinz-Herrmann/Grunert, Cathleen (Hrsg*innen)(2006): Wörterbuch Erziehungswissenschaft. Opladen: Budrich.

Kuczynski, Jürgen (1982): Geschichte des Alltags des deutschen Volkes. 5 Bde. Köln: PRV.

Küenzlen, Gottfried (1997): Der Neue Mensch. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Kuhn, Thomas (1989): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Kurer, Oskar (2017): Entwicklungspolitik heute. Wiesbaden: Springer.

Kurzweil, Ray (2014): Menschheit 2.0. Berlin: lola books.

Landes, David (1983): Der entfesselte Prometheus. München: dtv.

Landes, David (2010): Wohlstand und Armut der Nationen. Bonn: BpB.

Langewiesche, Dieter (1988): Liberalismus in Deutschland. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Langewiesche, Dieter/Tenorth, Heinz-Elmar (Hrsg.) (1989): Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. V. München: Beck.

Lauster, Jörg (2014): Die Verzauberung der Welt. München: Beck.

Le Goff, Jacques (1998) (Hrsg.): Der Mensch des Mittelalters. München: Beck.

Le Goff, Jacques (2004): Die Geburt Europas im Mittelalter. München: Beck.

Leinkauf, Thomas (2020): Die Philosophie des Humanismus und der Renaissance. München: Beck.

Leisegang, Hans (1928): Denkformen. Berlin usw.: de Gruyter.

Lenhardt, Gero (1984): Schule und bürokratische Rationalität. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Lepenies, W. (2006): Kultur und Politik. München: Hanser.

Lerois-Gourhan, André (1980): Hand und Wort. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Lessenich, Stephan (Hrsg.) (2003): Wohlfahrtsstaatliche Grundbegriffe. Frankfurt/M.: Campus.

Lessing, Gotthold Ephraim (2003): Die Erziehung des Menschengeschlechts und andere Schriften. Stuttgart: Reclam

Ley, Hermann (1966): Geschichte der Aufklärung und des Atheismus. Berlin: DVW.

Lloyd, David/Thomas, Paul (eds.) (1998): Culture and the State. New York: Routledge.

Loh, Janina (2018): Trans- und Posthumanismus. Hamburg: Junius.

Loo, Hans van der/Reijen, Willem van (1992): Modernisierung. München: dtv.

Lukacs, Georg (1984): Die Zerstörung der Vernunft. 3 Bde. Neuwied: Luchterhand.

Lund, Bea (2017): Europa von außen betrachtet. ZEP 4/17.

Lutz, Helma u. a. (Hrsg*innen): Fokus Intersektionalität. Wiesbaden: Springer.

Lutz, Petra u. a. (Hrsg.) (2003): Der (Im-)perfekte Mensch. Köln: Böhlau.

Maase, Kaspar (1985): Leben einzeln und frei wie ein Baum. Frankfurt/M.: VMB.

Maase, Kaspar (1992): BRAVO Amerika. Hamburg: Junius.

Macintyre, Alasdair (1995): Der Verlust der Tugend. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Macpherson, Crawford B. (1973): Die politische Theorie des Besitzindividualismus. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Maedler, Jens (Hrsg.) (2008): TeileHabeNichtse. München: Kopaed.

Mandrou, Robert (1982): Staatsraison und Vernunft 1649-1775. Frankfurt/M. usw.: Ullstein.

Mann, Golo/Nitschke, August (Hrsg.)(1991): Propyläen Weltgeschichte. 10 Bde. Berlin/Frankfurt/M.: Propyläen.

Mann, Michael (1990 ff.): Geschichte der Macht. Frankfurt/M.-New York: Campus.

Maquet, Jaques/Ganslmair, Herbert (1971): Afrika. Die schwarzen Zivilisationen. Essen: Magnus.

Marchard, Oliver (2008): Cultural Studies. Konstanz: UVK.

Marcuse, Herbert (1967): Der eindimensionale Mensch. Neuwied: Luchterhand.

Marks, Robert B. (2006): Die Ursprünge der modernen Welt. Darmstadt: WBG.

Marshall, Th. H. (1992): Bürgerrechte und soziale Klassen. Frankfurt/M.: Campus.

Martus, Steffen (2018): Aufklärung: Das deutsche 18. Jahrhundert – Ein Epochenbild. Reinbek: Rowohlt.

Marx, Karl/Engels, Friedrich (MEW)(1957ff.): Werke. Berlin: Dietz.

Mauss, Marcel (1968): Die Gabe. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Mbembe, Achille (2017): Kritik der schwarzen Vernunft. Berlin: Suhrkamp.

McClellan, James/Dorn, Harold (2001): Werkzeuge und Wissen. Frankfurt/M.: Zweitausendeins.

Mecheril, Paul (Hrsg.) (2016): Handbuch Migrationspädagogik. Weinheim-Basel: Beltz.

Meier, Christian (1983): Die Entstehung des Politischen bei den Griechen. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Meissner, Jochen u. a. (2008): Schwarzes Amerika. Bonn: BpB.

Menke, Christoph (2015): Kritik der Rechte. Berlin: Suhrkamp.

Menke, Christoph (2017): Philosophie der Menschenrechte. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Menke, Christoph/Pollmann, Arndt (2015): Menschenrechte zur Einführung. Hamburg: Junius.

Menze, Clemens (Hrsg.)(1993): Menschenbilder. Frankfurt/M. usw.: Peter Lang.

Mertens, Gerhard u. a. (Hrsg*innen)(2011): Handbuch der Erziehungswissenschaft I. Paderborn: Schöningh/UTB.

Metz, Karl-Heinz (2010): Geschichte der Gewalt. Darmstadt: WBG.

Meyer-Drawe, Käte (1990): Illusionen von Autonomie. München: Kirchheim.

Mignolo, Walter (2019): Epistemischer Ungehorsam. Wien/Berlin: TuriaKant.

Mikl-Horke, Gisela (1999): Historische Soziologie der Wirtschaft. München/Wien: Oldenbourg.

Miller, Max/Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.)(1996): Modernität und Barbarei. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Misch, Georg (1949/1979): geschichte der Autobiographie. Frankfurt/M.: Schule+Bulmke.

Mishra, Pankaj (2017): Das Zeitalter des Zorns. Frankfurt/M.: Fischer..

Mitterauer, Michael (2009): Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines europäischen Sonderweges. München: Beck.

Moore, Barrington (1987): Ungerechtigkeit. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Moore, Robert (2001): Die erste europäische Revolution. München: Beck.

Moritz, Ralf u. a. (1988): Wie und warum entstand Philosophie? Berlin: Dietz.

Mosse, George L. (1976): Die Nationalisierung der Massen. Frankfurt/M./Berlin: Ullstein.

Mosse, George L. (1998): Die Geschichte des Rassismus in Europa. Frankfurt/M.: Fischer.

Müller, Franziska/Ziai, Aram (2015): Eurozentrismus in der Entwicklungszusammenarbeit. APUZ, 6.5.2015.

Müller, Gerd/Weiser-Ude, Edith von (Hrsg.*innen) (2020): Fokus: Afrika. Bonn/Berlin: BMZ.

Müller, Jan-Werner (2013): Das demokratische Zeitalter. Bonn: BpB.

Müller, Klaus/Treml, Alfred (Hrsg.)(1992): Ethnopädagogik. Berlin: Reimer.

Müller, Rudolf Wolfgang (1977): Geld und Geist. Frankfurt/M.-New York: Campus.

Müller, Winfried (2002): Die Aufklärung. München: Oldenbourg.

Müller-Heidelberger, Till u. a. (Hrsg*innen) (2015): Grundrechtereport. Frankfurt/M.: Fischer.

Münch, Paul (1984): Ordnung, Fleiß, Sparsamkeit. München: dtv.

Münch, Paul (1996): Lebensformen der frühen Neuzeit. Berlin: Ullstein.

Münch, Reinhard (1986): Die Kultur der Moderne. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Münch, Richard (1991): Dialektik der Kommunikationsgesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Münchmeier, Richard/Otto, Hans-Uwe/Rabe-Kleberg, Ursula (Hrsg.*innen) (2002): Bildung und Lebenskompetenz. Opladen: Leske & Budrich.

Münker, Stefan/Rösler, Alexander (2012): Poststrukturalismus. Stuttgart: Metzler.

Münkler, Herfried (2005): Imperien. Bonn: BpB.

Murray, Jocelyn (Hrsg*in) (1998): Afrika. Kunst, Geschichte und Lebensformen. Augsburg: Weltbild.

Naumann, Thilo Maria (2000): Das umkämpfte Subjekt. Tübingen: edition diskord.

Needham, Joseph (1979): Wissenschaftlicher Universalismus. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Neumann, Eckhard (2008): Funktionshistorische Anthropologie der ästhetischen Produktivität. Berlin: Reimer.

Ngugi wa Thiong'o (2017): Dekolonisierung des Denkens. Münster: Unrast.

Niesyto, Horst (2019): Medienpädagogik und digitaler Kapitalismus. www.kubi-online.de (Abfrage: 23.08.2022).

Niethammer, Friedrich Immanuel (1808): Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichts unserer Zeit. Jena: Fromman.

Niethammer, Lutz (2000): Kollektive Identität. Reinbek: Rowohlt.

Nipperdey, Thomas (1990): Deutsche Geschichte. Drei Bde. München: Beck.

Nipperdey, Thomas (1991): Nachdenken über die deutsche Geschichte. München: Beck.

Nitschke, August (Hrsg.)(1988): Funkkolleg Jahrhundertwende. Weinheim: Beltz.

Nohl, Herman (1970): Die pädagogische Bewegung in Deutschland und ihre Theorie. Frankfurt/M.: Schulte-Blumke.

Nohlen, Dieter/Schultze, Rainer-Olaf (Hrsg.) (2010): Lexikon der Politikwissenschaft. München: Beck.

Nolte, Paul (2006): Riskante Moderne. München: Beck.

Oelmüller, Willi u- a. (Hrsg*innen)(1982): Diskurs: Kunst und Schönes. Paderborn: Schöningh.

Oerter, Rolf (Hrsg.)(1999): Menschenbilder in der modernen Gesellschaft. Stuttgart: Enke.

Oesterdieckhoff, Georg (1997): Kulturelle Bedingungen kognitiver Entwicklung. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Oestreich, Gerhard (1966): Die Entwicklung der Menschenrechte und Grundfreiheiten. In: Bettermann, K.-A. u. a. (Hrsg.) (1966): Die Grundrechte, Bd. 1. Berlin: Duncker&Humblot.

Oltmer, Jochen (2014): Migration. Bonn: BpB.

Opielka, M. (2004): Gemeinschaft und Gesellschaft. Wiesbaden: VS.

Opielka, Michael (2008): Sozialpolitik. Reinbek: Rowohlt.

Oppermann, Hans (Hrsg.)(1970): Humanismus. Darmstadt: WBG.

Osterhammel, Jürgen (2000): Sklaverei und die Zivilisation des Westens. München: Siemensstiftung.

Osterhammel, Jürgen (2010): Die Entzauberung Asiens. München: Beck.

Osterhammel, Jürgen (2011): Die Verwandlung der Welt. München: Beck.

Osterhammel, Jürgen/Jansen, Jan (2017): Kolonialismus. München: Beck.

Osterhammel, Jürgen/Petersson, Niels (2007): Geschichte der Globalisierung. München: Beck.

Otten, Dieter (1986): Die Welt der Industrie. Zwei Bde. Reinbek: Rowohlt.

Otto, Hans Uwe/Thiersch, Hans/Treptow/Rainer/Ziegler, Holger (Hrsg.)(2015): Handbuch Soziale Arbeit. München: Reinhardt.

Pascal, Roy (1965): Die Autobiographie. Stuttgart: Kohlhammer.

Patterson, Orlando (2005): Freiheit, Sklaverei und die moderne Konstruktion der Rechte. In: Joas/Wiegandt 2005, 164 – 218.

Pauen, Michaels/Welzer, Harald (2015): Autonomie. Frankfurt/M.: Fischer.

Paul, Axel (2004): Die Gesellschaft des Geldes. Wiesbaden: Springer.

Paulinyi, Akos (1989): Industrielle Revolution. Reinbek: Rowohlt.

Paulinyi, Akos/Troitzsch, Ulrich (Hrsg.) (1991): Propyläen Technik Geschichte, Bd. 3: 1600–1840. Berlin: Propyläen.

Pelizaeus, Ludolf (2008): Der Kolonialismus. Wiesbaden: Marix.

Pérez de Cuéllar, Javier (Hrsg.) (1998): Our Creative Diversity. Paris: UNESCO.

Peters, B. (1993): Die Integration moderner Gesellschaften. Frankfurt/M.: Suhrkamp

Pfister, Manfred u. a. (Hrsg.) (1989): Die Modernisierung des Ich. Passau: Rothe.

Piaget, Jean/Garcia, Ronaldo (1989): Psychogenesis and the History of Sciences. New York: Columbia Press.

Pichot, André (1995): Die Geburt der Wissenschaft. Darmstadt: WBG.

Pies, Ingo (2021): Kapitalismus als System zur Verwirklichung moralischer Anliegen. In: Politikum 7 (3), S. 68–73.

Piketty, Thomas (2014): Das Kapital im 21. Jahrhundert. München: Beck.

Pinker, Steven (2011): Gewalt. Frankfurt/M.: Fischer.

Plessner, Helmuth (1974): Die verspätete Nation. Frankfurt/M.: Fischer.

Plessner, Helmuth (1976): Die Frage nach der Conditio Humana. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Pleticha, Heinrich (Hrsg.)(1996): Weltgeschichte. Gütersloh: Bertelsmann.

Plumpe, Werner (2017): Wirtschaftskrisen. München: Beck.

Plumpe, Werner (2019): Das kalte Herz. Berlin: Rowohlt.

Pogge, Thomas (2012): Weltarmut und Menschenrechte. Berlin/New York: de Gruyter.

Pohlmann, Friedrich (1997): Die europäische Industriegesellschaft. Opladen: Leske&Budrich.

Polanyi, Karl (1979): Ökonomie und Gesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Pollmann, Arnd/Lohmann, Georg (Hrsg.) (2012): Menschenrechte. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart: Metzler.

Preuß, Ulrich (Hrsg.) (1994): Der Begriff der Verfassung. Frankfurt/M.: Fischer.

Priddat, B. (Hrsg.)(2000): Kapitalismus, Krisen, Kultur. Marburg: Metropolis.

Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (Hrsg.) (1995): Alltägliche Lebensführung. München: DJI.

Radkau, Joachim (1998): Das Zeitalter der Nervosität. München: Hanser.

Radkau, Joachim (2000): Natur und Macht. München: Beck.

Radkau, Joachim (2002): Mensch und Natur in der Geschichte. Stuttgart: Klett.

Radkau, Joachim (2008): Technik in Deutschland. Frankfurt/M.: Campus.

Randeria, Shalini/Eckert, Andreas (Hrsg*innen) (2009): Vom Imperialismus zum Empire. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Raphael, Lutz (2000): Recht und Ordnung. Frankfurt/M.: Fischer.

Rawls, John (1971/1994): Eine Theorie der Gerechtigkeit. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Rawls, John (1994): Die Idee des politischen Liberalismus. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Reckwitz, Andreas (2006): Das hybride Subjekt. Weilerswist: Delbrück.

Reckwitz, Andreas (2008): Subjekt. Bielefeld: transcript.

Reibling, Nadine (2021): Soziologische Perspektiven auf Gesundheit und Krankheit. Bonn: BZgA.

Reinhard, Wolfgang (1999): Geschichte der Staatsgewalt. München: Beck.

Reinhard, Wolfgang (2007): Geschichte des modernen Staates. München: Beck.

Reinhard, Wolfgang (2016): Die Unterwerfung der Welt. München: Beck.

Reybrouck, David van (2013): Kongo. Reinbek: Rowohlt.

Ribeiro, Darcy (1971): Der zivilisatorische Prozess. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Ricken, Norbert/Casale, Rita/Thompson, Christiane (Hrsg*innen)(2019): Subjektivierung. Weinheim/Basel: Beltz-Juventa.

Ried, Christoph (2021): Menschenbild. Bonn: socialnet (Zugriff: 10.8.2024)

Riegel, Christine (2016): Bildung, Intersektionalität, Othering. Bielefeld: transcript.

Rieger-Ladich, Markus (2002): Mündigkeit als Pathosformel. Konstanz: UVK.

Rieger-Ladich, Markus (2020): Bildungstheorien. Hamburg: Junius.

Riesman, David (1958): Die einsame Mase. Reinbek: Rowohlt.

Ringer, Fritz K. (1983): Die Gelehrten. München: dtv.

Ritter, Joachim (1974): Subjektivität. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Ritter, Joachim u. a. (Hrsg.) (1979): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Basel: Schwabe.

Rittstieg, Helmut (1975): Eigentum als Verfassungsproblem. Darmstadt: WBG.

Roberts, John M. (1986): Der Triumph des Abendlandes. Düsseldorf/Wien: Econ.

Röd, Wolfgang (2009): Der Weg der Philosophie. Zwei Bde. München: Beck.

Rödder, Andreas (2017): 21.0. Eine kurze Geschichte der Gegenwart. Bonn: BpB.

Roeck, Bernd (2017): Der Morgen der Welt. München: Beck.

Rosa, Hartmut u. a. (2020: Gesellschaftstheorie. München: UVK.

Rossi, Paolo (1997): Die Geburt der modernen Wissenschaft. München: Beck.

Röttger, Bernd (1997): Neoliberale Globalisierung und eurokapitalistische Regulation. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Rousseau, Jean Jaques (2019): Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen. Stuttgart: Reclam.

Ruppert, Wolfgang (1981): Die Fabrik. München: Beck.

Ruppert, Wolfgang (1984): Bürgerlicher Wandel. Frankfurt/M.: Fischer.

Ruppert, Wolfgang (1998): Der moderne Künstler. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Rüsen, Jörn (2010): Perspektiven der Humanität. Bielefeld: transcript.

Rüsen, Jörn/Laas, Henner (Hrsg.)(2009): Interkultureller Humanismus. Schwalbach: Wochenschauverlag.

Said, Edward (2009): Orientalismus. Frankfurt/M.: Fischer.

Salomon, Kurt (2012): Wie soll der Mensch sein? Tübingen: Mohr.

Sandel, Michael (2009): Gerechtigkeit. Berlin: Ullstein.

Sandkühler, Hands Jörg (2014): Menschenwürde und Menschenrechte. Freiburg/München: Alber.

Sarasin, Philipp (2022): 1977. Eine kurze Geschichte der Gegenwart. Bonn: BpB.

Sarr, Fellwine (2019): Afrotopia. Berlin: Matthes&Seitz.

Sauer, Michael (1999): Die Industrialisierung. Stuttgart: Klett.

Schäfer, Michael (2009): Geschichte des Bürgertums. Köln usw.: Böhlau.

Scheidler, Fabian (2015): Das Ende der Megamaschine. Wien: promedia.

Scheidler, Fabian (2021): Die planetarische Krise. Blätter für deutsche und internationale Politik, 4/21, 51-62.

Scherr, Albert/Breit, Helen (2020): Diskriminierung, Anerkennung und der Sinn für die eigene soziale Position. Weinheim/Basel: Beltz-Juventa.

Scheunpflug, Annette (2001): Biologische Grundlagen des Lernens. Berlin: Cornelsen.

Schimank, Uwe/Volkmann, Ute (Hrsg*innen)(2000): Soziologische Gegenwartsdiagnosen I. Leverkusen: Leske&Budrich.

Schmid, Wilhelm (1998): Philosophie der Lebenskunst. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Schmidt, Manfred (2008): Demokratietheorien. Wiesbaden: VS.

Schneewind, J. B. (1998): The Invention of Autonomy. Cambridge etc.: CUP.

Schneider, H. (Hrsg.)(1980): Geschichte der Arbeit. Köln: Kiepenheuer und Witsch.

Schneider, Martin (2015): Die Geschichte der Sklaverei. Wiesbaden: Marix.

Schneiders, Werner (1990): Hoffnung auf Vernunft. Hamburg: Meiner.

Schneiders, Werner (Hrsg.)(1995): Lexikon der Aufklärung. München: Beck.

Schneidewind, Uwe (2018): Die Große Transformation. Frankfurt/M.: Fischer.

Schreiber, Matthias (2013): Würde. Hamburg: DVA.

Schröder, Winfried (Hrsg.) (1974): Französische Aufklärung. Leipzig: Reclam.

Schulze, Gerhard (2003): Die beste aller Welten. München: Hanser.

Schulze, Hagen (2004): Staat und Nation in der europäischen Geschichte. München: Beck.

Schütze, Anja/Maedler, Jens (Hrsg*innen) (2017): Weiße Flecken. München: Kopaed.

Schwardtländer, Johannes/Willoweit, Dietmar (Hrsg.) (1983): Das Recht des Menschen auf Eigentum. Kehl/Straßburg: Engel.

Schweidler, Walter (2004): Der gute Staat. Stuttgart: Reclam.

Sedmark, Clemens (Hrsg.) (2012): Freiheit. Darmstadt: WBG:

Seibt, Ferdinand (2002): Die Begründung Europas. Frankfurt/M.: Fischer.

Sen, Amartya (2021): Elemente einer Theorie der Menschenrechte. Stuttgart: Reclam.

Sennett, Richard (1983): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Frankfurt/M.: Fischer.

Sennett, Richard (1998): Der flexible Mensch. New York/Berlin: Berlin-Verlag.

Simmel, Georg (1994): Philosophie des Geldes. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Slater, Don/Tonkiss, Fran (2001): Market Society. Oxford/Malden: Blackwell.

Smith, Adam (1975): Zum Wohlstand der Nationen. München: dtv.

Sohn-Rethel, Alfred (1973): Geistige und körperliche Arbeit. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Sombart, Werner (1967): Liebe, Luxus und Kapitalismus. München: dtv.

Sombart, Werner 1987): Der moderne Kapitalismus. 6 Halbbände. München: dtv-reprint.

Sommer, Marianne u. a. (Hrsg*innen) (2017): Handbuch Wissenschaftsgeschichte. Stuttgart: Metzler.

Sonderegger, Arno (2013): Antirassismus und Antikolonialismus unter afrikanischen Intellektuellen, 1850 bis 1970. Stichproben Nr. 25/2013, 53 – 74.

Sonderegger, Arno (2017): Kurze Geschichte des Alten Afrika. Wiesbaden: Marix.

Sow, Noah (2009): Deutschland Schwarz Weiss. München: Goldmann.

Speitkamp, Winfried (2009): Kleine Geschichte Afrikas. Stuttgart: Reclam.

Speitkamp, Winfried (2014): Deutsche Kolonialgeschichte. Stuttgart: Reclam.

Spivak, Gayatri Chakravorty (2014): Kritik der postkolonialen Vernunft: Stuttgart: Kohlhammer.

Spranger, Eduard (1928): Humboldt und die Humanitätsidee. Berlin: Reuther&Reichard.

Spranger, Eduard (1950): Lebensformen. Tübingen: Neomarins.

Stalder, Felix (2016): Kultur der Digitalität. Berlin: Suhrkamp.

Stein, Gerd (Hrsg.) (1984): Die edlen Wilden. Frankfurt/M.: Fischer.

Stern, Fritz (1963): Kulturpessimismus als politische Gefahr. Bern usw.: Scherz.

Stollberg-Rilinger, Barbara (2000): Europa im Jahrhundert der Aufklärung. Stuttgart: Reclam.

Störig, Hans Joachim (1998): Kleine Weltgeschichte der Philosophie. Frankfurt/M.: Fischer.

Straeth, Bo/Wagner, Peter (2017): European Modernity. London/New York: Bloomsbury.

Stroh, Wilfried (2006): Der Ursprung des Humanitätsdenkens in der Römischen Antike. (https://epub.ub.uni-muenchen.de/1273/; letzter Zugriff: 20.3.2022)

Stuchtey, Benedikt (2010): Die europäische Expansion und ihre Feinde. München: Oldenbourg.

Sturma, Dieter (1997): Philosophie der Person. Paderborn usw.: Schöningh.

Taube, Gerd/Fuchs, Max/Braun, Tom (Hrsg.) (2017): Handbuch Das starke Subjekt. München: Kopaed.

Taylor, Charles (1994): Quellen des Selbst. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Taylor, Charles (2009): Ein säkulares Zeitalter. Frankfurt/M.: Suhrkamp

Tenorth, Heinz-Elmar (1997): „Bildung“ – Thematisierungsformen und Bedeutung in der Erziehungswissenschaft. Zeitschrift für Pädagogik Jg. 43, Heft 6, 969-985.

Tenorth, Heinz-Elmar (2000): Geschichte der Erziehung. Weinheim/Basel: Juventa.

Tenorth, Heinz-Elmar (Hrsg.)(2003): Klassiker der Pädagogik. München: Beck.

Tenorth, Heinz-Elmar/Tippelt, Rudolf (Hrsg.) (2012): Beltz Lexikon Pädagogik. Weinheim/Basel: Beltz.

Thoma, Heinz (Hrsg.) (2013): Handbuch Europäische Aufklärung. Stuttgart: Metzler.

Thurn, Hans P. (2001): Kultur im Widerspruch. Wiesbaden: Westdeutscher.

Thurn, Hans Peter (1990): Kulturbegründer und Weltzerstörer. Stuttgart: Metzler.

Tilly, Charles (1993): Die europäischen Revolutionen. München: Beck.

Tomasello, Michael (2006): Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Tomasello, Michael (2010): Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Tomasello, Michael (2010a): Warum wir kooperieren. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Tomasello, Michael (2020): Mensch werden. Berlin: Suhrkamp.

Tomberg, Friedrich (1973): Bürgerliche Wissenschaft. Frankfurt/M.: Fischer.

Treiber, Hubert/Steinert, Heinz (1980): Die Fabrikation des zuverlässigen Menschen. München: Heinz Moos.

Trentmann, Frank (2017): Herrschaft der Dinge. München: DVA.

Trillitzsch, Winfried (Hrsg.) (1981): Der deutsche Renaissance-Humanismus. Frankfurt/M.: Röderberg.

Troeltsch, Ernst (2001): Schriften zur Bedeutung des Protestantismus für die moderne Welt. Berlin/New York: de Gruyter.

Uekötter, Frank (2007): Umweltgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. München: Oldenbourg.

Uekötter, Frank (2021): Im Strudel. Bonn: BpB.

Uhle, Reinhard (1993): Bildung in Moderne-Theorien. Weinheim: DSV.

UNESCO (ed.) (1998): Our Creative Diversity. Paris: UNESCO.

UNESCO (Hrsg.) (2016): Bildung überdenken. Bonn usw. DUK.

Veith, Hermann (2001): Das Selbstverständnis des modernen Menschen. Frankfurt/M.: Campus.

Veith, Hermann (2003): Kompetenz und Lernkulturen. Münster: Waxmann.

Venturi, Lionello (1972): Geschichte der Kunstkritik. München: Piper.

Vereinte Nationen (1995): Our Creative Diversity. New York: VN.

Vereinte Nationen (2015): Milleniums-Entwicklungsziele. Bericht 2015. New York.

Vetter, Hans-Rudolf (Hrsg.) (1991): Muster moderner Lebensführung. München: DJI.

Vierhaus, Rudolf (Hrsg.) (1981): Bürger und Bürgerlichkeit im Zeitalter der Aufklärung. Heidelberg: Lambert Schneider.

Vietta, Silvio (2007): Europäische Kulturgeschichte. München: Fink.

Vietta, Silvio (Rationalität – eine Weltgeschichte. München: Fink.

Volkmann, Ute/Schimank, Uwe (Hrsg*innen)(2002): Soziologische Gegenwartsdiagnose II. Opladen: Leske&Budrich.

Vollbrecht, Ralf/Wegener, Claudia (Hrsg*innen)(2010): Handbuch Mediensozialisation. Wiesbaden: VS.

Vovelle, Michel (Hrsg.) (2004): Der Mensch der Aufklärung. Essen: Magnus.

Wagner, Ina (1984): Die neue Ordnung der Welt. Wien: Deutike.

Wagner, Peter (1995): Soziologie der Moderne. Frankfurt/M.-New York: Campus.

Wagner, Peter (2012): Modernity. Cambridge: Polity Press.

Wahl, Klaus (1989): Die Modernisierungsfalle. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Walgenbach, Katharina (2017): Heterogenität – Intersektionalität – Diversität. Opladen/Toronto: Barbara Budrich.

Walker, Karl (2017): Das Geld in der Geschichte. Hamburg: Nikol.

Walter, Rolf (2006): Geschichte der Weltwirtschaft. Köln etc.: Böhlau.

Watson, Peter (2008): Ideen. München: Goldmann.

WBGU (2011): Globale Megatrends. Berlin: WBGU.

WBGU (2016): Der Umzug der Menschheit: Die transformative Kraft der Städte. Berlin: WBGU.

WBGU (2019a): Transformation unserer Welt im Digitalen Zeitalter. Berlin: Selbstverlag.

WBGU (2019b): Unsere gemeinsame digitale Zukunft. Berlin: WBGU.

Weber, Max (1993): Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Bodenstein: Athenäum.

Weber, Max (2006): Religion und Gesellschaft. Frankfurt/M.: Zweitausendeins.

Weber, Max (2008): Wirtschaft und Gesellschaft. Politik und Gesellschaft. Religion und Gesellschaft. Drei Bde. Frankfurt/M.: Zweitausendeins.

Wehler, Hans-Ulrich (2008): Deutsche Gesellschaftsgeschichte. 5 Bde. München: Beck.

Wehling, Peter (1992): Die Moderne als Sozialmythos. Frankfurt/M.-New York: Campus.

Weingart, Peter/Kroll, Jürgen/Bayertz, Kurt (1988): Rasse, Blut und Gene. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Welsch, Wolfgang (1996): Vernunft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Welzer, Harald (2014): Selbst Denken. Frankfurt/M.: Fischer.

Wendt, Reinhard (2007): Vom Kolonialismus zur Globalisierung. Paderborn usw.: Schöningh.

Wengenroth, Ulrich (Hrsg.) (1993): Technik und Wirtschaft. Düsseldorf: VDI.

Wertheimer, Jürgen (2020): Europa. Eine Geschichte seiner Kultur. München: Penguin.

Wesel, Uwe (1997): Geschichte des Rechts. München: Beck.

Wesel, Uwe (2010): Geschichte des Rechts in Europa. München: Beck.

West, Cornel (2020): Den Status quo bedrohen. Gespräch mit Grace Blakeley. In. Der Freitag Nr. 43 vom 22.10.2020.

Wetz, Franz J. (2005): Die Würde des Menschen. Stuttgart: Klett Cotta.

Wetz, Franz J. (2014): Rebellion der Selbstachtung. Aschaffenburg: Alibri.

Wetz, Franz Josef (2005): Illusion Menschenwürde. Stuttgart: Klett-Cotta.

Weymann, Ansgar (1998): Sozialer Wandel. Weinheim: Juventa.

Wimmer, Franz Martin (2004): Interkulturelle Philosophie. Wien: WUV:

Wulf, Christoph (2020): Bildung als Wissen vom Menschen im Anthropozän. Weinheim/Basel: Beltz.Juventa.

Wulf, Christoph (Hrsg.) (1997): Vom Menschen. Weinheim/Basel: Beltz.

Wulf, Christoph/Merkel, Christine (Hrsg*innen)(2002): Globalisierung als Herausforderung der Erziehung. Münster: Waxmann.

Wulf, Christoph/Zirfas, Jörg(Hrsg.)(2014): Handbuch pädagogische Anthropologie. Wiesbaden: SpringerVS.

Zeuske, Michael (2013): Handbuch Geschichte der Sklaverei. Berlin/Boston: de Gruyter.

Ziai, Aram (2007): Globale Strukturpolitik. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Ziai, Aram (Hrsg.) (2014): Im Westen nichts Neues? Baden-Baden: Nomos.

Ziai, Aram (Hrsg.) (2016): Postkoloniale Politikwissenschaft. Bielefeld: transcript

Zichy, Michael (2017): Menschenbilder. Eine Grundlegung. Freiburg/München: Alber.

Zichy, Michael (2023): Die Macht der Menschenbilder. Stuttgart: Reclam.

Zichy, Michael (2024)(Hrsg.): Handbuch Menschenbilder. Wiesbaden: SpringerVS.

Zilsel, Edgar (1976): Die sozialen Ursprünge der neuzeitlichen Wissenschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Zima, Peter (1997): Theorie des Subjekts. Tübingen: Francke.

Zippelius, Reinhold (2010): Allgemeine Staatslehre. München: Beck.

Zorn, Daniel-Pascal (2022): Die Krise des Absoluten. Stuttgart: Klett-Cotta.

Zuboff, Shohana (2018): Das Zeitalter des Überwachungskapitalismus. Frankfurt/M.: Campus.